

Goldmann, Nachum
Eres-Israel, Reisebriefe aus Palästina

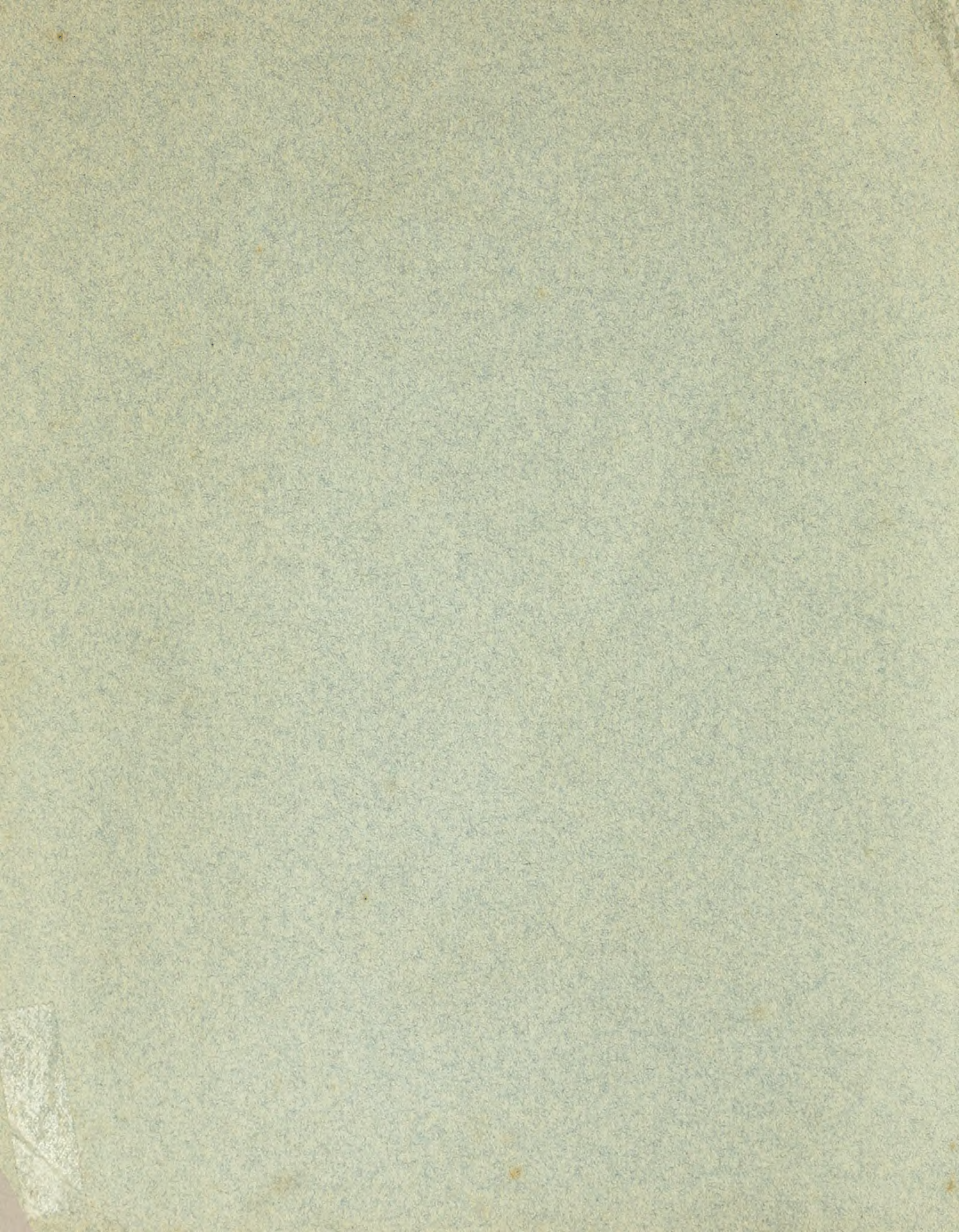
Erez-Israel

(Reisebriefe aus Palästina)

von

Nachum Goldmann.





Erez-Israel

Reisebriefe aus Palästina

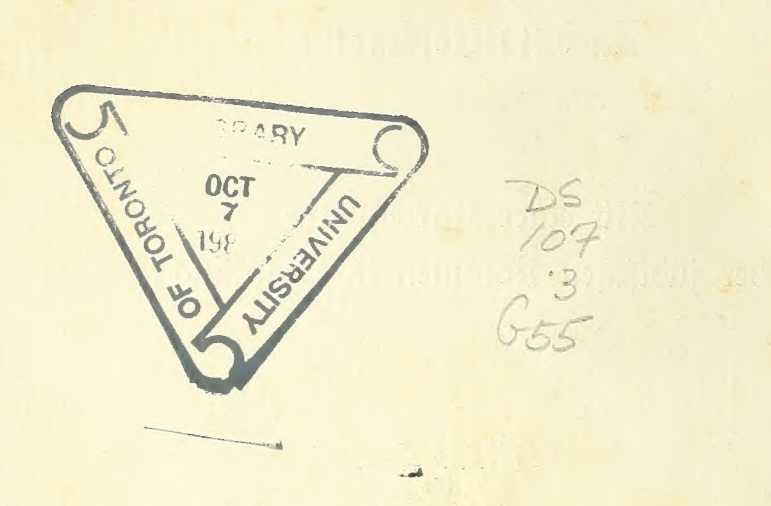
von

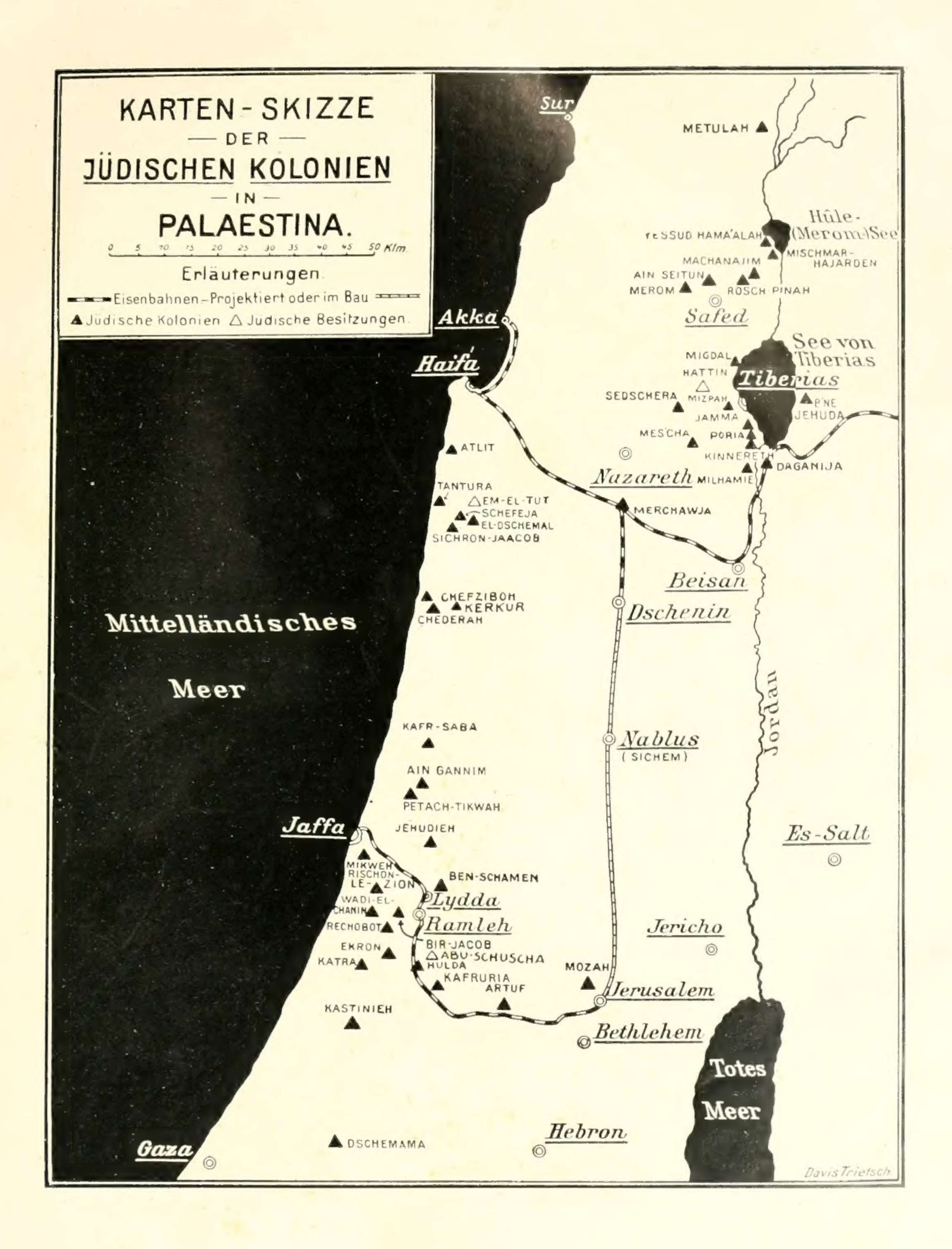
Nachum Goldmann

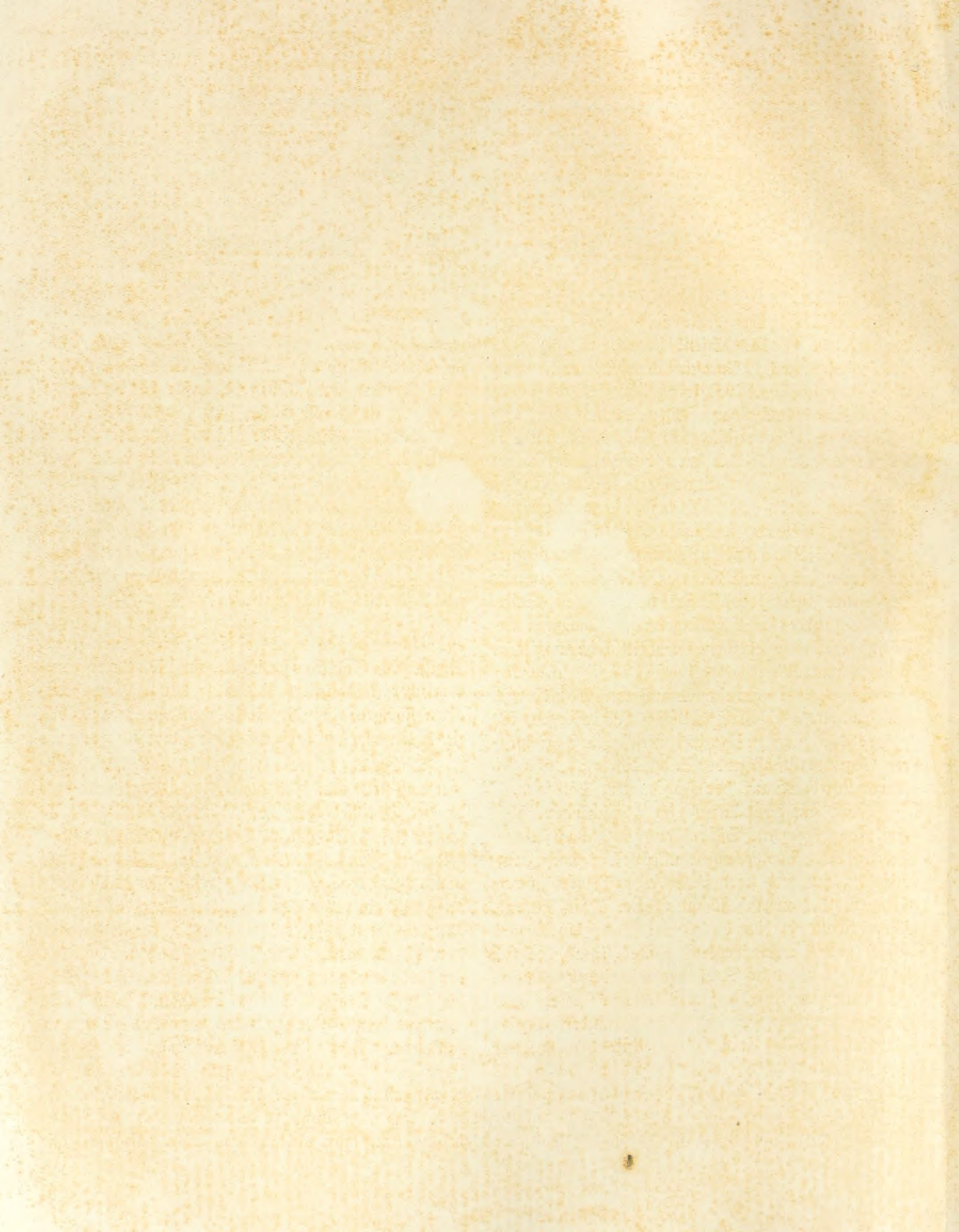
Mit einer Kartenskizze
der jüdischen Kolonien in Palästina



Frankfurt am Main
Verlag von J. Kauffmann
1914




KARTEN-SKIZZE
DER
JÜDISCHEN KOLONIEN
IN
PALAESTINA.
0 5 10 15 20 25 30 35 40 45 50 Klm
Erläuterungen
Eisenbahnen-Projektiert oder im Bau
Jüdische Kolonien
Jüdische Besitzungen
Sur
METULAH
Hûle-(Merom)See
JESSUD HAMA'ALAH
MISCHMAR-HAJARDEN
MACHANAJIM
AIN SEITUN
MEROM
ROSCH PINAH
Safed
Akka
Haifa
See von Tiberias
MIGDAL
HATTIN
Tiberias
SEDSCHERA
MIZPAH
P'NE JEHUDA
JAMMA
MES'CHA
PORIA
KINNERETH
DAGANIJA
ATLIT
Nazareth
MILHAMIE
TANTURA
EM-EL-TUT
SCHEFEJA
EL-DSCHEMAL
SICHRON-JAACOB
MERCHAWJA
Beisan
CHEFZIBOH
KERKUR
CHEDERAH
Dschenin
Mittelländisches
Meer
KAFR-SABA
Nablus
(SICHEM)
Jordan
AIN GANNIM
PETACH-TIKWAH
Jaffa
JEHUDIEH
Es-Salt
MIKWEH
RISCHON-LE-ZION
BEN-SCHAMEN
Lydda
WADI-EL-CHANIN
Ramleh
Jericho
RECHOBOT
EKRON
BIR-JACOB
ABU-SCHUSCHA
HULDA
KATRA
MOZAH
KAFRURIA
ARTUF
Jerusalem
KASTINIEH
Bethlehem
Totes
Meer
Hebron
Gaza
DSCHEMAMA
Davis Trietsch



I.

Auf dem Wege — Die Landung.

Eine Menge recht eigentümlicher Empfindungen durchströmt den nationalen Juden unserer Tage, wenn er das Eisenbahncoupé besteigt, um eine Reise nach Palästina anzutreten. Vor allem sind es zwei von einander ziemlich scharf getrennte Gefühlskomplexe, die seine Wünsche und Hoffnungen nach verschiedenen Richtungen hin lenken: einmal die Gefühle der Geschichte und sodann die Empfindungen der Gegenwart. Bevor man es nicht selbst erlebt hat, weiß man es gar nicht, wie sehr noch Palästina für uns heute ein Zwitterland ist, ein Doppelbegriff, das Land unserer Vergangenheit auf der einen, das Land unserer Gegenwart und Zukunft auf der anderen Seite. Und noch ist es uns nicht gelungen, die zwei Begriffe zu einem einzigen, einheitlich-harmonischen zu verschmelzen.

Das ganze Geheimnis unserer Golustragik, die letzte Ursache aller seelischen Judenfragen, der große Riß zwischen unserer Geschichte und unserer Gegenwart, nirgends empfindet man ihn so schmerzlich als auf der Fahrt nach Palästina.

Dort auf dem Schiff im Zwischendeck hockt ein alter Jude aus Südrußland, der nach einem Leben voller Wanderungen und Leiden nach Erez-Israel fährt, um dort seine letzten Jahre zu verbringen. Träumerisch schaut er ins Meer hinaus, schon schaut er im Geiste Palästina. Aber was schaut er? Die Klagemauer, Rachels Grab, Hebron und die unendliche Zahl der historischen Stätten.

Und über ihm auf dem Oberdeck stehen zwei junge zionistische Studenten am Geländer, blicken gleichfalls in die ferne Weite, leise die Hatikwah vor sich hinsummend. Auch sie schauen schon das Land ihrer Sehnsucht, aber es ist ein ganz anderes Palästina, das sich ihnen zeigt: Tel-Awiw und Rischon-le-Zion und die lachenden Felder Galiläas.

Bringe diese beiden Judentypen zusammen, lasse sie über Palästina miteinander sprechen, sie werden sich nicht verstehen. Sie fahren nach verschiedenen Ländern, nach verschiedenen Stätten. Was für den einen heilig ist, dafür hat der andere nichts übrig. Wofür dieser sein junges Leben hingeben würde, existiert für jenen nicht. Kinder desselben Volkes, derselben Sehnsucht und dabei doch nichts gemein, und Dir bricht das Herz vor Weh über das namenlose Elend unseres Goluslebens.

Und ängstlich bebend fragte ich mich: Wie wird es dort sein? Wird dieser Gegensatz dort nicht mehr existieren? Werden sie dort drüben ihre Harmonie bereits gefunden haben?

*

Wie wird es dort sein? Je mehr das stolze Schiff sich Palästina nähert, um so klarer und deutlicher kristallisiert sich diese bange Frage aus allen übrigen, die die Seele erfüllen, heraus, bis sie schließlich zur beherrschenden Empfindung wird.

Wie wird es dort sein? Voll ängstlicher Erwartung stellt man sich diese Frage. Denn man empfindet, wieviel von der Antwort abhängt: ein ganzes Ideal, ein ganzes Leben von Hoffnung und Glauben. Jedesmal, wenn man im Golus auf ein neues Produkt unseres Elends trifft, jedesmal, wenn man auf ein neues Opfer unserer Zerrissenheit und Würdelosigkeit stößt, tröstet man sich immer wieder: dort ist es anders. Die Hoffnung, daß in Palästina der Jude ein ganz anderes Leben lebt, ist vielleicht die stärkste Kraft, die uns im Goluth noch stärkt und zur Arbeit befähigt. Und nun empfindet man mit jeder Minute, die dahineilt, mehr und mehr: Jetzt wird es sich zeigen, ob es wahr ist, ob dort wirklich das Judentum etwas Natürliches ist, über das man nicht zu reden braucht, das jeder lebt, weil er gar nicht anders kann.

Denn das ist alles, der Inbegriff all unserer Wünsche und Hoffnungen: Wir wollen in Palästina ein natürliches jüdisches Leben schaffen. Bei uns im Goluth ist ja schließlich alles Judentum vor allem nur Wunsch, nur Willensanstrengung, nur Versuch, nur Surrogat. Wir müssen uns unser Judentum jeden Augenblick neu erwerben, jedes jüdische Gefühl ist ein Sieg, jede jüdische Tat ein Opfer. Hier in Palästina soll es anders sein, soll das Judentum eine Selbstverständlichkeit werden. Man soll Jude sein ohne logische Begründung und intensivste Willensanstrengung, man soll sich gar nicht bewußt sein, daß man etwas besonderes leistet, wenn man als Jude lebt. Wenn das erreicht ist, ist alles erreicht.

Und erst wenn man auf dem Schiffe sitzt und Palästina entgegeneilt, empfindet man, wie wohl es sein muß, auch nur einige Wochen in einem Milieu zu leben, wo das Judentum etwas Natürliches ist. Für einen Juden, der mitten im Goluthleben steht, der gezwungen ist, zehnmal im Tage das Wort Judentum im Mund zu führen und alle paar Tage irgendwem zu beweisen, daß es eine jüdische Nation gibt, für ihn ist es wie eine paradiesische Entzückung, das Bewußtsein zu haben: Nun brauchst Du einige Wochen lang über Judentum und Zionismus nicht zu reden, da Du sie leben wirst. — —

Und unter solchen Empfindungen banger Erwartung, freudiger Hoffnung, vorgeahnten Glückes nähert man sich Palästina, und nach sechs Tagen herrlichster Seefahrt erblickt man des Morgens in aller Frühe die Küste Jaffas. Ein langgezogener, mittlerer Streifen am fernen Horizont, der aber rasch deutlicher sichtbar wird. Noch eine Weile, und man sieht Jaffa selbst. Ein höchst malerischer Anblick, diese Stadt am Meeresrande, mit ihren Häusern, die übereinander aufgetürmt erscheinen. Die See ist ruhig, und das Schiff kann Anker werfen.

*

Und nun beginnt die Landung. Man ist innerlich erregt und bereitet sich schier ungewollt auf den großen Moment vor, da man den Boden Erez-Israels betreten wird. Aber aus dem großen Moment wird nichts. Schon in Kairo sagte mir ein zionistischer Freund vor der Abfahrt: „Passen Sie auf, Sie werden beim Betreten Palästinas nichts Außergewöhnliches empfinden. Die Ausbootung und die Landungsbehörden werden schon dafür sorgen.“ Offen gesagt, glaubte ich es ihm nicht recht. Den Boden Palästinas betreten und nichts dabei empfinden! Solche Kraft mutete ich meinen Gefühlen doch zu, daß sie alle prosaischen Gegenmächte der Landung überwinden werden. Aber mein Freund in Kairo behielt recht.

Als das Schiff mitten im Meere — einen Hafen gibt es in Jaffa nicht — hielt, war ich mit einer ziemlichen Dosis von Erregung geladen. Das Schiff steht still, und im Nu stürzt eine Rotte wilder Araber hinein, schreiend, lärmend, daß es schon jetzt schwer fällt, seine Stimmung trotz des ohrenbetäubenden Lärms zu bewahren. Ich bewahre sie trotzdem. Ich steige die Schiffsbrücke hinunter, und bevor ich noch recht weiß, wo ich bin, fühle ich mich von zwei Arabern gepackt, in ein Boot geworfen, und nun gehts einige Minuten im wilden Schaukelspiel der Küste zu. Bei diesem Wurf und dieser Fahrt ging schon ein beträchtlicher Teil meiner aufgespeicherten Sentimentalität verloren; ich betrete dann das Land, werde wiederum von einer Rotte streitender Araber umringt, von denen jeder an meinem Koffer und meinen Kleidern zerrt, werde dann in einen recht finsteren Raum hineingeschoben, in dem die Zollrevision stattfindet, und als ich endlich mich durch all die Scharen der Araber und Beamten mit großer Anstrengung hindurchgezwängt habe und in die erste schmutzige Gasse Jaffas hinaustrete, da ist all der Rest von gehobener Stimmung, der noch da war, vollends geschwunden, und statt dessen empfinde ich innerlich ein freudiges Gefühl der Erleichterung und Befreiung, daß ich aus diesem Gewühl endlich heraus bin, aber auch dieses Gefühl wird bald von der Empfindung verdrängt, die der entsetzliche Geruch, der die Gasse erfüllt, auslöst. Und erst nach und nach, wenn man die erste intensive Empfindung dieses Geruches überwunden hat, steigt langsam wieder das Bewußtsein auf, daß man bereits in Erez-Israel steht und daß der Schmutz, in dem man watet, palästinensischer Boden ist. — —

Dies ist die Geschichte einer Landung in Palästina. Als ich nachher einem hiesigen Freunde davon sprach und ihm mein Leid klagte, daß alle Poesie und Erhabenheit, die man beim Betreten

Erez-Israels doch eigentlich empfinden sollte, dabei verloren gehe, erwiderte er mir lachend: „Ja, daran werden Sie sich hier im Lande schon gewöhnen müssen und werden lernen, sich durch solche äußere Störungen und den Mangel europäischer Bequemlichkeiten nicht in Ihrer Stimmung stören zu lassen.“ Und tatsächlich: es ist schier unglaublich, in welch kurzer Zeit man hier alle elementaren Ansprüche eines Europäers verlernt und sich an die — besonders in den Kolonien — zum Teil noch primitiven Lebensverhältnisse gewöhnt. Es ist dies eine der überraschendsten und gesündesten Wirkungen, die das Land ausübt, indem es sehr schnell den europäischen Einwanderer von aller Ueberkultur und allem Ballast überspannter Zivilisation befreit und ihn zu einem viel einfacheren und anspruchsloseren Menschen macht. Wer aus einer der Metropolen Europas mit ihrer raffinierten Zivilisation nach Palästina kommt, hat die Empfindung, wie wenn er an einem heißen, schwülen Sommertag aus der engen, atembeklemmenden Luft einer Großstadt in die freie, frische, kühle Atmosphäre eines Gebirgsdorfes kommt. Man atmet auf, man fühlt sich freier, stärker. Das Leben hier hat noch jenen kühlenden, erfrischenden Hauch, den nur eine primitive, naive Kultur zu besitzen vermag. Und darum allein ist das Leben in Palästina schon an sich, in seinem Wesen, so viel moralischer als das unsere in Europa. Alles Unmoralische der modernen Ueberkultur fehlt ihm. Es besitzt noch die Reinheit und natürliche Sittlichkeit eines Kindes, das erst am Beginne seiner Entwicklung steht.

II.

Jaffa - Tel - Awiw.

Die erste Wirkung, die Jaffa selbst ausübt, ist durchaus nicht geeignet, den Eindruck der Landung irgendwie zu verbessern; im Gegenteil: Man schreitet durch enge, sehr schmutzige Gassen, gefüllt mit arabischen Händlern, die, zu beiden Seiten der Straße in ihrer monotonen Singsangart ihre Waren anbietend, einen ohrenbetäubenden Lärm machen. Dem Reisenden, der auf dem Hinwege bereits in Egypten geweilt hat, bietet dieses Straßenbild nichts Interessantes mehr, und so werden die unangenehmen Empfindungen, die Ohr- und vor allem Nasennerven in ihm wachrufen, durch kein anderes Gefühl aufgehoben oder auch nur gemildert. Nach einigen Minuten kommt man endlich aus diesem arabischen Viertel heraus und betritt die Hauptstraße.

Hier erst beginnt man zu merken, daß in Jaffa auch 18,000 Juden wohnen. Die Geschäfte sind meist jüdisch, die Menschen auf der Straße größtenteils auch, die Straße selbst ist breit, und wenn auch gewiß nicht europäisch, so doch für orientalische Verhältnisse ziemlich sauber. Kurz: das jüdische Jaffa macht sich bemerkbar.

Das jüdische Jaffa, was nicht gleichbedeutend ist mit dem hebräischen Jaffa. Dieses nehme ich vorderhand nur hier und da wahr. Zwar ist der größte Teil der Firmenschilder auch hebräisch, aber die meisten Laute, die an mein Ohr dringen, sind Jargonworte, allerdings dazwischen oft auch hebräische. Wie wir in Rußland einen russifizierten, in England und Amerika einen anglisierten Jargon haben, so hier in Palästina einen hebräisierten. Hebräisch selbst hört man auf dieser Hauptstraße nur ab und zu, meist wenn ein Lehrer oder Schüler des Gymnasiums vorübergeht.

So gehe ich eine Viertelstunde lang, ziemlich düsteren Gedanken nachsinnend. Habe ich wirklich zu viel gehofft? Denn was ich bisher sehe, läßt mich kaum, kaum empfinden, daß ich in Palästina bin, in Jaffa, dem Zentrum des neuen jüdischen Lebens im Lande. Und mir drängt sich wie von selbst der Gedanke auf: Dies ist nicht Jaffa, das hebräische Jaffa, unser Jaffa. Dies muß dort weiter sein, dort außerhalb der Stadt, dort in — Tel-Awiw.

„Gehen wir rascher!“ rufe ich meinem Führer zu. „Kommen wir schon nach Tel-Awiw?“

„Noch nicht“, repliziert er leise lächelnd und wendet sich von der Hauptstraße weg, rechts einbiegend. „Gehen wir erst durch die deutsche Kolonie. Sie sollen erst sehen, was sie geschaffen haben, „Eure“ Deutschen, damit Sie den Wert dessen beurteilen können, was wir vollbrachten.“

Ich komme in die deutsche Kolonie. Eine ganz andere Welt. Eine saubere schwäbische Kleinstadt, mitten in Jaffa hineingepflanzt. Schmucke Häuschen, von Gärten umgeben, saubere Straßen, auf den Türportalen fromme Sprüche eingraviert die hiesigen Deutschen sind fast alle Templer — und vor den Häusern kleine blauäugige Kinder, in schwäbischer Mundart schreiend. Dies imponiert mir am meisten; diese Kinder, deren Eltern vor 30—40 Jahren eingewandert sind, haben noch den reinen, unverfälschten schwäbischen Dialekt; und unsere Kosmopoliten wollen uns einreden: Rasse und Abkunft seien nichtssagende Zufälligkeiten. . . .

Man merkt es der Kolonie an, daß ihre Bewohner wohlhabend sind. Sie haben hier ihr Glück gemacht, diese schwäbischen Templer. Ihr Fleiß und ihre Ordnung haben ihnen dazu verholfen. Ebenso aber merkt man auch, daß ihnen keinerlei Zukunft hier beschieden ist. Man sieht es sowohl ihnen wie ihren Häusern an, daß sie Fremde

in diesem Lande sind und stets Fremde bleiben werden. Sie haben es nicht vermocht, ein Verhältnis zum Lande zu gewinnen und werden es nie vermögen, Einsässige, Palästinenser zu werden. Schwaben, die ein Zufall nach Palästina verschlagen hat, das sind und werden sie stets bleiben. Ihnen blüht keine Zukunft, sie bilden eine Episode, die bereits ihrem Ende entgegengeht.

So zutreffend diese Beobachtungen sind, auf diese Templer angewandt, so besorgniserregend sind sie, wenn ich mir sage: Gelten sie auch nicht für uns Juden? Werden wir es vermögen, Palästinenser zu werden, uns dem Lande zu akklimatisieren? Denn dies ist klar: Ohne eine solche physische wie vor allem auch innere Akklimatisierung ist an einen dauernden Erfolg unserer Arbeit nicht zu denken.

Schnellen Schrittes, fast laufend, durcheile ich die gefälligen Straßen. Es drängt mich fort, fort nach unserem Tel-Awiw.

Wir gelangen wieder auf den breiten Fahrweg, gehen noch einige Minuten, und plötzlich sagt mir mein Führer: „Bitte, nun Augen links, hier haben Sie Tel Awiw."

Ich, der ich glaubte, es liege noch weiter geradeaus, wende mich links und vor mir liegt Tel-Awiw.

*

Ich erwache wie aus einem Traum. Ich will kaum glauben, was ich da sehe. Vor mir eine herrliche Straße, sauber wie die schönste Allee in Europa, zu beiden Seiten geschmackvolle Häuser, rings von Gärten umgeben, und geradeaus, die Straße abschließend, das imposante, äußerst stilvolle Gebäude des hebräischen Gymnasiums.

Ich schreite hinein, gehe an einigen Läden vorbei, durchschreite dann ein Tor und stehe in der Herzlstraße.

Viele sauber gekleidete Kinder spielen auf der Straße, Gymnasiasten spazieren auf und ab, und fröhliche Laute schwirren durch die Luft. Hebräische Laute. . . Die kleinen Bengels zanken sich hebräisch, die Schüler und Schülerinnen flirten hebräisch, jene Gruppe Erwachsener debattiert, lebhaft gestikulierend, hebräisch, und der erste Bekannte, dem ich — mich vergessend — mit einem fröhlichen „Guten Tag" die Hand reiche, zieht die seinige zurück: „En anu mewinim eth haguten Tag schelcha!" (Wir verstehen nicht Deinen „Guten Tag") erwidert er mir lachend. „Schalom" verbesserte ich mich, und mit einem herzlichen „Schalom ubrachah" schütteln wir uns die Hände.

Tränen steigen mir empor, Tränen des Glücks und der Freude. Hier zum ersten Mal bin ich in Erez-Israel, im neuen Erez-Israel, im Altneuland. Wie ein kleines Paradies erscheint es mir. Wohin ich blicke, nur Freude, nur jubelnde Kinderstimmen, nur fröhliche Antlitze, nur freudige Glücksstimmung, und über alles ergießt die herrlichste Sonne ihre Strahlen; überall nur Licht und Luft, grünende Bäume und lachende Menschen, hier scheint ewiger Feiertag zu herrschen und ewiges Glück.

Ich kann mich kaum satt sehen an diesem Bilde. Und unwillkürlich entsteht vor meinen Augen das Bild einer russischen Kleinstadt und einer Judenstraße in Whitechapel. Dort die enge, atembeklemmende Luft, der Schmutz, der Gestank, die morschen, menschenunwürdigen Löcher, die man Häuser nennt, die gekrümmten Gestalten, die bleichsüchtigen Krämer, die blutlosen Mütter, und hier die freie Luft, der paradiesische Himmel, die schmucken Häuser, die saubere Straße, die gesunden Menschen, die stolzen, kräftigen Jünglinge, die gesunden, frohen Mädchengesichter, die übermütig lustigen Kinder . . . und es sind doch meist dieselben Ghettojuden, die dieses Tel-Awiw geschaffen haben. Vor fünf, sechs, zehn Jahren saßen sie noch zum großen Teil auch in den Judenstraßen Rußlands, — die russischen Worte, die ich noch hier und da auffange, erinnern mich ja von selbst daran. Und doch dieser Unterschied! Das Galuth und Erez-Israel, Whitechapel und Tel-Awiw! Von nun an bedarf es keiner Worte mehr, um die Verneinung des Galuth zu beweisen: dieses eine Tel-Awiw bedeutet hundertfach mehr als alle Theorien.

Nachdem ich mich vom ersten Eindruck erholt habe, durchschreite ich Tel-Awiw. Ich gehe etwas weiter und komme an eine breite, prachtvolle Allee mit kleinen, vor kurzem gepflanzten Bäumen, Bänke zu beiden Seiten. Ich biege in sie ein und sehe vor mir den großen Wasserturm, der die ganze Kolonie mit Wasser versorgt, komme

dann an die erste Straße des neuen Viertels „Nachlath-Binjamin" und stehe bald vor den Sanddünen, die Tel-Awiw vom Meere trennen.

„Noch ein, zwei Jahre", erzählt mir mein Begleiter, einer der Gründer und Leiter Tel-Awiws, „und diese Straße wird bereits zum Meere führen. Der ganze Platz ist schon erworben, ein großer Teil der Parzellen bereits an Privatleute verkauft, und sobald die Straße zu Ende gebaut sein wird, soll am Meere ein Badeplatz errichtet werden, danach ein Hotel. Wir hoffen, daß mit der Zeit sich hier ein lebhaftes Strand- und Badeleben entwickeln wird."

Ich lasse mir Näheres erzählen über die Art der Gründung und Verwaltung Tel-Awiws und höre, daß es sich mächtig vorwärts entwickelt. Vor vier Jahren noch war diese ganze Gegend eine große Sandebene, deren Elle 1—1½ Frs. kostete, heute zahlt man bereits 8—9 Frs. pro Elle. . .

Von Eindrücken gesättigt, kehre ich zu meinem Freunde zurück. Alle düsteren, zweiflerischen Empfindungen sind verschwunden. Ich habe gefunden, was ich gehofft, ja unendlich mehr. In drei Jahren ist dieses Tel-Awiw entstanden, und ich träume davon, was in einem Jahrzehnt, in zweien hier sein wird. Es ist ein schöner Anfang meiner Reise, dieser erste Tag in Erez-Israel. Und als ich spät nachts mich müde zur Ruhe lege, tue ich es mit dem innigen Gebete, daß die folgenden Tage diesem ersten gleichen mögen. . .

III.

Tel-Awiw. — Rischon-le Zion.

Am nächsten Morgen wecken mich die Strahlen der in vollem Glanze erstrahlenden Sonne. Wer niemals aus dem „kalten, finsteren" Germanien — wie Tacitus es nennt — herausgekommen ist, kann sich keine Vorstellung von dieser Sonne machen. Die unsere ist ihr gegenüber nur ein schwacher Abklatsch ihres Glanzes. Hier erst gewinnt man Ehrfurcht vor der Majestät der Sonne; hier versteht man es, daß so viele alte Völker sie als Gottheit angebetet haben; die ganze Welt taucht sie in ein Meer von Licht, und wir engäugigen Europäer müssen uns erst langsam daran gewöhnen, den fast grellen Glanz dieser Sonnenstrahlen zu ertragen. Er verursacht uns zuerst Schmerzen, und wir kneifen in der ersten Zeit die Augen zu, um nur einen kleinen Teil dieser Helle eindringen zu lassen. Und erst wenn man sich an die volle Lichtstärke gewöhnt hat, empfindet man ihre volle Schönheit und Herrlichkeit. Unter einer solchen Sonne kann kein Pessimismus, kein Schwermut gedeihen; der Welt und dem Leben verleiht diese Sonne ein viel froheres und glanzvolleres Antlitz; in Stunden der Gefahr wappnet sie den Menschen mit Mut und erfüllt die Seele mit jauchzendem, die Kräfte verdoppelnden Lebensgefühl. Unter einer solchen Sonne kann nur ein glückliches Volk leben.

Mit solchen beglückenden Gedanken beginnt mir der Tag. Ich trete auf die Straße hinaus und wieder dasselbe freudige Bild wie gestern. Es ist Ferienzeit, und zahlreiche Schüler und Schülerinnen des Gymnasiums füllen die Straße. Man lebt hier überhaupt viel mehr auf der Straße als bei uns. Wenn nicht die Hitze zwingt, im kühlen Zimmer zu bleiben, verbringt man die freie Zeit draußen; zumal am späten Nachmittag, wenn die Hitze vorüber ist und einer angenehmen, erfrischenden Kühle Platz gemacht hat, befindet sich fast ganz Tel-Awiw auf den Straßen.

Die Mehrzahl der Promenierenden bilden die Schüler des Gymnasiums. Das Gymnasium verleiht dem Stadtviertel seinen Charakter, das äußere Bild wird von dem überragenden Gebäude des Gymnasiums beherrscht; das Straßenleben erhält durch die Gymnasiasten seinen besonderen Reiz; das geistige Leben wird zum großen Teil von den Lehrern des Gymnasiums bestimmt. Vielleicht, daß dadurch der Charakter Tel-Awiws zu übertrieben intellektuell wird; doch ist diese Intellektualität nicht so extrem, wie man befürchten dürfte. Nebst vielen anderen Anormalitäten des Galuth scheint der Jude in Palästina auch von seiner einseitig-krankhaften Intellektualität zu gesunden. Dies habe ich nicht nur in den Kolonien, wo es selbstverständlich ist, wahrnehmen können, dies vermochte ich auch an den Schülern des Gymnasiums, wo man es doch nicht so ohne weiteres erwarten darf, zu beobachten. Wer den jüdischen Externen aus Rußland kennt, mit seiner unerträglichen Frühreife, seiner erschreckenden Belesenheit, seiner empörenden Kühnheit, über alles und jedes bereits ein fertiges Urteil zu besitzen, der wird mit doppelter Freude rasch merken, daß dies dem hiesigen Gymnasiasten bereits fehlt. Gewiß ist er geistig viel entwickelter, als wir es aus Deutschland mit seinen teils zu prompt reagierenden Automaten erziehenden Schulen gewöhnt sind, aber eine Steigerung des Intellektuellen, der geistigen Entwicklung ins Ungesunde, fehlt. Diese Jungens — es sind zum Teil schon 18-, 19jährige darunter — tollen und lachen mit herzerfrischender Natürlichkeit, lieben alle Turnen und „Football", und während ihre Kameraden in Rußland bis Mitternacht über Marx und Nietzsche, über Unsterblichkeit und freie

Liebe disputieren, verwenden sie ihre Gedankenarbeit zum großen Teil noch auf die Ertrachtung neuer Lausbubenstreiche in der Schule. Und selbst, wenn sie flirten — und welcher Schüler über 15 Jahre flirtet auch bei uns nicht? —, trägt ihr Flirt einen natürlichen, gesunden Charakter. Kurz: man merkt, daß sich hier ein neuer Typus des jüdischen Intelligenten zu entwickeln beginnt, der schon viele der ungesunden Eigenarten des jüd. Intellektuellen im Ghetto abgestreift haben wird und bereits den ersten großen Schritt darstellen wird zur Gesundung unseres Geistes, zur Herstellung des inneren Gleichgewichtes zwischen unserem Körper und unserem Intellekt.

Bei all dem Gesagten aber ist und bleibt doch Tel-Awiw in seinem Wesen eine Siedelung Intellektueller, und in Anbetracht seiner relativ kleinen Ausdehnung ist hier Intelligenz in Ueberfülle vorhanden. Aus diesem Grunde ließ es mich nicht lange hier verbleiben. Es drängte mich hinaus nach den Kolonien, nach jenen historischen Siedelungen, wo zum ersten Mal seit 2000 Jahren wieder jüdische Hände jüdischen Boden beackert haben. Außerdem: mich trieb es in die Natur Palästinas hinaus. So verließ ich nach anderthalbtägigem Aufenthalt Tel-Awiw, und ich kostete im Geiste schon etwas von dem herrlichen Geschmack eines vorzüglichen Karmelweines, als ich mich auf den Weg machte nach R i s ch o n - l e - Z i o n.

*

Der Weg dauert drei Stunden und ist zum Teil etwas schwierig. Die Sonne brennt in ihrer erbarmungslosen Glut, doch vom Meere streicht ein sanfter, kühlender Wind hinüber, der die Hitze durchaus erträglich macht. Ich gehe eine kurze Zeit an Orangengärten vorbei und gelange nach einer halben Stunde nach M i k w e h - J s r a e l, der landwirtschaftlichen Schule der Alliance. Die Schule selbst befindet sich in einem stattlichen Gebäude, das von einem ansehnlichen Terrain umgeben ist. Als wir hin kamen, trafen wir niemand. Menschenleer; der erste Eindruck war keinesfalls vorzüglich. Wir gehen zum schöngelegenen Grabe Karl N e t t e r s, zu dem eine schöne Allee hinführt und widmen einige Minuten schweigender Verehrung diesem großen Juden, dessen Größe man um so stärker empfindet, als man unwillkürlich an die Juden denken muß, die heute seine Nachfolger sind . . .

Jn einem kleinen, herrlichen Haine, Mikweh-Jsrael gehörig, rasten wir ein wenig, und inzwischen sind auch einige Schüler herbeigekommen, die uns mit Wein und frischem Quellwasser bewirten. Dann gehts weiter. Der Weg führt durch Felder und Wiesen. Ueberall hohes Getreide und Wiesengrün. Der Horizont ist sehr weit und frei und wird im Hintergrunde durch die sanften, welligen Hügelzüge der judäischen Berge abgeschlossen. Ich empfinde wieder in voller Stärke das wonnige Gefühl, auf palästinensischem Boden zu schreiten; doch wird die Freude durch den Gedanken getrübt, daß all dieser Boden nicht unser ist.

Wie getrieben von dem Wunsche, diese Trübung meiner Freude zu beseitigen, frage ich ab und zu meinen Begleiter, einen kräftigen, lustigen Gymnasiasten: „Ist dies schon jüdischer Boden?" „Noch nicht, noch nicht," lautet immer wieder die Antwort. Endlich, nach etwa drei Stunden anstrengenden Marsches, erblicke ich vor mir eine Anzahl von Orangen- und Weingärten. „Hier fängt der Boden von Rischon an," sagt mir mein Führer, und sofort ist alle Ermüdung geschwunden.

*

Jüdischer Boden! Wovon wir draußen so viel gesprochen und so oft geträumt haben, jüdischer Boden in Palästina, jüdisch nicht nur im Sinne juristischen Eigentumsrechtes, sondern des höchsten moralischen Anspruches kraft eigener Erarbeitung, zum ersten Male sehe ich ihn vor mir. Und unter jenem Zwange eigener Selbstvorspiegelung, dem wir nur zu oft im Leben erliegen, unterdrücke ich gewaltsam den aufsteigenden Gedanken, daß dieser Boden doch wohl nicht ganz jüdisch in diesem letzten, höchsten Sinne sein mag, daß arabische Hände die zarten Rebenschößlinge gepflanzt und gepflegt haben mögen. Fort mit diesem störenden Gedanken! Er soll mir nicht den großen, tiefen Eindruck des ersten Momentes verwischen. Aber, wer kennt nicht die Eigenwilligkeit und Trotzköpfigkeit unserer Gedanken und Empfindungen! Sie sind wie mutwillige Kinder; je mehr man ihnen etwas wehrt, um so eher werden sie es tun. Diese Tatsache habe ich nur selten so schmerzlich empfunden, wie beim Betreten Rischon-le-Zions.

Ich schreite durch die Weinberge und wende alle innere Energie auf, um das erhebende Bewußtsein, auf jüdischen Koloniebodeu zu treten, in seiner ganzen Reinheit zu empfinden, und in mir raunt es wie die tückische Stimme eines grausamen Feindes: Aber Araber haben es bearbeitet! Ich betrachte mit Entzücken die farbenstrahlende Blüte eines Orangenbaumes, und die Stimme murmelt: Araber haben ihn gepflanzt; ich schaue mit Stolz auf die starken, gut gezogenen Rebenstöcke, und die Stimme flüstert: Araber haben sie großgezogen. Und ich wage es nicht, meinen kundigen Begleiter nach der Wahrheit dieser Stimme zu fragen; ich weiß es ja, daß er ja sagen wird, und ich fürchte mich vor diesem „Ja" wie ein kleines Kind vor einer strengen, sicher zu erwartenden Strafe.

So betrete ich denn nach einer Weile solchen inneren Widerstreites zwischen Freude und Schmerz die Kolonie selbst mit etwas schwerem Gemüte. Ich fühle mich gerührt und doch niedergeschlagen, glücklich und doch unzufrieden; mein innerer Zustand spiegelt den der Kolonie wider: schön, erhebend, wenn man die Resultate sieht, die erzielt worden sind; unbefriedigend, niederschlagend, wenn man auf die Mittel, auf die Arbeit zurückblickt, der sie zu verdanken sind.

Die Kolonie selbst macht auf den Ankommenden einen sehr schönen Eindruck. Eine breite, saubere Hauptstraße, zu beiden Seiten niedliche Häuschen, von Gärten umgeben, abgeschlossen von der stattlichen Synagoge und durchschnitten von einigen Querstraßen. Doch die Gefühle, die ich auf dem Wege zwischen den Weinbergen empfunden habe, vermag dieses schöne äußere Bild der Kolonie nicht zu verwischen; im Gegenteil, es verstärkt sie. Man empfindet sofort, daß die Menschen, die diese Ansiedlung bewohnen, keine Ackerbauer, keine Landwirte im vollen Sinne des Wortes sind. Es ist mehr der Charakter eines kleinen Städtchens als der einer wahren Kolonie, den Rischon le Zion an sich trägt. Und die Menschen, die ich auf der Straße sehe, bestätigen diesen Eindruck. Viele fein gekleidet, die Damen zum Teil kunstvoll frisiert, im Sprechen, im Leben, in allem Städtern gleichend, nicht Landleuten. Und sodann: ich suche die männliche Jugend und finde sie nicht. Vergeblich spähe ich nach kräftigen, muskulösen Jünglingen mit Händen, die von schwerer Arbeit zeugen, es sind keine zu sehen. Wohin ich blicke, entweder erwachsene, ergraute Männer oder junge Mädchen.

Wo sind sie, die jungen Kolonisten, die Hoffnung und Zukunftsträger jedes Gemeinwesens? Der erste Bekannte, den ich danach frage, und es war meine erste Frage, gibt mir die niederschmetternde Antwort: „Ausgewandert. In Paris, in Nancy, in Amerika können Sie sie finden." Und zur Erklärung — vielleicht zur Entschuldigung — dieser Antwort beginnt er, mir eine lange Geschichte zu erzählen: von den vollen, nie versagenden Händen des Barons und seinen nichtsnutzigen Administratoren, von ewigem Schnorren und stetem Müßiggang, von französischer Erziehung und französischen Idealen, von Pariser Toiletten und Pariser Romanen. Es ist die alte, mir wohlbekannte tragische Geschichte von der Tätigkeit des großen Barons. Doch, wie um mich zu trösten, erzählt er mir zuletzt, daß sich der Zustand jetzt bereits viel gebessert habe, daß die jetzige heranwachsende Jugend bereits in der Kolonie verbleibe, daß man immer mehr und mehr das Prinzip der jüdischen Arbeit zu realisieren beginne, daß ein ganz neuer Geist die Kolonie beherrsche, der Geist der nationalen Wiedergeburt, der Geist eigenen Schaffens und stolzer Männlichkeit. Und er beweist mir dies an Tatsachen. Er nennt sie bei Namen, die jungen Kolonisten, die in der Kolonie verblieben sind. Und diese Tatsache beruhigt, tröstet mich.

Ja, recht überlegt, war es nicht dumm, sich über die arabischen Arbeiter zu ärgern? Wußte ich es nicht im voraus, bereits vor meiner Herkunft! Ist die Geschichte der Tätigkeit des Barons nicht längst bekannt? Was durfte ich also mehr erwarten? Und war schließlich nicht das, was ich fand, durchaus zufriedenstellend unter diesen Umständen? Eine prachtvolle Kolonie, schöne Weinberge, fröhliche Menschen! Was will ich mehr? Es ist alles richtig, — und dennoch: man weiß alles Ungünstige im voraus, und es schmerzt doch, wenn man es wirklich antrifft. An Palästina tritt man eben mit ganz anderen, hundertfach gesteigerten, ganz ungerechtfertigten Anforderungen heran. Hier muß alles gut und schön sein, hier darf keine Schattenseite, kein Fehler sein. Denn dies ist unser heiligstes, unser letztes Juwel. Jede Un[illegible]en,

jeder Fleck an ihm schmerzt tausendfach. Und dabei vergessen wir denn allzuleicht, welche Aufwendung von Arbeit und Energie dazu gehört, um dieses Juwel von dem Schmutz und dem Staub, der sich ihm in jahrhundertelanger Vernachlässigung angesetzt hat, zu reinigen, und welche absurde Forderung es demgemäß ist, daß es bereits jetzt, nach einer relativ so kurzen Frist, völlig blank gereinigt sei. Nicht darauf kommt es bei der Bewertung der Zustände vor allem an, ob bereits alles gut sei, sondern darauf, ob alles besser wird. Mehr als das Resultat gilt uns die T e n d e n z, und die Tendenz ist eine gute, durchaus befriedigende. Es w i r d besser, und in starken Schritten schreitet die Besserung vorwärts.

Diese Gedanken lassen allmählich die traurigen Empfindungen, die meine Freude durchsetzten und trübten, völlig verschwinden. Ein reines Gefühl der Befriedigung, des Glückes erfüllt mich, und froh gestimmt, beginne ich mich zurecht zu machen – so weit es die spärliche Reiseausrüstung gestattet – für den kommenden Sabbat. Mit vielen schönen Hoffnungen gehe ich diesem Sabbate entgegen, meinem ersten Sabbat in Erez-Israel!

IV.

Sabbatnacht in Rischon-le-Zion.

Sabbat in Erez-Israel! Welch' ganz anderen Klang, welch' ganz andere Bedeutung hat doch der Sabbat hier, verglichen mit dem unseren im Galuth. Bei uns ist der Sabbat eine Institution, die in keinerlei Harmonie zu den wirtschaftlichen Verhältnissen unseres Lebens steht, deren Aufrechterhaltung nur unter den größten Schwierigkeiten durchgeführt werden kann, und die darum den Charakter des durch das Gesetz Erzwungenen, Unfreiwilligen an sich trägt. So gern, so freudig auch jeder traditionelle Jude Sabbat feiert, man merkt es dem Sabbat im Galuth – zumal in Westeuropa – an, daß er nur dank der Autorität des religiösen Gesetzes existiert. Wenn ich am Samstag Nachmittag die Friedberger Anlage voll von Juden in Gehrock und Zylinderhut sehe, empfinde ich, daß der Sabbat uns mehr den vom Gesetze diktierten Feiertag als den natürlichen Rasttag bedeutet.

Den Juden, die am Sabbat in der Hauptstraße oder auf dem „Goren" in Rischon-le-Zion spazieren gehen, merkt man es sofort an, daß ihnen dieser Tag der ganz natürliche, selbstverständliche Ruhetag ist, den zu feiern sie die ganze Struktur ihres Lebens – ohne alle Hilfe des religiösen Gesetzes – zwingt. Es versteht sich von selbst für einigermaßen gesittete Menschen, daß man einen Tag in der Woche rastet, und es versteht sich für Juden von selbst, daß dieser Tag der Sabbat ist. Und diese Tatsache, so selbstverständlich und unbedeutsam sie erscheint, ist doch von allergrößter Bedeutung: Sie bildet die Grundlage zur Beurteilung des religiösen Zustandes und der religiösen Entwicklung der palästinensischen Judenheit. Für gute Zionisten und Freunde Palästinas stellt ja diese Frage einen wichtigen Gegenstand ihres Sinnens und Sorgens um das ganze jüdische Leben hier dar. Und die vielen unangenehmen tumultösen Debatten und Kämpfe, die diese Frage in zionistischen wie außerzionistischen Kreisen hervorgerufen hat, sind ja noch in aller Erinnerung. Man wird aber nie zu einem wahren Verständnis dieses Problems gelangen, wenn man es nur vom Standpunkte unseres Galuthjudentums betrachten wird. Und sind alle jüdischen Institutionen und Sitten vor allem religiöse Gebote, die fast ausschließlich kraft der Autorität des Religionsgeistes bestehen: daher die unendliche Mühe, die es erfordert, um ihren Bestand zu sichern; daher die ewige Angst, ob sie die nächste Generation noch beobachten wird.

All dies ist hier anders, radikal verschieden: Was draußen fast allein religiöses Gebot ist, ist es hier nicht, sondern stellt meist nur etwas ganz Natürliches dar. So und so viele Institutionen des Religionsgesetzes beginnen hier wieder das zu werden, was sie im alten Judentum waren: ganz selbstverständliche Bedürfnisse des Lebens. Hier ist Sabbat der für jeden natürliche Ruhetag; hier sind die meisten Feiertage die natürlichen nationalen Festtage; hier sind so und so viele religiöse Gebote die natürlichen Sitten des Alltagslebens. Darum klingt es für einen ausländischen Juden so unglaubhaft, wenn man ihm erzählt, daß beispielsweise das hebräische Gymnasium an allen Feiertagen besonderen Gottesdienst in seiner Aula abhält, oder daß die Druckerei der „Poalei Zion" am Chol-hamoed geschlossen ist. Ich will keinesfalls behaupten, daß damit die religiöse Frage hier gelöst sei und keiner besonderen Sorge bedürfte. Darauf nur soll mit diesen Beispielen hingewiesen werden, daß die Frage hier nicht so schwierig und gefährlich ist als bei uns. Dort verbünden sich alle Mächte des wirtschaftlichen, politischen, geistigen Lebens gegen die traditionelle Lebensführung, hier kommen ihr die Lebensverhältnisse sehr entgegen, ja erfordern sie sogar zum Teil.

Dies Andersgeartete des Milieu habe ich gleich am ersten Sabbat in Rischon-le-Zion empfunden.

Beim Gottesdienst allerdings nicht. Es ist eine sehr interessante Beobachtung, daß keine Seite des jüd. Lebens hier so sehr den Einfluß des neuen Lebens im Lande vermissen läßt wie die synagogale. Das Gebet ist noch ganz das alte geblieben, nicht nur im Inhalte und in der Form — dies ist ja nur selbstverständlich —, sondern in seinem ganzen Charakter, im Geist, der es beherrscht und belebt. Dies geht so weit, daß, während überall die sephardische Aussprache des Hebräischen alleinherrschend ist, das Gebet noch in der aschkenasischen Aussprache abgehalten wird. Und selbst in Tel-Awiw, dem in Dingen des modernen Hebräismus extremen Tel-Awiw, ist es nur nach Kämpfen und auch jetzt nur mit großer Mühe gelungen, in die Gebetssprache die sephardische Aussprache einzuführen; ein interessantes Symptom für die Zähigkeit und Widerstandsfähigkeit des religiösen Lebens.

Ein wenig enttäuscht kehrte ich von der Synagoge zu meinen Wirten zurück, wo wir uns bald zur festlichen Freitagabendmahlzeit niedersetzten. In sehr fröhlicher Stimmung machte ich Bekanntschaft mit einigen eigenartigen, wohlschmeckenden Speisen Palästinas, und die lebhafte Unterhaltung über palästinensische Probleme, die vielen Fragen, die ich in unstillbarer Neugierde an meinen kundigen Gastgeber stellte, bewirkten es, daß die Mahlzeit sich etwas lang hinzog. Nach ihrer Beendigung schlug der Hausherr vor, noch einen kleinen Spaziergang in der schönen Mondnacht zu unternehmen, ein Vorschlag, dem wir alle mit Freuden zustimmten.

Wir traten ins Freie hinaus: welch eine Nacht! Die Luft so frei und rein, ringsum eine erhabene Ruhe und über uns ein Himmel von einer solchen Schönheit und Herrlichkeit, daß Poeten in ihren reizendsten, dichterischen Phantasien sich keinen schöneren ausdenken könnten. Ein Sternenmeer, so reich und strahlend, so dichtbesät mit hellen, funkelnden Sternen, daß der unsere sich neben ihm wie die jämmerliche Kopie eines ewigen Bildwerkes ausnimmt. Als ich zu diesem Himmel hinauf schaute, kam mir unwillkürlich das feierliche göttliche Versprechen, das Abraham gegeben wurde, in den Sinn: „Und ich werde Dich so zahlreich machen wie die Sterne am Himmel." Unser Himmel kann keine Vorstellung geben von der Kraft und Feierlichkeit, die in dieser Zusicherung liegt; erst an jenem Abend empfand ich die ganze Größe und Erhabenheit dieses göttlichen Versprechens. Und alle diese Sterne beherrschend, der Mond! Dieser Mond! Ich habe es in Europa nie verstehen können, wie ein Mensch mondsüchtig werden kann. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß er auf jemand einen so gewaltigen Eindruck machen könnte. Hier habe ich es seitdem begreifen gelernt, und heute wundere ich mich fast, daß man von diesem Mond nicht krank wird. Ich habe einige Tage später bei einer Nachtfahrt von der Kolonie Moza nach Jerusalem es versucht, mich ganz dem Zauber dieses Mondes hinzugeben. Und als ich nach einer Stunde Fahrt mein Zimmer in Jerusalem betrat, da war ich in der Tat wie mondkrank. Schier die ganze Nacht hindurch sah ich ihn über mir leuchten, und mich dünkte es immerzu, als ob es mich mit unwiderstehlichen Banden zu ihm hinaufzöge, als ob mich geheimnisvolle Kräfte nach oben drängten, um mich diesem mysterienerfüllten Glanz ganz zu verschmelzen. . . Es gibt heute nach einer jahrtausendlangen Entwicklung der Lyrik fast keine Naturschönheit mehr, die nicht ihren ewigen Sänger gefunden hätte. Die Mondnacht Palästinas mit ihrem den Geist umstrickenden Zauber, mit ihrer die Menschen verwandelnden Macht hat ihren Dichter noch nicht gefunden. Und ich bin sicher, in der neuen hebräischen Poesie, die sich in Erez-Israel mit der Zeit entwickeln wird, wird die palästinensische Mondnacht eine der ständigen Themen dichterischer Sangeskunst bilden.

All diese Gedanken sind mir erst später in den Sinn gekommen. In jener Sabbatnacht, da ich zum ersten Male dieser Mondnacht gewahr, gab ich mich ganz unmittelbar, nichts denkend und sinnend, ihrer Schönheit hin. Wir gingen auf die Hauptstraße hinaus, und dort war fast die ganze Bevölkerung versammelt, die in der herrlichen Nacht draußen ihren Sabbat genießen wollte. Wie gelähmt von der Wirkung dieser Nacht setzte ich mich bald mit einigen Bekannten auf eine der Treppen der Synagoge nieder. Vor mir die schöne breite Straße mit ihren fröhlichen, promenierenden Scharen und darüber hinaus ein weiter Fernblick — der am Tage bis zum Meere reicht —, über mir der herrlichste Himmel, rings um mich

eine paradiesische Luft und unter meinen Füßen die Erde Palästinas; wo gibt es einen Fleck in der Welt, auf dem ein Jude den Sabbat schöner feiern konnte als hier!

So schön, so unvergleichlich schön dünkte mich alles dieses, daß es mir fast schwer fiel, es alles als Wirklichkeit zu nehmen. Wie ein großer, wunderbarer Traum erschien mir das Ganze, und gar bald begannen seltsame Traumbilder vor meinen Augen aufzusteigen. Die älteste, idyllische Geschichte unseres Volkes flog an meinen Sinnen vorbei: jener würdige Greis mit dem wallenden Haupthaar, der vor der Türe seines Hauses saß, dünkte mich Abraham, der Stammvater, zu sein. Jenes junge Paar, das, Arm in Arm gehend, Liebesworte flüsterte, stellte mir Jakob und Rahel vor. Dort die Reihe singender Mädchen, die hüpfenden Schrittes vorbeieilten, war es nicht Mirjam mit ihrer Schar? Und plötzlich wechselt das Bild. Von der fernsten Vergangenheit trägt mich die Phantasie in die schönste Zukunft. Das rauschende Branden des Meeres dringt dumpf rollend an mein Ohr, und in der Ferne glaube ich ein mächtiges Schiff landen zu sehen, dem eine große Schar junger Helden entsteigt, die gekommen sind, um ihre alte, ewig junge Mutter Zion von der jahrtausendelangen Schmach zu befreien. Ich sehe sie stolzen Mutes gerade auf uns zukommen, schon glaube ich ihre Schritte zu vernehmen, und in der Tat – in geordnetem Zuge schreitet die fröhliche Schuljugend heran, besetzt rasch die breiten Steintreppen der Synagoge und — und beginnt, unter Leitung des Schulleiters palästinensische Lieder zu singen. Mein Traum ist jäh unterbrochen, aber ich beklage mich nicht: von einer schönen Welt bin ich in eine andere versetzt, nicht minder schön klingen diese Lieder meinen Ohren, als jene Bilder meinen Augen erschienen.

Nichts vielleicht von dem, was die Judenheit Palästinas in der kurzen Zeit ihres Hierseins bereits geschaffen hat, trägt mehr den Charakter, den Stempel des neuen Lebens hier an sich als die hiesigen hebräischen Volkslieder. Der ganze lachende Reichtum des Landes hat in diesen bestrickenden Melodien seinen Ausdruck erhalten. Nichts hier von jener traurigen Melancholie, jener kraftlähmenden Traurigkeit, die so viele der Volkslieder charakterisiert: nichts aber auch von der „chassidischen" Gekünsteltheit, von dem unnatürlichen Ziehen und Drehen des Tones, das für die fröhlichen Volkslieder des jüdischen Ostens so bezeichnend ist. Die palästinensischen Lieder sind sehr melodienreich, aber dieser Melodienreichtum ist natürlich, ungekünstelt. Und so einfach sind diese Lieder, so kindlich einfach. Sie scheinen alle für Kinder geschaffen zu sein oder doch für Menschen, die noch fähig sind, glücklich zu sein wie Kinder. Und diese vielen Knaben und Mädchen neben mir auf den Synagogenstufen singen schön. Man empfindet es, daß sie alle gern und oft ihre gesunde Kinderkehlen ertönen lassen. Klar und laut dringen die Töne in die große weite Welt, und als zuletzt das Palästinalied „Poh baarez chemdath awoth" angestimmt wird, dieses einfache kurze Lied, das alle Freude und alles Glück über das neue Leben in Erez-Israel zu so schlichtem und darum so ergreifenden Ausdruck bringt, und das ganze spazierende Publikum einfällt, da schallt der Sang so hell und froh hinaus in die weite, freie Luft, als wollte er aller Welt, den Brüdern dort jenseits des Meeres, den Völkern in allen Ländern des Erdenkreises, den Ahnen tief in der Erde unter unseren Füßen, dem Himmel samt Mond und Sternen da oben über unseren Häuptern, als wollte es allen, allen die Kunde bringen vom neuerstandenen Judenvolke in seinem neuerweckten Judenlande, vom neuen Israel und seinem neuen Zion.

Sehr ungern erhob ich mich von meinem Steinsitze, als die späte Nachtstunde uns gemahnte, die schöne Stätte dieser Mondnacht mit derjenigen des Bettes zu vertauschen, und lange, lange umgaukelten wunderbare Bilder meine Sinne, umspielten herrliche Klänge meine Ohren, ehe der allmächtige Engel des Schlafes auch dieses unter seine allesverhüllenden Flügel verschwinden ließ und mich in sein Reich entführte, wo es keine Lust und keine Freude, aber auch kein Leid und keinen Schmerz gibt. Aber noch bis in dieses allen verschlossene Reich des Schweigens und der Ruhe hinein verfolgten mich die Eindrücke dieser unvergeßlichen Sabbatnacht; noch im Schlafe umkosten mich holde Bilder, und bestrickende Melodien wiegten meine Sinne und umklangen mich wie beglückende Versprechungen nahen Glücks.

V.

Sabbat in Rischon. — Lage der Kolonie. — Jemeniten. — Fröhliche Stunden.

Ich benutzte den Sabbat Vormittag, um die innere Lage der Kolonie kennen zu lernen. Die Kolonisten waren frei, saßen im Hause oder gingen spazieren und hatten Zeit und Muße, mir auf meine Fragen Antwort zu geben. Ich sprach mit verschiedenen Kolonisten, dem Rosch-hawaad, dem Leiter der Weinkellereien, den Lehrern, und konnte nach all dem Gehörten mir ein ungefähres Bild von den Zuständen innerhalb der Kolonie machen. Ob man dieselben gut oder schlecht nennen will, hängt ganz von dem Standpunkt des Beurteilenden ab.

Betrachtet man Rischon-le-Zion als isolierte Kolonie an und für sich, in der eine größere Anzahl einzelner jüdischer Kolonisten sich durch Bebauung der Erde ihren Unterhalt erwerben wollen, so ist die Lage unzweifelhaft gut zu nennen. Die Kolonisten verdienen alle ihren Unterhalt, verdienen sogar größtenteils mehr; der Weinbau ist sehr gut und rationell organisiert, der Verkauf des Weines nicht minder gut, und der Markt der Rischonweine wird größer von Jahr zu Jahr.

Soll also der ganze Zweck einer jüdischen Kolonie in Palästina darin bestehen, ihren Bewohnern durch Bebauung des Bodens Lebensunterhalt zu geben, so kann man mit Rischon durchaus zufrieden sein. Sieht man dagegen in jeder jüdischen Kolonie mehr als dies, sieht man in ihr einen der Steine im großen Gebäude der zukünftigen jüdischen Kultur in Palästina, des künftigen jüdischen Gemeinwesens, dann gestaltet sich das Bild ungünstiger. Denn in diesem Falle kommt es nicht mehr allein darauf an, ob die Kolonisten ihr Brot verdienen, ob die Pflanzungen resultieren, hier tritt vielmehr die andere Frage als entscheidend hinzu: Wie verdienen sie ihr Brot? Dank welcher Mittel, welcher Arbeitskräfte prosperieren die Pflanzungen? Und als ich meinen Gewährsmann danach fragte, da verfinsterten sich seine Züge merkbar, und er gab mir zur Antwort: „Es arbeiten vielleicht 1000 arabische Arbeiter in der Kolonie, aber gewiß keine 100 jüdische." Da wußte ich denn, daß Rischon-le-Zion noch lange, lange nicht das ist, was es sein soll. Und wußte, daß ich in Zukunft nicht mehr beim Schlürfen eines köstlichen Karmelweines das erhebende Bewußtsein werde haben können: es ist jüdischer Wein, in dem Sinne, daß jüdischer Hände Arbeit ihn großgezogen hat. Juden gehört er wohl, Juden haben die Trauben gekeltert, Juden besorgen seinen Absatz in der Welt, drinnen auf dem Weinberge aber haben Araber ihn gepflanzt, gepflegt und meist auch geerntet.

Ich habe diesem schmerzlichen Gefühl dem Rosch-hawaad gegenüber, mit dem ich lange und eingehend über diese Frage mich unterhielt, kräftig Ausdruck gegeben; er versuchte, in längeren Ausführungen Entschuldigungsgründe für diesen Zustand herbeizubringen und naturgemäß die Kolonisten möglichst zu rechtfertigen. Sehr vieles von dem, was er vorbrachte, war sehr treffend und richtig, und als er seine interessanten Darlegungen mit den Worten schloß: „Sie können nicht fordern, daß jeder einfache Kolonist ein Idealist sei und statt Araber für 2 Bischlik (gleich 1 Franc) pro Tag Juden beschäftigen soll, die 2 Franc fordern und für die Arbeit nicht so tauglich sind", da mußte ich im Innern zugeben, daß es tatsächlich nicht angeht, von jedem Kolonisten ein solches Opfer zu fordern.

Im Gegenteil, die Kolonisation in Palästina ruht erst seit der Zeit auf gesunden Füßen, da in ihr das egoistische, kaufmännische Prinzip durchgedrungen ist, das jeden Kolonisten dazu zwingt, vor allem auf sein Interesse bedacht zu sein und möglichst viel für sich herausschlagen zu wollen. Solange die Kolonisten im Glauben lebten, tagtäglich für das jüdische Volk zu leiden und ihr ganzes Leben als Opfer für das Judentum ansahen, war die Kolonisation eine Zdotohsache und weiter nichts. Heute sind die meisten Kolonisten doch schon von dieser Ansicht entwöhnt und wissen, daß sie vor allem auf sich selbst angewiesen sind. Und wo das noch nicht ist, suchen wir es durchzusetzen; da ist es denn in der Tat unmöglich, von jedem Kolonisten zu fordern, nur jüd. Arbeiter zu beschäftigen, wenn dies wirklich so viel teurer zu stehen kommt, wie es mein Gewährsmann behauptete. Nun, ich habe seitdem alle übrigen jüd. Kolonien besucht, habe dort vielfach doch viel bessere Zustände in dieser Hinsicht gefunden als in Rischon-le-Zion und habe so die Ueberzeugung gewonnen, daß es doch nicht so schlimm bestellt ist, wie es mir in Rischon gesagt wurde; daß der jüd. Arbeiter auf der anderen Seite viele Vorzüge hat und die größere Ausgabe an Löhnen durch manches andere zum Teil wieder ausgeglichen wird. Trotzdem bin ich bei der Ansicht verblieben, daß, so wie die Verhältnisse heute liegen, das Postulat der jüdischen Arbeit nicht unbedingt an jeden Kolonisten gestellt werden kann. Was aber gefordert werden kann, ist dies wenigstens, daß die Kolonisten das Ungesunde und Gefahrvolle des heutigen Zustandes empfinden und sich bemühen, ihn zu bessern. Und dieses Sorgen um eine Besserung habe ich in Rischon nicht wahrnehmen können. Dies ist es, was auf mich den ungünstigsten Eindruck gemacht hat. Denn die Gleichgültigkeit gegenüber der Frage der jüdischen Arbeit, die man den meisten Kolonisten anmerkt — eine Anzahl rühmlicher Ausnahmen ist natürlich vorhanden —, zeugt von einem Tiefstand des nationalen Empfindens.

Nicht, als ob der Rischoner nicht als nationaler Jude empfindet: diese Alltagserscheinung des Goluth ist in Palästina ein Monstrum, nach dem man mit Lichtern suchen muß, von gewissen engeren Kreisen abgesehen. Was ihm aber zum großen Teil mangelt, ist die Sorge um nationale Interessen, das Bestreben, mit beizutragen zur Erfüllung dringender nationaler Aufgaben. In dieser Hinsicht steht Rischon hinter mancher anderen Kolonie zurück. Und daß dies so ist, das verdankt es den Verwaltern des Barons. Nirgends haben diese so sehr ihr Wesen getrieben als in Rischon (und Sichron-Jakob). Es ergreift einen noch heute ein Zittern der Empörung, wenn man aus dem Munde mancher Kolonisten von den Willkürlichkeiten und Freveltaten dieser demoralisierten Sprößlinge Pariser Boulevardkultur hört. Und wenn noch heute der Rischoner eine besondere Vorliebe für Pariser Toiletten hat, wenn noch heute in so und so vielen einfachen Kolonistenhäusern in Rischon der Besucher mit Befremden in einen regelrechten Salon geführt wird mit einem Klavier darinnen, wenn noch heute das Wort Paris für manche Rischoner — allerdings nur sehr wenige — einen zauberischen Klang besitzt, dann hat an all dem fast ausschließlich die Verwaltung des Barons schuld. Es hat sich seit ihren Tagen — vor nunmehr 13 Jahren wurde ihr ein Ende gemacht durch die Uebernahme der Kolonien durch die Ica — viel gebessert: wenn früher die Jugend vorwiegend französisch sprach, so herrscht heute dafür das Hebräische vor: wenn der Rischoner früher für alle Sorgen und Mühen nur die eine Hilfe wußte: den Baron, so ist er heute zu einem nüchternen, energischen, auf sich selbst stehenden Mann geworden, aber alle Wirkungen haben natürlich noch nicht beseitigt werden können.

Jedenfalls aber — diese Wahrnehmung habe ich wieder machen können — die Tendenz zur Besserung ist da. Es ist noch viel zu tun, damit Rischon eine wahrhaft ganz jüdische Kolonie sein wird, in der nur jüdische Hände arbeiten werden, aber es geht vorwärts. Es ist trotz aller arabischen Arbeiter doch eine sehr schöne Leistung, wenn der Weinbau, bei dem der Baron früher Millionen verloren hat, heute so glänzend prosperiert, dank der Energie und der Umsicht der Kolonisten. Und wenn man im ganzen Lande beginnen wird, mit Energie an die Lösung der Frage der jüd. Arbeit zu gehen, wird gewiß auch in Rischon der Zustand sich ändern. Zu Pessimismus und Verzweiflung ist keinerlei Grund vorhanden.

*

„Wollen wir nicht jetzt von der Bourgeoisie zum Proletariat uns wenden?“, fragte mich nach einigen Besuchen bei Kolonisten mein liebenswürdiger Gastherr, der Leiter der Schule in Rischon. „Mit Vergnügen“, war meine Antwort, und in der Tat hatte ich im Stillen ein Gefühl der Sehnsucht gehabt nach diesen „Proletariern“. Schließlich war ich nicht nach Palästina gefahren, um Plüschmöbel und importierte Klaviere zu sehen, jede von harter Feldarbeit gebräunte Arbeiterhand dünkte mich mehr wert als alle diese „Kultur“, und so achtete ich nicht der Mittagshitze, des sandigen Weges, als mir mein Führer vorschlug, zu den Yemeniten hinauszugehen.

Die Yemeniten wohnen neben der Kolonie in einer besonderen Niederlassung, deren Häuser der Nationalfonds erbaut hat. Wir kamen bald hin und fanden die gesamte Bevölkerung in schönster Sabbatstimmung. Die Kinder spielten, und die Erwachsenen lernten.

Wir traten in das Häuschen des „Chachams“, eines Greises mit einem prachtvollen vollen Charakterkopf, der mit Thorastudium beschäftigt war. Das Zimmer — die Häuschen bestehen aus einem Zimmer und Küche — war sehr sauber gehalten, und die sehr junge Hausfrau machte gleichfalls den besten Eindruck. Mit dem Chacham selbst knüpften wir ein Gespräch an, das mir Gelegenheit gab, seine reiche Kenntnis in Thora und Talmud zu bewundern. Fast jeder Satz war mit einem talmudischen Ausdruck durchsetzt, und sehr oft bediente er sich ganzer Verse oder Sprüche aus Thora und Gemarah.

Ich habe im Laufe der Reise, während der ich öfters die Yemeniten aufsuchte, wahrnehmen können, daß sie alle das jüdische Schrifttum eifrig studieren und viele in ihm sehr beschlagen sind. Neben dem Talmud steht auch der „Sohar“, das Meisterwerk der Kabbalah, bei ihnen in hohem Ansehen. Auch äußerlich machen sie fast alle einen sehr guten Eindruck. Ich wunderte mich über ihr kräftiges, gesundes Aussehen, trotz der grausamen Not, unter der sie im Yemen zu leiden haben. Und allgemein wurde mir gesagt, daß sie bei ihrer Ankunft aus dem Yemen wahren Jammergestalten zu gleichen pflegen und erst im Laufe ihres Aufenthalts im Lande dieses kräftige Aussehen und diese gesunde Struktur gewinnen. Ich fragte, wie lange diese Rischoner Yemeniten schon im Lande weilten; drei Jahre, war die Antwort, und wiederum konnte ich darob erstaunen, welche Zauberkräfte diesem Lande innewohnen und welche menschenwandelnde Wirkung es auszuüben vermag.

Ich erkundigte mich nach ihren Lebensverhältnissen, und sie erklärten meist, daß sie durchaus zufrieden seien. Die Erlösung aus einem Martyrium namenloser Leiden, der Aufenthalt in der freien, gesunden Luft Palästinas, ihr Glücksgefühl, in Erez-Israel, dem sie mit ergreifender Liebe anhängen, zu wohnen, — welch' Wunder, daß sie sich glücklich fühlen! Immerhin hatten sie doch über so manches zu klagen. Manche beschwerten sich über die geringen Löhne, die zum Unterhalt ihrer Familien nicht ausreichten. Wie ich feststellen konnte, waren ihre Klagen meist berechtigt. Alle aber befanden sie sich in heftiger Erregung über ein — wie sie es nannten — ihnen zugefügtes Unrecht, das sie zugleich als Herabsetzung empfanden. Es handelt sich um folgendes: In der Nähe von Rischon gründet das Odessaer Komitee der Chowewei-Zion eine Arbeiterkolonie „Nachlath-Jehuda“ zur Erinnerung an den großen Verfasser der „Autoemanzipation“, Pinsker. Es werden etwa 25 Arbeiter angesiedelt, von denen jeder 10 Dunam Boden erhält. Außerdem sollen 30 Yemenitenfamilien dort ansässig gemacht werden, die noch keine Häuser in Rischon haben. Von diesen soll jede nur 2 Dunam Land erhalten. Darob waren die Yemeniten sehr empört. Vor allem: Warum gibt man den Aschkenasim 10 und ihnen nur 2 Dunam? Und ferner: Es gibt in Rischon 45 Yemenitenfamilien, die keine Häuschen haben; es forderten daher die 30 mit Boden Bedachten, daß man auch den übrigen einen Teil gebe; andernfalls weigerten sie sich, die ihnen angebotenen Plätze zu akzeptieren.

Dieser ganze Zwischenfall war mir sehr interessant; er zeigte mir, wie empfindlich diese Yemeniten sind, und wie schwer sie jede Zurücksetzung gegenüber ihren aschkenasischen Brüdern verletzt. Es war mir dies schon eine Aeußerung des für die Zukunft entstehenden, schwierigen Problems des Zusammenlebens und der Vermischung dieser zwei Judentypen. Denn bei allem brüderlichen Entgegenkommen, mit dem den Yemeniten heute von den Kolonisten und Arbeitern — besonders von diesen — begegnet wird, ist von einem wahren

Zusammenleben noch keine Rede. Sie wohnen fast überall in einer besonderen Ansiedelung abseits von der Kolonie und leben ausschließlich unter sich. Daß sich das im Laufe der Zeit ändern muß und wird, ist klar. Daß diese Aenderung aber nicht so ohne weiteres, nicht so glatt vor sich gehen wird, dafür hat mir der Fall in Rischon einen drastischen Beweis gegeben.

*

Nach diesem etwas anstrengenden Vormittag wollten wir den Nachmittag der Ruhe und dem Vergnügen widmen. Wir besuchten zunächst den öffentlichen Park, einen wunderschönen Garten mit herrlichen Palmalleen, den der Baron hat pflanzen lassen. Als wir aus dem Garten auf die Hauptstraße hinaustraten, war fast die ganze Kolonie versammelt. Unter allgemeiner Zustimmung wurde beschlossen, auf die Dünen zu gehen.

Diese Dünen beginnen unmittelbar bei der Kolonie und erstrecken sich zwei Stunden lang bis zum Meere. Bald waren wir oben. Es bot sich hier ein prachtvolles Bild! Von der einen Seite das schöne Panorama der Kolonie, umgeben von einem breiten Kranz von Gärten und Weinbergen, und von der anderen Seite die weite Fläche der Dünenhügel und dahinter das große, majestätische Meer. Der Sand dieser Dünen ist sehr rein und weich, und so entwickelte sich bald ein fröhliches Treiben. Man rollte die Hügel hinab oder wurde gewaltsam hinuntergerollt, die Kinder schlugen Purzelbäume, und rasch war auch ein kleiner Chor beisammen, der die fröhlichsten Lieder zum Besten gab. Es war für mich fast rührend, diese mutwillige Freude der Jugend zu beobachten. Von welch glücklicher, natürlicher Seelenverfassung zeugte sie doch! Und ich mußte wieder an die jüdische Jugend in Rußland denken, die teils in der verfehlten, alle Jugendlust ertötenden Erziehung des Cheders und der Jeschiwah, teils in der noch gefährlicheren ungesund frühreifen Entwicklung ihres Intellektes durch Lektüre und Studium den Begriff mutwilliger, kindlicher Ausgelassenheit nicht kennt. So getollt und gelacht wie die Rischoner an diesem Sabbat Nachmittag — auch die Erwachsenen nahmen teil an der allgemeinen Freude — haben wir schon nicht seit langer, langer Zeit: mir erschien diese sich drängende, neckende, hüpfende, lachende Schar als das Symbol unseres neuen Glücks im Lande der Väter.

Mit Sonnenuntergang gingen wir schon zurück. Denn es galt, sich vorzubereiten auf die große musikalische Veranstaltung, die nach Abendbrot stattfand. Als wir nach dem Abendessen hinkamen, war das ganze geräumige Beth-haam schon überfüllt, und immer neue Scharen kamen. Diese Ueberfüllung machte naturgemäß eine musterhafte Ordnung und Ruhe unmöglich. Trotzdem verlief der Abend in bester Stimmung. Die Kapelle — gebildet aus jungen Kolonistensöhnen — spielte sehr schön, ein kleines hebräisches Lustspiel, das aufgeführt wurde, gelang vortrefflich, und als man gegen Mitternacht die Bänke wegräumte zum Tanz, da dachte noch niemand an Müdigkeit und Schlaf. Bald begannen die Tänze.

Mit der Aenderung so vieler Lebensgewohnheiten haben sich hier auch die Tänze radikal gewandelt. Nicht der frivole Walzer, nicht der vieldeutige, sinnenreizende Two-step, keiner unserer europäischen Tänze, die fast alle einer erotischen, frivolen Note nicht entbehren und erst durch diese vollen Reiz erhalten, wird hier getanzt. An ihre Stelle sind Ronda und Hora getreten, Tänze von fröhlicher Natürlichkeit und naiver Einfachheit. Nicht Paar und Paar, sondern in Reihen, in Kreisen wird getanzt, und die Musik, die begleitet, hat auch nichts mehr von der prickelnden Koketterie Wiener Walzermelodien. Melodisch, gesund und natürlich erklingen ihre Weisen, und wenn nach und nach das Tempo rascher wird, die Tanzbewegungen wilder, stärker, ja zuweilen in Leidenschaftlichkeit übergehen, so ist doch diese Leidenschaftlichkeit eine reine, allein durch das Tanzen erreichte. Die Frau steht hier nicht im Mittelpunkt des Tanzes, wie oft sah ich die Hora nur von Männern getanzt, und der Tanz verliert dadurch nichts. Demgegenüber denke man sich die Karikatur eines „schönen" Two-step, von zwei Männern getanzt, und man hat an diesen zwei Beispielen den ganzen Unterschied palästinensischer und europäischer Tänze, zugleich den ganzen Unterschied zwischen der hiesigen natürlichen, naiven Fröhlichkeit und der unseren, meist von Frivolität durchsetzten Lustigkeit.

VI.

Rechoboth. — Gederah.

Müde von den Anstrengungen des letzten Abends lag ich noch in tiefem Schlafe, als ich plötzlich durch ein lautes Konzert zwitschernder Vogelstimmen geweckt wurde. Auf der großen Terrasse des Hauses hatten sich oben im Dachgesimse unzählige Vögel eingenistet, die schon um 5 Uhr morgens dem anbrechenden Tage ihre laute Reverenz erwiesen. Mein Versuch, wieder einzuschlafen, mißlang völlig. Als ob sie darin eine Beleidigung der gesamten Tierwelt erblickt hätten, beeilten sich die Fliegen, ihren Brüdern von der Terrasse zu Hilfe zu eilen, und durch Summen, Kribbeln, Kitzeln schienen sie mir die Lektion erteilen zu wollen, daß in Palästina das Frühaufstehen ganz besondere Pflicht ist. Was also tun? Den Kampf gegen die Schreier auf dem Dache und die frechen Peiniger im Zimmer aufzunehmen, verspürte ich keine Lust; so sprang ich denn aus dem Bette, machte Toilette — sie ist im herrlichen Palästina ach so rasch gemacht —, und trat hinaus auf die Terrasse. Ringsum herrschte die andachtsvolle Ruhe des Frühmorgens, die Luft war kühl und rein, und über den Feldern und Weinbergen lag noch der leichte Tau der Nacht. Je länger ich im Lande verweilte, umsomehr habe ich diese Stunden des frühen Morgens lieben gelernt. Die Stunden zwischen 4 bis 7 in der Frühe und von 7 Uhr an am Abend sind die schönsten in Palästina. Keine Hitze, kein Staub, sind diese Stunden die schönsten zum Arbeiten wie zum Genießen. Ich machte einen kleinen Spaziergang durch die Weinberge, die alle wohlgepflegt und gut entwickelt aussahen, nahm dann rasch ein kleines Frühstück ein und verabschiedete mich von meinem freundlichen Gastgeber.

Ich wollte noch in der Frühe nach Rechoboth gelangen. Vorher besuchte ich noch die riesigen Weinkellereien mit ihren großartigen Einrichtungen, schlürfte dort ein Glas herrlichsten Rischonweines; dann sagte ich der schönen Kolonie Lebewohl, ein letztes Händedrücken, ein letzter Gruß dem schönen Rischon le Zion, und schon hatte ich die Straßen der Kolonie verlassen und war bereits im freien Feld. Vor mir ein ähnliches Bild wie auf dem Wege nach Rischon. Eine weite Ebene, am Horizont die langgestreckte Hügelkette der judäischen Berge. Die Sonne hatte noch nicht ihre Mittagsglut erreicht, noch war es kühl und frisch, und es ging sich vortrefflich auf dem sandigen Boden. Das unbefriedigende Gefühl, auf arabischer Erde zu schreiten, quälte mich diesmal nicht so sehr als auf dem ersten Marsche, denn kaum verließ ich den Boden Rischons, da sah ich schon Waadi-Chanin und Neß-Ziona vor mir, die hübsche kleine Doppelkolonie, die zwischen Rischon und Rechoboth liegt. In dem schönen, kleinen Haine dieser Kolonie machten wir Rast, wurden von den freudig herbeigeeilten Kolonisten mit herrlichen Orangen bewirtet, und dann ging's weiter. Eine Stunde, nachdem wir Waadi-Chanin verlassen hatten, langten wir in Rechoboth an.

Rechoboth bietet einen ganz anderen Anblick als Rischon. Rischon macht den Eindruck einer kleinen Stadt, nach bestimmtem System angelegte Straßen, die Häuser dicht beisammen; Rechoboth gleicht viel mehr einer wahren Kolonie: die Häuser weit zerstreut, überall kleine Gärten, man merkt es dem äußeren Bilde an, wie diese Kolonie langsam sich entwickelt hat und ständig im Wachsen begriffen ist. Ueberall konnte ich Neubauten wahrnehmen. Und was für das äußere Aussehen gilt, trifft auch für den ganzen Charakter dieser Kolonie zu. Unter allen Ansiedelungen des Landes ist sie eine der angenehmsten und sympathischsten. 1890 durch die Gesellschaft „Menucha wenachlah“ gegründet, hat diese Kolonie niemals den demoralisierenden Einfluß der Verwaltung des Barons so stark empfunden wie Rischon und andere Kolonien. Auch in geistiger, nationaler Hinsicht war es stets eine der besten Kolonien gewesen, und ich fand dort viel mehr jüdische Arbeiter als in Rischon. Auch Rechoboth beschäftigt sich hauptsächlich mit Pflanz-

ungen, doch nicht ausschließlich mit Weinkultur; es hat auch viele Mandel-, Olivenpflanzungen und auch Bojaren.

Ich verbrachte den Nachmittag in einer dieser großen Bojaren und hatte die Möglichkeit, die Einzelheiten der Orangenkultur und die außerordentliche Arbeit und Sorgfalt, die sie erfordert, wahrzunehmen. Der Abend galt wieder dem fröhlichen Beisammensein mit der Jugend der Kolonie, das in ausgelassenster Stimmung bis Mitternacht währte. Als ich in der herrlichen Mondnacht nach meinem Hotel zurückkehrte, begegnete ich auf der Straße einem älteren Manne mit grauweißem Barte, bis an die Zähne bewaffnet und unablässig auf und abgehend. Ich begriff, daß es ein „Schomer" ist, wunderte mich jedoch über das Alter des Mannes und knüpfte mit ihm eine Unterhaltung an. Er erzählte mir, daß er bereits 28 Jahre in Palästina lebe, früher sehr vermögend gewesen sei, sein Geld aber in Kolonisationsarbeiten eingebüßt habe und nunmehr Schomer sei. Das tragische Schicksal, das ihn getroffen, hatte seinen Idealismus auch nicht im geringsten vermindert; er war noch ebenso hoffnungsfroh und enthusiastisch wie damals, da er als Jüngling ins Land kam. Er erzählte mir von all den Plänen, die ihn bewegten, klagte über das langsame Fortschreiten der Arbeit in Palästina, die ein viel schnelleres Tempo einnehmen müsse, schilderte mir manche seiner Abenteuer auf seinem nächtlichen Wachtposten, bei denen er bereits manche Wunde davongetragen hat, und alle seine Worte waren von einem derartigen Feuer, von einer so unendlichen Liebe zum jüdischen Volke und zu Palästina, von einem so tiefen Glauben an die herrliche Zukunft unseres Volkes getragen, daß ich, der ich der jüngstgeborene Sohn dieses Helden sein könnte, mich schier schämte, von ihm an Schwärmerei und Enthusiasmus übertroffen zu werden.

Solcher Gestalten habe ich während meiner Reisen noch manche getroffen, und jedesmal, wenn ich einem dieser Helden begegnete, schied ich von ihm mit hundertfach gestärkter Gewißheit, daß wir unser Ziel erreichen werden. Ein Ideal, wofür solche Männer ihr Hab und Gut, ihre beste Kraft, ihr Leben hingeben, die Welt wäre nicht wert, daß sie existiert, wenn dieses Ideal in ihr nicht realisiert werden könnte.

*

Der folgende Tag war für einen Ausflug nach Gederah bestimmt. In seltsam gehobener Stimmung machte ich mich fertig. Gederah — das ist die heiligste aller Kolonien, die Stätte der Leiden und Heldentaten der Biluim*, die größte Ruhmesstätte Neupalästinas.

Da der Weg etwa vier Stunden dauerte, der Tag zudem sehr heiß war, nahm ich einen Esel. Mit mir ging ein Araber als Führer. Ein hübscher, stolzer Kerl, sonnengebräunt, muskulös und von fröhlicher Laune. Wir wurden rasch Freunde und suchten, so gut es ging, eine Unterhaltung zu führen. Er sprach nur arabisch, wußte jedoch einige Brocken hebräisch — früher hat er Araber, die hebräisch sprechen [illegible], und so ließ sich noch eine Verständigung, wenn auch mit großer Mühe und Not, erzielen. Das erste, was er mir sagte, war die Bitte um ein Bakschisch. Er hätte Geld jetzt ganz besonders nötig, sagte er mir, denn er wäre im Begriff, eine zweite Frau zu kaufen. Mich interessierten diese Verhältnisse, und so erkundigte ich mich nach ihnen. Die Preise für eine Frau schwanken in seinem Dorf zwischen 200 und 2000 Frs. „Was hast Du für Deine erste Frau bezahlt?" fragte ich ihn. „Die habe ich billig erhalten," war die Antwort. „Durch Tausch." Er habe seine Schwester dem Bruder seiner Frau gegeben und dafür dessen Schwester erhalten. Jetzt aber möchte er eine zweite kaufen, doch fehlten ihm zum nötigen Gelde noch etwa 100 Frs. Darum „Bakschisch, Chawadscha! Bakschisch!" Als ich eine zustimmende Gebärde machte, hüpfte er vor Freude und gab mir den ganzen Weg über keine Ruhe mit seinen Gesprächen.

Mein Weg führte an Jabneh vorbei, dem alten, berühmten Sitze des Synhedrions, heute ein elendes Araberdorf. Ich passierte noch manches andere und konnte die Wohnart dieser Fellachen beobachten. Die Häuser sind elende Lehmlöcher, in denen Menschen und Vieh zusammengepfercht liegen. Der Schmutz, der da herrscht, ist entsetzlich. Kein Wunder dann, daß die meisten Kinder, denen ich begegnete, augenkrank waren. Die Kinder sterben an den

* Die Biluim sind die Chaluzim, Studenten, die 1882 die Universität verließen und als Pioniere nach Palästina gingen.

Arabern wie die Fliegen, und wären nicht die Vielweiberei und die außerordentlich große Geburtenziffer, so wäre von ihnen schon längst keine Spur mehr vorhanden. Am besten scheint es in diesen Dörfern den Hunden zu gehen, die unbelästigt und wohlgenährt — dem Araber ist es verboten, Hunde zu töten — jeden Reisenden mit ohrenbetäubendem Gebell empfangen, aber bei der geringsten Drohung feige die Flucht ergreifen, ungewohnt, daß jemand den Stock wider sie erhebe.

Nach einem zweistündigen Ritte kam ich in Gederah an. Eine kleine, freundliche Kolonie, die in ihrem Aussehen nichts Besonderes bietet. Ich ließ mich sofort zu einigen von den noch lebenden Biluim führen und bat diese, uns nach dem Platze zu führen, wo diese in den ersten Jahren gewohnt haben. Bereitwilligst geleiteten sie uns dahin — der Platz liegt hinter der Kolonie — und zeigten uns eine größere Fläche tiefliegenden Bodens, in der Mitte eine große Grube. „Dies war unsere Wohnstätte in den ersten Jahren", sagte mir einer der Biluim, der jetzige Rosch-hawaad. „Als wir, die erste Gruppe, im Jahre 1889 herkamen", fuhr er, meine Bitte nach weiteren Nachrichten aus den Augen lesend, fort, „besaßen wir nicht die Mittel, um ein Haus zu bauen. Wir gruben also eine Grube, bedeckten sie mit Holz und hausten da beisammen. Es war uns Wohn- und Schlafzimmer, Salon und Küche in einem. Einen Brunnen hatten wir nicht, und so tranken wir das Wasser aus dem nahen Bache, schmutziges Schlammwasser. Brot zu backen verstand keiner von uns. So entsandten wir einen von uns nach Rischon, damit er dort diese Kunst erlerne. Wir richteten uns dann so ein, daß zwei immer „zu Hause" blieben, um zu kochen, die anderen aber zur Arbeit gingen. Nach einiger Zeit erbauten wir eine notdürftige Hütte. Die Regierung erfuhr es, und da zum Bau eines Hauses eine besondere Erlaubnis nötig war, wir aber eine solche nicht besaßen, sandte sie Soldaten, die die noch unfertige Hütte zerstörten. Was taten wir? Wir wußten, daß die Regierung wohl den Bau eines Hauses hemmen, niemals aber ein bereits fertiges Gebäude niederreißen dürfe. So machten wir uns in der folgenden Nacht auf und daran und errichteten eine neue Hütte. Diese ward nicht mehr zerstört."

Vieles, vieles hat mir der alte, ergraute Kämpe erzählt, das wiederzugeben ich ein besonderes Büchlein schreiben müßte. Und wir alle lauschten seinen Worten mit wahrer Andacht und Rührung. Der Erzähler selbst ward von der Größe seiner Erinnerungen ergriffen, und mit vor innerer Erregung bebender Stimme schilderte er uns alle die Leiden und Entbehrungen dieser Helden. Es waren Momente tiefster Ergriffenheit für uns. Manchmal dünkte es mich, als hörte ich Märchen aus grauer Vorzeit, aus den Kindheitstagen unseres Volkes, und dann wieder blickte ich um mich, sah den Erzähler vor mir und wußte, daß dies alles ja nur jüngste Vergangenheit, ja schier Gegenwart ist. Und doch: Waren es nicht in der der Tat Märchen aus den Kindheitstagen unseres Volkes, aus den Tagen der neuen Kindheit des zu neuem Leben wiedererwachten Volkes? „Sehen Sie dort drüben das alte Jabneh liegen?" schloß unser Erzähler seine Worte, indem er auf das vor uns liegende Araberdorf hinwies. „Dieses Jabneh hatten wir stets vor unseren Augen. Und wenn die Not am größten war, wenn es uns an Brot und Wasser mangelte, wenn ringsum das Geheul der Feinde tönte, wenn uns Verzweiflung ergreifen wollte, dann schauten wir zu diesem Jabneh hinüber, und wir wußten: Der Gott, der damals Israel nicht untergehen ließ, wird uns auch jetzt beschützen. Und gegenüber diesem alten, nun zerstörten Jabneh werden wir hier ein neues, stolzes, unzerstörbares Jabneh erbauen."

Er hatte seine schlichten Worte beendet und es herrschte für einige Minuten ein tiefes, ernstes Schweigen. Den Blick in die Ferne gerichtet, über die weite, weite Landschaft hinschweifend, standen wir alle sinnend da. Und als wir uns dann aus diesem Versunkensein wiederfanden, und wir die Köpfe erhoben, da schauten wir uns alle in die Augen, in der Mitte die Alten und um sie wir Jungen. Und unsere Blicke kündeten alle dasselbe: tiefsten Zukunftsglauben und unumstößliche Siegeszuversicht. Wir reichten uns die Hände, und dieser Händedruck wollte aller Welt es künden: „Sie haben nicht umsonst gelitten, diese Helden. Das neue Jabneh wird erbaut werden. Ihr Alten habt das Fundament gelegt, wir Jungen werden es vollenden."

Noch einige Stunden trauten Beisammenseins

verbrachte ich im Kreise dieser Männer, und noch viel Neues und Großes erzählten sie mir. Es war mir von besonderem Interesse, die heutige Lage der Kolonie kennen zu lernen. „Unsere Lage", sagte mir der Rosch-hawaad, „ist recht befriedigend. Wir haben gemischte Kultur (sowohl Pflanzungen als auch Getreide), keltern aus unseren Trauben selbst Alkohol, den wir dann nach Rischon zwecks Herstellung von Likör bringen. Das ewige Uebel, an dem die Kolonie leidet, ist die geringe Einwohnerzahl. So muß die kleine Zahl der Kolonisten selbst alle Gemeindeausgaben bestreiten. Mit dem Momente, da sich die Kolonie vergrößerte, würde unsere Lage vorzüglich werden."

„Haben Sie jemals Unterstützung durch den Baron erhalten?"

„Wir nicht", war die stolze Antwort; „einzig und allein den Brunnen hat uns der Baron als Geschenk graben lassen; es war stets der Stolz der Bilukolonie gewesen, aus eigener Kraft trotz aller Nöte sich zu erhalten." Das ganze große Stolzbewußtsein des wahren Helden sprach aus diesen Worten.

Als ich in später Stunde, da die Sonne sich bereits dem Untergang neigte, von ihnen schied und nach Rechoboth zurückkehrte, da war es mir zu Mute, als hätte ich von einer großen Stätte ruhmwürdigster Vergangenheit Abschied genommen, wo ich mit den Helden unserer Geschichte Zwiesprache gepflegt. Ein ähnliches Gefühl habe ich später nur wieder empfunden, als ich von großen historischen Plätzen schied. Die Geschichte der Biluim beginnt bereits von den Goldfäden der Legende umwoben zu werden. Wie glücklich, wie beneidenswert sind doch diese Männer, die noch zu ihren Lebzeiten das große Schauspiel der zu der Stätte ihrer Heldentaten pilgernden Enkel erleben dürfen!

VII.

Nach Jerusalem.

Noch müde von den starken Eindrücken des letzten Tages, erhob ich mich früh vom Lager. Es ließ mich nicht lange ruhen: der Gedanke, daß es heute nach Jerusalem geht, gab mir keine Ruhe. Ich muß gestehen: Bisher war der Begriff Jerusalem aus meinem Gedankenkreise völlig geschwunden; die mächtigen Eindrücke des neuen Palästina ließen die Erinnerung an das alte kaum aufkommen. Nun, da mich nur noch ein halber Tag von Jerusalem trennte, ergriff mich die zauberhafte Kraft, die die alte Geschichte unseres Volkes auf jeden ausübt, der mit ihr aufgewachsen ist, mit aller Macht.

Wer wie ich das Glück gehabt hat, die Luft des von der modernen Kultur noch unberührten jüdischen Ghettos Rußlands zu atmen, wer einmal — und sei es auch nur kurze Zeit — in der mit Traditionen von Jahrhunderten geschwängerten Atmosphäre des Cheders gelebt hat, wer je den unvergleichlichen Zauber einer Sabbatabendstimmung im Beth-hamidrasch eines jüdischen Städtchens im Ansiedlungsrayon in sich eingesogen hat, der erst vermag zu empfinden, was Jerusalem und das historische Erez-Israel durch alle Jahrhunderte des Galuth hindurch dem jüdischen Volke bedeutet hat, nur der ist fähig, Jerusalem zu erleben. Man muß einmal als Kind mit klopfendem Herzen den Sagen gelauscht haben, die ergraute, gelehrte jüdische Baalebatim im Beth-hamidrasch über Jerusalem zu erzählen wissen, man muß einmal jene von namenloser Tragik erfüllten jüdischen Legenden über den Fall Jerusalems und die Zerstörung des Tempels in sich erlebt haben, um mit jenen Gefühlen Jerusalem betreten zu können, die den Aufenthalt in ihm zu einem unvergeßlichen Erlebnis gestalten.

Wer aber nie in dieser Welt der jüdischen Historie gelebt hat, wer die jüdische Geschichte in Grätz nachgelesen hat oder wem sie in einer modernen Realschule vom Oberlehrer eingedrillt worden ist, dem wird Jerusalem ewig verschlossen bleiben; und nichts in dieser herrlichen Stadt wird in ihm lebhaftere Sensationen hervorrufen, als — der Schmutz ihrer Gassen.

Ich habe dies bei meinem Aufenthalt in Jerusalem auf Schritt und Tritt wahrnehmen können. Ich kam mit einer größeren Gesellschaft junger westeuropäischer Zionisten hin. Keine Station ihrer Reise hat ihnen weniger gegeben als Jerusalem, und nachdem sie vier Tage dort gewesen waren, war es ihr lebhaftester Wunsch, so rasch wie möglich aus dieser Stadt herauszukommen. Nicht jeder, der das Baseler Programm anerkennt und sich nationaler Jude nennt, ist eben fähig, die Weihe Jerusalems zu empfinden. Niemals habe ich die furchtbaren Wunden, die uns die Assimilation geschlagen hat, bitterer empfunden als in jenen Tagen, da ich begeisterte junge Juden infolge ihrer assimilierenden Erziehung unfähig, die ganze Größe unserer nationalen geschichtlichen Traditionen zu empfinden, an den heiligsten historischen Stätten ihres Volkes sich oft — langweilen sah.

Auf mich begann Jerusalem bereits zu wirken, als ich noch gute 10 Stunden von ihm entfernt war. Es war ein seltsames Gemenge heißester Sehnsucht und doch wieder instinktiver Scheu, das mich bewegte, als ich Rechoboth verließ, um über Hulda und Sedjed nach Jerusalem zu fahren. Sehnsucht nach den historischen Erinnerungen dieser Stadt und Scheu vor ihren gegenwärtigen Zuständen. Und dieses Zwittergefühl, diese Gefühlsverbindung aus Freude und Schmerz, aus Stolz und Scham hat mich während meines ganzen Aufenthaltes in Jerusalem nicht verlassen. Diese Stadt erhebt Dich durch den Glanz ihrer Vergangenheit und schlägt Dich nieder durch die Grausamkeit ihrer Gegenwart. Du erbebst vor Stolz, wenn Du bedenkst, was es war, und versinkst vor Scham, wenn Du siehst, was es ist.

*

Trotzdem meine Uhr erst die sechste Morgenstunde zeigte, herrschte bereits eine entsetzliche Hitze, als ich meinen Esel bestieg und der Araber, der mich führte, ihm durch einen undefinierbaren Laut das Zeichen zum Abmarsch gab. Es war ein Chamsintag. Von der Wüste jenseits des Jordans wehte ein heißer Ostwind herüber, der die Atmosphäre mit erdrückender, atembeklemmender Hitze lud. Zuweilen, wenn ein Windhauch mein Gesicht streifte, hatte ich das Gefühl, das ich einmal empfand, als ich mich zu nahe über eine brennende Lampe beugte. Vor diesem Chamsinwinde gibt es kein Entrinnen; doch soll er — wie die Aerzte behaupten — der Gesundheit sehr zuträglich sein, indem er viele schädliche Bazillen tötet.

Der Weg führte durch eine hügelige Landschaft, das Hügelland der judäischen Berge. Die für den ungewohnten Fremdling unerträgliche Hitze machte mir einen vollen Genuß der zuweilen sehr schönen Landschaft unmöglich. Wie oft empfand ich auf dem Wege die Sehnsucht nach einem dichten, schattigen Walde. Doch ringsum eine baumlose Ebene, auf die die Sonnenstrahlen prall herabfielen, und trotz aller Schutzmittel der landesüblichen Kopftracht verspürte ich bald einen stechenden Kopfschmerz.

Nach zwei Stunden gelangten wir nach Abu Schuscha, einem großen arabischen Dorfe. Dieses Schuscha ist das alte G e s e r, das Pharao seinem Schwiegersohne Salomo als Hochzeitsgabe schenkte. Neben dem Dorfe ist ein beträchtlicher Hügel, den Baron Rothschild gekauft hat, um dort eine eigene Musterfarm anlegen zu lassen. Auf dem Hügel fanden wir eine regelrechte Burg, ein Ueberbleibsel aus alter Zeit. Zugleich bot sich uns ein herrlicher Rundblick auf schier alle jüdischen Kolonien.

Wir rasteten unter den alten, mächtigen Bäumen, die uns vollkommen Schatten boten, dann ging's weiter. Wir kamen an mächtigen Gräbern vorbei, die die Araber die Höhlen der Hasmonäer nennen. Historisch festgestellt ist, daß hier die Hasmonäer gekämpft und ihre Heldentaten verrichtet haben. Der Zauber der Vergangenheit stieg wieder vor mir auf. Wer weiß, ob nicht in dieser mächtigen Höhle, vor der ich stehe, Juda Makkabi und seine Heldenscharen dem Feinde aufgelauert haben; wer weiß, ob dieser Hügel, auf dem jetzt unsere Esel grasen, nicht mit jüdischem Heldenblute gedüngt ist. Doch bevor ich noch in die traurig-gehobene Stimmung, die solche historische Reminiszenzen hervorzurufen pflegen, verfallen kann, rüttelt mich schon mein Araber mit ungeduldiger Gebärde auf: Der Weg ist weit, und er muß noch heute zurück, und so scheide ich von den Gräbern und reite weiter.

Der Pfad ist steinig und schmal. Noch weile ich im Geiste im alten Geser, da erhebe ich die Augen, und vor mir auf dem Hügel sehe ich ein weites Gebäude stolz aufragen: H u l d a, die stattliche Nationalfondsfarm. Ein typisches Palästinabild. Eine halbe Stunde hinter mir auf jenem Hügel die große, historische Stätte mit ihren Trümmern, eine halbe Stunde vor mir auf dem nächsten Hügel eine eben erworbene, neue Position des jungen Neupalästina mit seinen erst gekalkten Gebäuden. Und ich, im Tale zwischen beiden, der typische Galuthjude. Halb Vergangenheit, halb Gegenwart, halb wehmütiges Gedenken, halb zukunftsfreudiges Hoffen. Halb Tränen, halb Lachen, der Galuthjude mit der Doppelseele in seiner Brust.

Plötzlich: ein schallendes „Hedad" reißt mich erschrocken aus diesen Gedanken heraus: uns entgegen reiten einige Arbeiter der Farm, prachtvolle Gestalten. Wie gemeißelt sitzen sie auf ihren stolzen Rossen, die sie übermütig durch das Feld tummeln, über Gestrüpp und Felsen jagen sie dahin, schwenken die breitkrempigen Hüte und senden uns ein donnerndes „Schalom" als Begrüßung entgegen. Unwillkürlich schweift mein Geist von diesen jungen, sonnengebräunten Reitern zu den Makkabäergräbern Gesers zurück. Aber die Wehmut ist nun geschwunden. Junge Makkabäer! Was jener Trümmerhügel in der Vergangenheit war, wird dieser neue, jungfräuliche Hügel in der Zukunft sein. Jene Gräber sind nicht mehr nur Zeugen des Gewesenen; schon sind sie zu Keimzellen des Zukünftigen geworden, aus denen neues Leben blüht; solche Ruinen können mich nicht mehr mit Wehmut erfüllen.

Bald sind wir auf dem Hügel angelangt und reiten in die stattliche Farm hinein. Rings um die Gebäude bepflanztes Land, der größte Teil mit jungen Oelbäumen bepflanzt, der zukünftige Herzlwald. Es ist ein wahres Vergnügen, auf die stattliche Schar dieser jungen Arbeiter zu sehen. Viele von ihnen haben höhere Bildung erhalten, haben

die Universität verlassen, um einfache Arbeiter zu werden und sind glücklich und zufrieden. Stehen in der Glut der Mittagssonne im Felde, pflügen ihren Acker und singen dabei fröhliche, hebräische Lieder. Es trifft sich gut, daß dieses Hulda meine letzte Station vor Jerusalem ist; es ist, als sollte ich den ganzen abgrundtiefen Gegensatz zwischen dem alten Judentum des Ghettos und dem neuen der Kolonien in seiner ganzen Größe empfinden. Ich habe einige Stunden später, als ich durch die engen, schmutzerfüllten Gassen ging, die zur Klagemauer führen und die bleichen, kranken Jeschibahbachurim mit ihren gekräuselten Peohs sah, denen die Tragik aus allen Poren quillt, unwillkürlich dabei an Hulda mit seinen gesunden, glücklichen Arbeitern zurückdenken müssen. Bis das frohe Glück dieser Arbeiter in diese Gassen Jerusalems einziehen wird, wieviel Jahrzehnte mögen noch darob vergehen, wieviel Tränen unterdes noch fließen, wieviel Opfer der Not und der Leiden unterdes noch fallen!

*

Als ob ich von einer ganzen Welt schiede, um in eine andere, wildfremde einzutreten, nehme ich von den Arbeitern Huldas Abschied. Noch ein letztes Tummeln auf den Rossen, noch ein letztes Hüteschwenken, und schon ist mir Hulda beinahe aus dem Sinn geschwunden, verdrängt von den mächtigen Schatten, die Jerusalem vorauswirft. In Sedjed besteige ich den Zug, der mich in drei Stunden nach Jerusalem bringen soll. Die Gegend ist von einer wilden, romantischen Schönheit. Kahle, hohe Hügelzüge, dazwischen wilde Schluchten, steile Abhänge, auf denen schwarze Ziegenherden weiden, ab und zu eine tiefe Höhle, und über allem schwebt die Weihe der Historie. Auf diesen Bergen haben einstens die Philister gehaust, hat David triumphiert, haben die Makkabäer gekämpft, hat Bar-Kochbah das blutige Schwanenlied der jüdischen Freiheit gesungen. „Betir, Betir!" dringen die Stimmen der Eisenbahnschaffner an unser Ohr; das alte Bethar, da Bar-Kochbah sich heldenmütig gegen die römischen Legionen verteidigt hat, bis er durch Verrat niedergezwungen wurde. Die Tragik der jüdischen Geschichte beginnt, aus ihren Gräbern emporzusteigen. Vergessen ist die holde, schöne Gegenwart der letzten Tage, schon lebe ich ganz in den Erinnerungen der Vergangenheit. Und heiße, tiefe Liebe zu dem Boden, der diese Erinnerungen in sich wahrt, ergreift mich. Ich blicke auf: das Kupee gefüllt mit Arabern, die, laut mit einander redend, ganz die Miene der Herren des Landes tragen. Und doch: ich fühle mich so heimisch zwischen diesen kahlen Bergen. Trotz dieser fremden Besitzer; es ist doch mein Land. Die Vergangenheit ist mächtiger als die Gegenwart, Blut ist stärker als alle Macht; das Land, das Geschlechter unserer Ahnen mit ihren Leichen bedeckt haben, bleibt ewig unser Land.

Der Zug hält. Jerusalem! Es ist schon dunkel, und von der Stadt ist nicht viel zu sehen. Mit schweren, langsamen Schritten steige ich aus dem Waggon. Mir ist's, als sollte ich nun den Schleier geheimnisvoller Mächte lüften, als sollte ich das Tor durchschreiten, das zu dem Reiche der Legende führt. Und doch: ich schreite sicher, fest, furchtlos. Es ist m e i n Jerusalem, das ich betrete. Und von all dem Chaos der Empfindungen, das mich erfüllt, löst sich endlich eine einzige, die stärkste, als Siegerin heraus: sie gleicht jenem Gefühle, das ich empfinde, wenn ich nach längerem Fernsein das Elternhaus betrete. Und als ich den Bahnhof verlasse, da fühle ich nur eines: ein Sohn kehrt zu seiner Mutter zurück. „Wohin?" fragt mich mein junger Freund, der mich empfangen hat. „Zur Klagemauer!" rufe ich ungestüm; einer Mutter gegenüber gibt es keine Zeremonien und kein Warten; der erste Weg muß gleich zu ihrem Herzen führen.

VIII.

An der Klagemauer.

Niemals, glaube ich, bin ich einen traurigeren Weg gegangen, als denjenigen, der mich vom Bahnhof Jerusalem zur Klagemauer führte. Niemals habe ich das Elend und die Schmach unseres nationalen Daseins furchtbarer empfunden als in diesen unbeschreiblichen Schmutzhaufen, durch die man zur Klagemauer watet. All die Irrwege, kreuz und quer, die unser Volk in zwei Jahrtausenden unaufhörlicher Wanderung gegangen ist, schienen mir in diesen krummen Gassen mit ihren unzählichen Windungen ihren symbolischen Ausdruck gefunden zu haben. Und aus den Gesichtern der in Schmutz und Lumpen gehüllten Araber, die zu beiden Seiten des Weges schreiend und roh lachend dasaßen und unserer Gruppe nachgrinsten, schien mir das ganze boshafte Lachen, die grausame Befriedigung unserer Feinde entgegenzustarren, die sich mit diabolischer Lust an unseren Qualen weiden.

Es war schon dunkel, als ich den Bahnhof verließ, um den Weg zur Klagemauer anzutreten. Der Bahnhof liegt eine gute Strecke außerhalb der Stadt, und wir mußten einige Zeit gehen, ohne etwas von Jerusalem wahrzunehmen. Endlich, als wir aus dem Gehinnomtal kamen, erblickten wir Jerusalem. Vor uns lag der Zionsberg in seiner ganzen Erhabenheit da. Ueber der Stadt lagerte die wehmütige, die Seele mit seltsam bangen Ahnungen füllende Atmosphäre des beginnenden Abends, und die tief im Westen stehende Sonne sandte ihre letzten Strahlen wie zu einem letzten Abschiedskusse. Sie warfen ihre rotgoldenen Reflexe auf den Zionsberg und verliehen der Stadtmauer einen zauberhaften Glanz.

Ich blieb eine Weile stehen. Alte Jugendmärchen wurden wach: Jerusalem, die Stadt mit den marmornen Mauern und den goldenen Toren, durch die Moschiach reiten wird, der Zionsberg mit seinem eitel goldenen Davidspalast, in dem der wiedergekommene Davidssprößling thronen wird; der heilige Moriahberg mit seinem uralten Felsen, der von den Urtagen der Schöpfung da liegt, und von dem aus Propheten das Wort Gottes künden werden; auf allen Wegen strömen Völkermassen, die gen Jerusalem ziehen, um die Lehre Gottes zu vernehmen, und über der Stadt leuchtet ewig der herrliche Glanz der Schechinah zum Zeichen, daß Gott seinem Volke wieder seine Gnade geschenkt hat und seinem Leiden ein Ende bereitet.

Da erwache ich aus den Träumen. Die Sonne ist schier völlig untergegangen, ein allerletzter Strahl noch, dem das Scheiden schwer fällt, beleuchtet ein prachtvolles Gebäude, das die Spitze des Zionsberges krönt. „Was ist es?" frage ich meinen Begleiter. „Die deutsche Franziskanerkirche", ist seine Antwort, und alle Illusion ist zerstört. Statt des Davidspalastes die Franziskanerkirche, statt der Tempelhallen die Omarmoschee. Was haben **wir** noch in dieser Stadt, die einst unser Ruhm und Stolz war! Ach ja, ich habe es schier vergessen, wohin ich eigentlich gehe. Auch wir haben unseren Platz in dieser Stadt, wir haben ja die alte, morsche Klagemauer. „Gehen wir weiter, es wird spät", sagt mein Freund, und müde, gebrochen setze ich den Weg fort.

Bald haben wir den Zionsberg erklommen, und nun treten wir in die Gassen der eigentlichen alten Stadt ein. Es ist schwer, einem Europäer, der nie den Orient gesehen hat, ein Bild von diesen Gassen zu geben. Eng, oben so verbaut, daß kaum Licht hereinfällt; voll von allen möglichen Abfällen, die einen nicht zu ertragenden Gestank ausströmen; an beiden Seiten die Verkaufsläden mit ihren unaufhörlich schreienden Verkäufern, durchflutet von laufenden, fluchenden, lärmenden Arabern, die, brutal und rücksichtslos, stoßend und drängend, an Dir vorbeistürmen; dazwischen ab und zu eine Eselskarawane, die mit ihren zu beiden Seiten herabhängenden Lasten Dir Rippenstöße versetzen und die Kleider beschmutzen, und

diese Gassen eine wahre Inkarnation von Unkultur und Vernachlässigung, eine Brutstätte aller gefährlichen Bazillen und Krankheitserreger.

Durch solche Gassen geht es zur Klagemauer, und zu all dem physischen Unwohlsein, das dieser Weg hervorruft, kommt der psychische Schmerz hinzu, geboren aus dem Bewußtsein, daß man durch solche Gassen schreiten muß, um zum Allerheiligsten unseres Volkes zu kommen.

*

Und endlich gelange ich zur Klagemauer. Eine mächtige, hohe Mauer von riesigen Quadratsteinen, davor eine enge Gasse. Darin etwa 20 Menschen, die beten. Ich muß gestehen, daß ich mir alle Mühe gab, nicht gerührt zu sein. Diese Rührung an der Klagemauer schien mir beinahe schon banal zu sein; es ist schon nahezu zur Mode geworden, daß jeder Gast sofort von der Bahn zum Kotel hamaarawi geht und dort tränenden Auges betet. Und ich sträubte mich dagegen, diese Mode mitzumachen. Aber es half nichts! Niemals hätte ich vorher geglaubt, welche Macht die Historie über den Menschen zu besitzen vermag. Alle Logik in mir schrie: Was ist an dieser Wand und an diesen Steinen? Eine gewöhnliche Umfassungsmauer des alten Tempels! Und zugleich empfand ich, wie ein Tränenstrom mir in die Augen stieg, und ich mußte alle Willensgewalt aufwenden, um die Tränen, die mir aus den Augen stürzen wollten, zurückzuhalten. Wären nicht Fremde umhergestanden, ich hätte diese Steine küssen mögen, wie man eine Mutter küßt, der man sich nach Jahren namenloser Leiden trostsuchend in die Arme wirft.

Neben mir ordnete sich ein Minjan, und ein Vorbeter begann das Abendgebet. Ich betete mit. Niemals habe ich Menschen mit solcher Andacht beten sehen wie hier. Wenn ich es mir heute überlege, zweifle ich daran, ob all diese Juden mit den langen Peiehs wirklich so inbrünstig beteten, wie es aussah. Mehrmalige Besuche an der Klagemauer haben mich etwas skeptisch gemacht. Aber in jenen Augenblicken schien mir alles reinste, innigste Andacht zu sein, und auf mich wirkte mein Gebet wie eine Schilderung einer Reihe furchtbarer Leidensjahre, die man schluchzend der wiedergefundenen Mutter gibt.

Ringsum lagerte schon tiefes Dunkel, und nur einige elende Lampen, die aufgestellt waren, erhellten ein wenig die Gasse. Und in diesem matten Lichte nahmen die mächtigen Steine eine grandiose Gestalt an: Wie die ewigen stummen Zeugen unserer Leidensgeschichte standen sie majestätisch da, und die große Mauer ward mir mit einem Mal zum Symbol unseres ewigen Daseins.

Verlassen, ungepflegt, allen Stürmen schutzlos ausgesetzt, steht diese Mauer da, aber sie steht, gleich dem Volke, das sie erbaut, das seit Jahrhunderten von allen verfolgt wird und doch lebt. Und diese Steine schienen mir die Verheißung unserer ewigen Zukunft zu künden: Gleich ihnen, die niemand fortzurücken vermag, die trotz aller Zerstörungen sich durch die Jahrhunderte forterhalten haben, wird auch ihr Volk fortexistieren bis in die Ewigkeit.

Am Himmel erschienen die leuchtenden Sterne, und in mir ward ungewollt die Erinnerung wach an das große göttliche Gelöbnis an Abraham: „Du wirst sein wie die Sterne am Himmel!" rief mir der gestirnte Himmel zu, und die große, ewige, herrliche Mauer schien stumm bejahend das Versprechen zu bekräftigen.

Noch stehe ich in diesen Gedanken versunken da, empfindend, wie mein Inneres sich beruhigt und meine Seele wieder von Trost und Hoffnung und Zuversicht erfüllt wird, als hinter mir plötzlich das widerwärtige, grunzende Schreien eines Esels erschallt. Erschrocken wende ich mich um und sehe einen Araber, zwei Esel durch die Gasse treibend.

Im ersten Moment erfaßte mich eine Wut, daß ich diesen blöden, ungeschlachten Kerl hätte totschlagen mögen. Aber bald war die Wut verflogen und einem Gefühle namenloser Schmach gewichen. Trifft ihn die Schuld? mußte ich mir sagen. Die Gasse ist ein öffentlicher Durchgang, und es ist lächerlich, von diesem Barbaren solch zarte Rücksichtnahme zu fordern, daß er, um die Betenden zu schonen, einen Umweg machen soll. Schuld haben wir, wir Juden. Welch ein Volk sind wir, daß wir solches dulden können? Wie bar aller Ehre und aller Pietät müssen wir sein, daß wir diesen Platz vor dem Allerheiligsten unseres Volkes nicht vor solcher Profanierung zu schützen vermögen. Wahrhaftig! Ein Volk, das seine heiligste Stätte von Eseln beschmutzen läßt, verdient keine besseren Stätten als solche.

Neben mir standen zwei Europäer, scheinbar Reisende, die ein wenig befremdet auf dieses Bild mit den Betern auf der einen und dem Araber mit seinen zwei Eseln auf der anderen Seite schauten. Ich vermochte es nicht, auf sie zu blicken. Ich schlug die Augen nieder: es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich mich schämte, ein Jude zu sein. . . .

Zerknirscht trat ich den Weg ins Hotel an. Ich fühlte mich wie namenlos verletzt in meinem tiefsten Empfinden, ohne in der Lage zu sein, mich zu wehren, wie brutal geknebelt von einem grausamen Peiniger und dem Hohn aller Welt preisgegeben, ohne mich rühren zu können. All diese Menschen, die um mich saßen, gingen, liefen, schrien, sie schienen mir alle meine Schande zu künden, in jedem Lachen, das ich vernahm, glaubte ich Hohngelächter zu hören, und mich erfüllte eine solch namenlose Scham, daß ich mich fortwünschte aus dieser Stadt, fort, fort in eine weltfremde Einsamkeit, um still über unsere Schande zu weinen. Und noch spät in der Nacht, als ich müde in meinem Bette lag und der Mond durch das Fenster sein bleiches, grünliches Licht warf, schien es mir, als ob auch er da droben seine Miene zu einer höhnenden Fratze verzog, und in den Ohren gellte mir noch das widerliche, die Nerven zum Rasen bringende Grunzen des Esels an der Klagemauer.

IX.

Jerusalem. — Das Chalukahjudentum.

Es gibt wohl keine Stadt in der Welt, über die sich schwieriger schreiben läßt als über Jerusalem. Denn jede Stadt von einiger Bedeutung hat irgendwelche besondere Eigenart, irgend einen ausgesprochenen Charakter, — der Charakter Jerusalems hingegen besteht, nun, ich will nicht gerade sagen, in seiner Charakterlosigkeit, denn dieses Wort müßte zu Mißverständnissen führen, wohl aber in dem völligen Mangel jeglichen ausgesprochenen, einheitlichen Charakters.

Jeglichen einheitlichen Charakters! Dies ist das Wesentliche. Denn der Mangel eines einheitlichen Charakters kommt hier nicht von zu großer Armut her, sondern von zu großem Reichtum. Es liegt hier ein embarras de richesse vor, wie nirgends wieder. Jerusalem hat keinen Charakter, weil es tausend Charaktere hat; jedes Viertel dieser wunderbaren Stadt, manchmal jede Gasse, hat ihre Eigenart, was Wunder, wenn die Stadt als Ganzes auf ihre Eigenart verzichten muß. Ja, faßt man Jerusalem als moralische, geistige Einheit — und jede bedeutsame Stadt stellt gewissermaßen ein geistiges Wesen dar —, dann gibt es heutzutage gar kein einheitliches Jerusalem mehr. Was diese vielen Gassen mit ihren so unendlich verschiedenen Bewohnern noch zu einem einheitlichen Ganzen zusammenbindet, das ist neben der Stadtmauer, die heute auch schon nahezu ohne Bedeutung ist — da der verkehrsreichste Teil der Stadt außerhalb derselben liegt —, einzig und allein die Geschichte, die historische Vergangenheit. Sie gibt der Gegenwart ihren Rahmen, sie schließt all die vielen Steinchen, von denen jedes seine eigene Farbe und Gestalt hat, zu einem einzigen Mosaikbilde zusammen.

Nirgends wieder wird man eine Stadt finden, die mehr auf der Vergangenheit beruht, die so sehr dank ihrer Historie überhaupt existiert als diese heilige Zionsstadt. Nimm Jerusalem seine Geschichte, und morgen ist es ein menschenleeres Ruinenfeld, bestenfalls eine elende Araberansiedlung. Wer niemals hier geweilt hat, wird es mir kaum glauben wollen; aber jede einfache Statistik — wenn man in Jerusalem von Statistik überhaupt reden darf —, wird es beweisen. Von den ca. 60,000 Juden, die in Jerusalem leben, existieren gut zwei Drittel von der Chalukah, der Rest zum großen Teil von den modernen Institutionen, die ebenfalls vom Ausland her ihr Geld erhalten. Von den hiesigen Christen mit ihren großartigen Missionsgebäuden und Kirchen gilt dasselbe, ja in noch höherem Grade. Bleiben die armen, schmutzigen Araber übrig, die ebenfalls fast ausschließlich dank der jüdischen und christlichen Bevölkerung existieren. Wer aber würde einen Groschen für Jerusalem spenden, wenn es eben nicht das tausendjährige Jerusalem wäre? Also rein ökonomisch gesprochen existiert diese Stadt fast einzig und allein dank ihrer großen Vergangenheit.

Diese nirgends anders wieder zu findende Erscheinung fällt dem aufmerksamen Fremden schon nach kurzer Zeit auf. Ich gehe beispielsweise in einer Nachmittagsstunde aus dem Jaffaer Tor hinaus, einem der lebhaftesten Verkehrsplätze der Stadt. Am Tor steht eine lange Reihe von Droschkenwagen (man fährt hier trotz aller Armut sehr viel Droschke). Ich betrachte die Kutscher. Auf der ersten Droschke kutschiert ein sephardischer Jude, mit lebhaften Gebärden spaniolisch schreiend; hinter ihm thront auf dem Kutscherbock ein älterer, graubärtiger aschkenasischer Jude, der gerade mit Fahrgästen in galizischem Jargon um den Preis handelt; auf der nächsten Droschke sitzt ein widerlich aussehender Neger, mit kahlem Schädel, plattgedrückter Nase und ewig grinsendem Antlitz, in dem die weißen Zähne gegen die schwarze Haut grell abstechen; eine Droschke weiter, und ich sehe einen langen, schwarzbärtigen Araber, dasitzend in echt orientalischer Trägheit, mit einem Ausdruck der Gleichgültigkeit — das unliterarische Wort „Wurstigkeit" drückt diesen Seelenzustand viel treffender aus — auf dem Gesichte, daß ich ihn am liebsten ohrfeigen möchte. Und so geht's fort: auf jeder Droschke ein Kutscher mit anderer Nationalität und anderem Glauben. Die reinste Völkerausstellung!

Und nun die Fußgänger, die den Platz füllen! Vor mir gehen zwei Chassidim in Kaftan, Streimel und kunstvoll gedrehten Peehs, die bis übers

Kinn herunterhängen, mit den bekannten Gebärden des Daumens und der übrigen Finger laut disputierend; neben ihnen schreitet ein russischer Priester daher, mit langer, ungekämmter Mähne, einen hohen, schwarzen Hut auf dem Kopf und Stiefeln, die seinem Gange das nötige Gewicht und die erforderliche Schallbarkeit verleihen. An mir vorbei kommt eine Gruppe feister, wohlgenährter, glattrasierter französischer Jesuiten, denen man es anmerkt, daß die Religion ihrem Magen wohlbekommt; hinter mir höre ich lautes Zanken: ein frecher, junger arabischer Kutscher will zwei alte russische Pilgerinnen in seinen Wagen hineinzwängen; er lacht aus vollem Halse, arabische Gurgellaute hervorstoßend, und sie suchen sich loszureißen, indem sie mit gellender Stimme in ihrem kleinrussischen Dialekt alle ihnen bekannten Flüche — und deren sind nicht wenig — auf das unschuldige, schmutzige Haupt des humorvollen Araberjünglings herabschleudern.

Ich stehe da, mit Vergnügen die interessante Gruppe betrachtend, da erhalte ich einen Stoß in die Seite, und an mir vorbei rennt ein hohlwangiger Jemenitenjude, in der Hand einen Haufen von Zeitungen und laut schreiend: „Hacheruth! Hacheruth".*) Während des Laufens wackeln die langen Peeks — die Länge der Peeks ist hier einer der Maßstäbe der Frömmigkeit — hin und her. Einige europäisch gekleideten jungen Geschäftsleute kaufen ihm eine Nummer ab, sie unterhalten sich hebräisch und machen sich über einen Cherem lustig, den das hiesige Beth-din über sie verhängt hat, weil sie — nun, weil sie gemeinsam mit Mädchen einen Ausflug nach Ein-Fara unternommen haben. Hinter ihnen kommt ein stattlicher marokkanischer Jude mit prachtvollem Fez und langem rot-grünen Gewande, begleitet von einem hiesigen spaniolischen Geschäftsfreunde.

Und so könnte ich schildern und schildern, jeder Mensch ein neuer Typus, eine andere Tracht, eine andere Sprache, eine andere Art des Gehens und sich Benehmens, kurzum: jeder Vorübergehende der Repräsentant einer anderen Welt.

Und was suchen sie alle hier am Jaffaer Tor? Was bringt diese Ansammlung der Vertreter aller Völker und aller Länder hier zusammen?

Ich blicke um mich: Rechts unten erstreckt sich das Gehinnomtal, und vor mir liegt der Zionsberg mit dem Davidsgrab und dem hoch emporragenden Davidsturm, umgeben von der mächtigen Stadtmauer. Nun weiß ich's: Diese Monumente sind es, die all diese Menschen hierher geführt haben, die Erinnerungen der Vergangenheit. Der eine kommt, um an der „Kotel hamaarawi" zu beten, der andere, um die Steine der Grabeskirche zu küssen; diese fromme englische Lady, die vorüberfährt, ist hierher gekommen, um auf der Via dolorosa einmal gehen zu können, und jener reiche Effendi mit seinen drei verhüllten Frauen dort ist hierher gepilgert, um in der Omarmoschee zu beten und die drei goldenen Nägel küssen zu können, die der große Prophet in den Erdboden geschlagen, und von denen er weiß, daß die Welt untergehen wird, wenn diese Nägel aus dem Boden gezogen würden.

Von der russischen Kirche klingt ein lautes, mahnendes Glockenläuten her. Und ich weiß: In dieser Stunde beten die Christen in ihren Kirchen, knien die Mohammedaner gen Mekka gewandt, schütteln sich die Juden in den Minjanstuben: Jerusalem betet. Die Stadt ist mit ihrem Hauptberufe beschäftigt: sie betet. Als ich einige Tage später einen gründlichen Kenner der Stadt danach fragte, von welcher Beschäftigung die Bewohner Jerusalems leben, entwortete er mir: „Jerusalem hat einen großen Industriezweig, der für seinen Unterhalt ausreicht: Hier wird en gros gebetet."

Seltsame, bemitleidenswerte Stadt! Das Heiligste wurde in dir zum Niedrigsten entwürdigt. Wie sehr hat dich Gott verstoßen, wenn er es so gefügt hat, daß die höchste seiner Gaben, jene, die von allem irdischen Schmutze befreit sein sollte, das Gebet, dir zur Quelle deines täglichen Brotes werden mußte! Eine Stadt, die vom Beten lebt, ein grausameres Schicksal ist wohl keiner Stadt jemals widerfahren!

*

Hat sich der Fremde von dem ersten immer wirrenden Eindrucke dieser Stadt mit ihren tausend Mannigfaltigkeiten, mit ihrem Neuen und Interessanten, das sie auf jeden Schritt und Tritt bietet, erholt, dann fängt er an, eine gewisse Ordnung in dieses Chaos von Menschen aller Art zu bringen, um sich eine gewisse Methode seines Studiums zu schaffen.

*) Name einer hiesigen hebräischen Tageszeitung.

Der jüdische Reisende tut am besten, die nichtjüdische Bevölkerung von seinen Betrachtungen auszuschließen, es sei denn, daß er gewillt sei, Jahre in Jerusalem zu verbringen. Gewiß, man besucht einmal den Har hamoriah, läßt sich einige Wunderdinge von den dortigen Priestern erzählen, durchwandert auch einmal die Via dolorosa von dem prachtvollen Gethsemanegarten bis zur Grabeskirche, in die kein Jude hineingelassen wird, — dann aber läßt man die Mohammedaner sich fünfmal im Tage nach Mekka bücken, läßt die Christen weiterhin sich untereinander zanken und in christlicher Liebe sich verleumden und wendet sich der Judenheit Jerusalems zu, die genug des Interessanten und Bedeutsamen bietet.

Allerdings: Reisende, deren erste Frage in jeder Stadt dem besten Restaurant gilt, und denen das Reisen vor allem ein Mittel zur Verschaffung neuer, ungekannter Genüsse ist, ist ein eingehenderes Studium der hiesigen Judenheit nicht zu empfehlen. Kein Eau de Cologne wird hinreichen, um die üblen Gerüche zu vertreiben, die sie aus ihren Spaziergängen in den Gassen des Judenviertels mitnehmen werden, und kein noch so pauswangiger Optimismus wird es vermögen, ihre gute Laune zu erhalten, wenn sie all das Elend dieser Quartiere wahrnehmen werden.

Wem die gute Laune das Höchste in der Welt ist, soll in Jerusalem nicht mehr als drei Tage weilen. (Die Tatsache, daß die meisten Reisenden diesen Rat befolgen, beweist, wie hoch die gute Laune in dieser Welt bewertet wird.) Auch derjenige, der nach Jerusalem kommt, um dann bei seiner Rückkehr nach Westeuropa von der hohen Tribüne herab auf die „schmutzigen, widerwärtigen Schnorrer“ und Chalukahjuden Jerusalems schimpfen zu können, braucht nicht länger als eine Woche in dieser Stadt zu weilen.

Wer aber diese Stadt verstehen will, wer ein wahres Verständnis der Lage dieser Chalukahjuden gewinnen will, der muß schon längere Zeit dem Aufenthalte in Jerusalem widmen. Zu erkennen, daß diese Juden arm sind, ist sehr leicht: zu sehen, daß sie im Kaftan und mit Peehs herumgehen, noch leichter; eine Vorstellung von der Größe ihres Fanatismus, ihres Aberglaubens, ihres unversöhnlichen Hasses gegen jedes Neue, gegen jede Zivilisation zu erhalten, ist auch nicht schwer; — aber die Ursachen dieses Zustandes zu erkennen, in die Psychologie dieser Menschen näher einzudringen, das ist schwer, ungeheuer schwer. Denn sie bilden einen Kreis, in den einzudringen dem Fremden fast unmöglich ist. Mißtrauen und Fanatismus bilden Mauern, durch die kein Unberufener hindurchgelangt. Und ein kurzer Rock, ein weißer Kragen, ein bartloses Gesicht genügen, um Dir für immer ein Bekanntwerden mit diesen Juden fast unmöglich zu machen. Und so gern ich in Palästina so manchen Anforderungen europäischer Kultur entsagt habe, — meinen Rock gegen einen Kaftan zu vertauschen und auf den sauberen Kragen zu verzichten, das vermochte ich denn doch nicht! Und so darf ich mich auch nicht dessen rühmen, wirklich ein volles Verständnis des Chalukahjudentums gewonnen zu haben.

Immerhin: die Stimmung des Zornes, der Feindschaft — kann ich beinahe sagen —, die mich in den ersten Tagen meines hiesigen Aufenthalts immer ergriffen hat, wenn ich einen dieser bleichen, mageren Jünglinge mit Peehs und Streimel erblickt habe, ist nach und nach verflogen und hat einer solchen tiefen Mitleides und Erbarmens Platz gemacht. So manche Streifzüge durch die Judenviertel, so manche Unterhaltungen mit gründlichen Kennern Jerusalems, so manche Besuche in Jeschibahs und Chedarim haben mich dem Verständnis dieser seltsamen Welt nähergebracht. Die Tore, die sie verschließen, hat man mir allerdings nicht geöffnet; aber das stete Herumspionieren um die Mauern hat mich doch so manche Ritze und Spalte entdecken lassen, durch die ich hindurchzuspähen vermochte. Und was sich mir da gezeigt hat, ist — so wenig es ist, gemessen an der ganzen Eigenart dieser Welt für sich — doch so mannigfaltig und interessant, daß es demjenigen, der nie mit diesem Reiche des Chalukahjudentums in Berührung gekommen ist, doch eine leise Ahnung vom Wesen dieses Reiches zu geben vermag. Und es ist ein Verdienst um diese Judenheit, den westeuropäischen Juden diese Ahnung zu vermitteln. Denn hier wie überall gilt das Wort: „Nicht Haß und nicht Liebe, nur das Verständnis kann wirken.“

X.

Jerusalem. — Das Chalukahjudentum und seine Weltanschauung.

Das Chalukahjudentum bildet den Hauptbestandteil der Jerusalemer Judenheit. Sowohl was seine numerische Größe als auch was seine Bedeutung betrifft. Es gibt der hiesigen Judenheit ihren Charakter und ihre Farbe. Und bei aller Unorganisiertheit ist es doch so fest organisiert, bei aller Undiszipliniertheit doch so unerschütterlich festgefügt, daß alle Anstrengung des nationalen Judentums an diesem Bau fast nicht hat rütteln können und alles Wirken der westeuropäischen Organisationen auf diese Massen schier ohne Einfluß geblieben ist.

Auf keinem Gebiete hat die Renaissancebewegung in Palästina so wenig Erfolge erzielt wie auf dem der Beeinflussung des Chalukahjudentums. Schulen und Arbeitsstätten, Krankenhäuser und philantropische Wohltätigkeit, der ganze Komplex der Hilfsvereinsschulen und der „Bezalel“, alle Arten der Taktik und des Vorgehens von übermütigem Spotte und herausforderndem Angriffe bis zu versöhnlichem Entgegenkommen und freundschaftlichem Händereichen, nichts hat genutzt und gefruchtet; und das Chalukahjudentum steht heute allen Institutionen und Leistungen des modernen nationalen Judentums ebenso unversöhnlich und feindschaftlich gegenüber wie in den ersten Jahren nach der Herkunft Ben Jehudas. Cherem folgt auf Cherem, eine öffentliche Verwarnung wird auf die andere geklebt, und zwischen den Lagern bleibt vorläufig noch eine unüberbrückbare Kluft bestehen.

So betrübend diese Tatsache auch ist, so sehr sie Heißsporne und Fanatiker von der linken Seite zu Zorn und Antipathie gegen das Chalukahjudentum stimmen mag, — will man wahr und objektiv sein, so muß man doch zugeben, daß diese Erscheinung sehr für dasselbe spricht. Eine Welt, die allen Angriffen und Versuchungen mit solcher Konsequenz und solcher Unversöhnlichkeit standhält, muß doch ihre innere Stärke besitzen, muß doch über irgend welche Eigenschaften verfügen, die ihr unerschöpfliche Borne der Kraft und der Energie sind. Wäre dieses alte Chalukahjudentum wirklich so unterfault und morsch, wie es seine Gegner meist behaupten, es hätte doch nicht so unangreifbar allen Sturmläufen widerstehen können. Gewiß, es ist unmodern, lichtscheu, reaktionär, fanatisch, aber es ist doch geschlossen in seinem Bau und seiner Weltanschauung. Das Gesicht, das es zeigt, ist schmutzig, bedeckt mit einer Jahrhunderte alten Schicht von Staub, die Wangen sind dürr und eingefallen, die Lippen blutleer, die Stirne durchfurcht von Sorgen und Leiden, aber welche markanten Züge, welcher scharfgeschnittene Mund, welche tiefen, bohrenden Augen; bei alledem ein imponierender Kopf.

Worin ruht das Geheimnis seiner Stärke? Worin der Born seiner Kraft? Vor allem in seiner *Erziehung*, dann aber in der ganzen Struktur seines Lebens. Dieses Chalukahjudentum hat es vermocht, was das nationale Judentum noch nicht fertiggebracht hat: *sich seine eigene, besondere Welt zu schaffen*, in der es ganz ungestört leben und alle seine geistigen Bedürfnisse befriedigen kann. Dem Chalukahjuden ist sein Leben *ein steter Quell neuer, innerer Stärke*. Und so sehr jeder neue Tag eine neue Schwächung seines Körpers bedeutet, so sehr ist er eine neue Stärkung seines Geistes und seiner Seele. Je länger ein solcher Jude in seiner Welt geweilt hat, um so gefestigter wird er. Die Greise in diesem Reiche sind seine fanatischsten Anhänger.

Um das Chalukahjudentum zu verstehen, gibt es nur einen Weg: den *psychologischen*. Man muß zum Verständnis der Seele eines einzelnen Chalukahjuden vordringen, und man hat dieses ganze Judentum erfaßt. Denn einer ist wie der andere. Gewiß, es gibt unter diesen Menschen gute

und schlechte, bescheidene und stolze, edle und brutale, ehrliche und unehrliche, aber als Chalukahjuden, in ihrer Psychologie als Juden, in ihrem Denken und Fühlen als Juden, sind sie in der Hauptsache sich alle gleich. Das Charakteristikum dieses Reiches ist die Monotonie, jedes Mitglied ist ein Typus, und die Mauern, die es umgeben, sind alle mit derselben schmutziggrauen Farbe getüncht.

*

Verfolgen wir einmal das Leben eines solchen Chalukahjuden!

Das Licht der Welt — Licht kann man es kaum nennen — erblickt er in irgend einem ärmlichen, schmutzigen Zimmer, das man in manchen Stadtteilen ein Hundeloch nennen kann. Der erste Strahl, der in sein Auge fällt, ist das gelbgraue Halbdunkel, das von dem hellen, glänzenden Sonnenlicht noch übrig bleibt, nachdem es sich durch die unzähligen Winkelgassen, Dachvorsprünge und Treppenstufen in das Zimmer hineingezwängt hat; der erste Geruch, den seine Nase aufnimmt, ist der ekelerregende Pestgeruch einer Jerusalemer Gasse mit ihrem Schmutze, der nie fortgeräumt wird, mit ihren Aborten ohne richtige Kanalisation; und der erste Laut, der in sein Ohr dringt, ist das Zanken blutleerer Frauen, das Lärmen verdienstsuchender Makler oder das Schreien ewig zürnender „Melameds".

Die Mutter, vielleicht erst eine Frau von 30 Jahren, die wie eine 50jährige aussieht und sicherlich bereits einem halben Dutzend Kinder das Leben geschenkt hat, blickt mit der ganzen unergründlichen Liebe einer jüdischen Mutter auf dieses Sorgenkind und reicht ihm ihre dürre Brust als kärgliche Nahrung. Der Vater, einer jener unzähligen Juden, die, eigentlich beruflos, allen Berufen obliegen und heute abend nicht wissen, wovon sie morgen sich ernähren sollen, rennt tagsüber auf der Gasse herum, immer beschäftigt, weil er keine Beschäftigung hat und kommt nur spät abends, müde, niedergeschlagen, mürrisch nach Hause.

In einem ärmlichen Zimmer, in dem Vater, Mutter und Kinder wohnen und schlafen, wächst der Junge heran, ohne jemals die Freuden der Kindheit wirklich genossen zu haben. Mit fünf Jahren schickt man ihn in den Cheder, wo er mit 20 anderen Kindern zusammen von einem ewig mürrischen und schreienden Melamed den ganzen Tag über unterrichtet wird. Hier wird bereits das Fundament seiner ganzen Weltanschauung gelegt, hier wird seinem Geist bereits jene eigenartige Richtung verliehen, die für den Ghettojuden so typisch ist, hier wird diese zarte Seele bereits völlig zurechtgeknetet nach der Schablone der Väter und Vorväter bis in Jahrhunderte zurück.

Man kann gar nicht die Macht eines solchen Cheders auf die Seelen seiner Zöglinge hoch genug einschätzen. Wenn eine Schule nicht nur Unterrichtsinstitut, sondern vor allem Erziehungsanstalt sein soll, so übertrifft der Cheder alle anderen Schulen der Welt. Es darf auch nicht wundernehmen. Um wieviel auch die moderne Schule an Reichtum des Wissens, das sie vermittelt, an Mannigfaltigkeit der Bildung den Cheder um ein Ungeheures übertrifft, an der Intensität des Lernens und Erziehens kann sie sich gar nicht mit dem Cheder vergleichen.

Man denke: Von 8 bis 5, 6 Uhr sitzt der Junge und lernt immer dasselbe: in den ersten Jahren Tauroh, dann Gemoroh. In Wahrheit ist beides nur eins und dasselbe. Die Art und Weise, wie in diesen Cheders die Thora unterrichtet wird, ist schon ganz die der talmudischen Dialektik und Pilpulistik. Als ich eine dieser Talmud-Thoras besuchte, war es mir außerordentlich interessant und charakteristisch, daß bei den Prüfungen der Kinder, die der mich führende Gabbai vornahm, die Jungens sehr gut im Drusch, in Raschikommentar, in den Bemerkungen der Agadah bewandert waren, den einfachen, klaren Wortlaut aber und seinen natürlichen Sinn meist nicht wußten. So lernen sie trotz mehrjährigen Thoralernens in Wirklichkeit die Bibel nicht kennen und erhalten nie einen Begriff von ihrer grandiosen Einfachheit und ihrer schlichten, erhabenen Größe. Es liegt das in der ganzen Struktur der logischen Bildung ihres Geistes begründet. Wenn eine Sache einfach ist, — wozu es wissen? Das Selbstverständliche ist ihrem Geiste das Entfernteste und Fremdeste; von einfacher, gesunder Logik verstehen diese an die schwierigsten, scharfsinnigsten Haarspaltereien und logischen Saltomortales gewöhnten Köpfe am wenigsten.

So wird der Geist eines solchen Jungen gebildet. Und seine Seele wird gleich mit seinem Ein-

tritt in den Cheder nicht minder straff geformt und in die seit Jahrhunderten festgelegte Form gegossen. Vom ersten Tage an wird er gleich kopfüber in die Welt des Ghettojudentums hineingestürzt, und diese Welt mit ihrem Gotte und ihren Engeln, ihrem Gan-Eden und Gehinnom, ihren Gesetzen und Geboten, ihren Hoffnungen und Wünschen, ihren Freuden und Leiden, ist ja so wirkungsvoll, so festgebaut, daß die Seele des Kindes ihr ganz verfällt. Es gab und gibt wohl wenige Weltanschauungen, die geschlossener und einheitlicher sind als die des Goluthjudentums; was können alle Prinzipien moderner Pädagogik ausrichten, gemessen an der Wirkung dieser Weltanschauung auf zarte Kinderseelen? Hinter diesem Melamed, der da mit strenger Miene auf dem Katheder sitzt und unter heftigem Schütteln seinen Schülern vorlernt, steht das Ghettojudentum mit seiner jahrhundertelangen Tradition, stehen die Generationen aller Väter und Vorväter; nicht der Melamed erzieht, sondern das ganze Goluthjudentum durch ihn.

Und wenn dann der Knabe 16jährig die Talmud-Thora verläßt und dann — wenn er begabt ist — in die Jeschibah übergeht oder gleich ins Leben hinaustritt, dann ist er ein Fertiger. Im Alter, da bei uns erst die innere Erziehung beginnt, da der Jüngling anfängt, sich die Grundlagen seiner Weltanschauung zu legen, hat dieser Jerusalemer Knabe all dies bereits hinter sich.

Meist dokumentiert er diese seine Reife durch die Heirat, die hier mit 17, 18 Jahren schon erfolgt. Aber auch wenn er noch ledig bleibt, in seinem langen Rock mit Gürtel, mit seinem langen gekräuselten Peehs gleicht er bereits ganz den erwachsenen Männern, er hat keine Zweifel mehr, keine inneren Kämpfe, er weiß alles, was er wissen will, auf alle neugierigen Fragen hat er seine genaue Antwort, er weiß, wozu er lebt, was seine Aufgabe ist in dieser Welt, was ihn nach dem Tode erwartet, er hat seine besondere Geschichtsphilosophie über den Werdegang seines Volkes, kurz: er ist fertig, abgeschlossen.

Und es ist klar: diese Weltanschauung kann nur so geschlossen sein, weil sie so eng ist, sie gewinnt ihre innere Festigkeit auf Kosten ihres Reichtums; weil ihr Horizont so klein ist, sind seine Grenzen so fest gezogen. Die innere Welt dieses Jerusalemer Jünglings ist so lückenlos ummauert wie die Stadt, in der er wohnt, und er weiß: was außerhalb dieser Welt lebt, ist nur von Schaden und Gefahr; die Juden, die jenseits der Mauern leben, sind Sünder und Apikorsim; es ist eine Mizwoh, sie zu verachten und zu hassen, sie zu meiden und mit ihnen in keinerlei Berührung zu kommen.

Und nun tritt er auf den Kampfplatz des Lebens. Und sein ganzes Leben ist so, daß es die Weltanschauung, die ihm im Cheder mitgegeben worden ist, nur stärken und ausbauen muß. Ohne seinen felsenfesten Gottesglauben, ohne den inneren Halt, den ihm seine Religion gibt, könnte er gar nicht existieren. Ein Mensch, der niemals heute weiß, woher er morgen sein Brot nimmt, dem das Leben nie seine heitere Seite zuwendet, dessen Leben identisch ist mit Leiden und Sichplagen, dessen Atmosphäre so stockig und dumpf ist wie die Not, kann entweder ein hohnlachender, zynischer Leugner alles Göttlichen und Sittlichen werden — wie ein so großer Teil des modernen Proletariats — oder aber ein abergläubischer, fanatischer Mensch wie die meisten dieser Chalukahjuden. Entweder auf alles in der Welt pfeifen oder alle Leiden des Lebens als göttliche Fügungen geduldig hinnehmen, ein Drittes gibt es für diese Hungerkünstler nicht. Völlige Verzweiflung und damit Preisgabe aller Prinzipien oder unermeßliche Glaubensstärke und unerschütterliches Festhalten an jedem Jota, das man von den Vätern ererbt hat, eine andere Möglichkeit existiert nicht. Freies Denken und selbstständiges Philosophieren sind für die Majorität der Menschen erst möglich, wenn der Magen satt ist. Und da der Magen eines Chalukahjuden stets leer ist, da die Weltanschauung moderner Proletarier für ihn nicht in Frage kommt, bleibt ihm nur das dritte übrig: Er bleibt in der Welt, in die sein Melamed ihn eingeführt hat, hüllt sich immer dichter und dichter in seinen Tallis ein und wird durch jedes Leid nur umso gläubiger, durch jede Not nur noch fanatischer. *Das Leben ist es, das den Chalukahjuden zu dem macht, was er ist.*

*

Und darum: *Um ihn zu beeinflussen, ist es vor allem nötig, seinen standard of life zu ändern.* In diese schmutzerfüllten Gassen, in denen er jetzt wohnt, wird die moderne

Bildung nicht hineinzudringen vermögen, ja, wird auch nicht hineindringen dürfen. Ich könnte mir für den heutigen Chalukahjuden bei seinen heutigen Lebensverhältnissen kein furchtbareres Unglück vorstellen als den Zusammensturz seiner ererbten Weltanschauung. Es würde seinen moralischen, inneren Untergang bedeuten. Nehmt ihm ein Stück Brot im Tag ab, und er wird ein Gebet mehr beten und sich trösten; raubt ihm die Hälfte seines Verdienstes, und er wird Tehillim sagen und noch inniger auf Gott vertrauen; werft ihn aus seinem elenden Zimmer auf die Gasse, er wird noch herzzerreißender zu Gott schluchzen und sich an seinem Glauben wieder aufrichten. Aber nehmt ihm diesen Glauben oder erschüttert ihn nur ein wenig, — denn ihn erschüttern, heißt ihn zerstören —, und ihr habt ihm alles genommen: seinen Halt und seine Stütze, den Born seiner Kraft, die Quelle seiner Energie. Aus einem Bettler, der doch innerlich stets sein Gleichgewicht behält, habt ihr einen Verzweifelnden gemacht; einen ewig vom Schicksal Verfolgten, der doch fest und sicher dasteht, habt ihr zu einem Paria ohne Halt und Kraft verkrüppelt. In die Welt des Chalukahjudentums, wie sie heute dasteht, die moderne Bildung hintragen, heißt sie wie durch einen Vulkan in einen Haufen von Glut und Trümmer zerstören.

Nicht moderne Bildung, sondern materielle Stütze tut dem Chalukahjudentum not. Nicht Kultur, sondern Brot, nicht Bücher und Zeitungen, sondern Arbeit und Beschäftigung, nicht Schulen, sondern Fabriken, nicht Vorträge, sondern Werkstätten, nicht Bildung, sondern **Verdienst gebt ihm!**

Dann wird das andere von selbst kommen. Schwindet ihre furchtbare materielle Not, dann wird auch ihr Fanatismus, ihre Engherzigkeit, ihre Beschränktheit sich verlieren. Denn — kein wichtigeres Prinzip für die Erfassung des Chalukahjudentums gibt es — in der materiellen Lage dieser Juden hat ihr geistiger Zustand seine festeste Stütze. In ihrer Armut ruhen die stärksten Wurzeln ihres Fanatismus.

XI.

Jerusalem. — Das Chalukahjudentum. — Die Chalukah.

Ich ging einmal in einer späten Nachmittagsstunde mit einem Jerusalemer Bekannten an die Klagemauer. Wie gewöhnlich standen eine Anzahl Juden herum und beteten. Wir schauten eine Weile schweigend dem Schütteln und Wehklagen dieser Beter zu, dann sagte ich, auf die Gruppe weisend, wie unwillkürlich zu meinem Freunde: „Das also ist Jerusalem!“

„Nur die eine Kehrseite von Jerusalem“, erwiderte derselbe, „die andere werden Sie auch gleich zu sehen bekommen.“

Inzwischen hatten einige der Betenden uns bemerkt, und sofort eilten mehrere an uns heran, die Hand ausgestreckt, um ein Almosen bettelnd.

„Hier haben Sie die andere Kehrseite“, entfuhr es bitter meinem Freunde. „Ora et labora“ übersetzt der Jerusalemer: Bete und bettle!“

Es war scharf gesprochen, aber wahr. Jerusalem ohne seine Schnorrer ist nicht Jerusalem. Kein Handwerk hat es in dieser Stadt zu solcher Vollkommenheit gebracht wie das Schnorren. Und so desorganisiert, so bar aller Ordnung alle anderen Beschäftigungen in Jerusalem sind, so vortrefflich organisiert, so wohl ausgebaut ist das System der Schnorrerei. Auf diesem Gebiete ist Jerusalem auch heute noch die Königin aller Städte.

Es gehört ein richtiges Studium dazu, um sich in diesem komplizierten und vielverzweigten Systeme zurechtzufinden. Und doch muß man sich schon den Mühen dieses Studiums unterziehen, will man die Physiognomie Jerusalems wirklich erkennen. Die Züge des Betens und Jammerns, des Elends und der Not sind nicht spezifisch jerusalemisch. Sie sind mehr typisch als individuell und sind der ganzen Gattung der Ghettojuden in aller Welt gemeinsam. In Berditschew schüttelt man sich ebenso wie in Meoh Schorim*), und in Ljubawitsch wird man Peehs von ebensolcher Länge finden wie in irgend einer jüdischen Gasse in Jerusalem. Was aber der Physiognomie dieser Gasse spezifisch und eigentümlich ist, das sind die Züge des Flehens, des Bettelns, das ewige Handausgestreckthalten, das ewige Katzbuckeln vor einem „Nozen“, der stets auf der Lippe befindliche Segensspruch für jeden, der einen lumpigen Frank spendet, kurzum, die Züge, die das Gewerbe des Schnorrens der Physiognomie dessen, der es zeitlebens betreibt, mit der Zeit einprägt.

*

An der Spitze aller Zweige des Schnorrersystems in Jerusalem steht die **Chalukah**. Man kann das Urteil über sie dahin zusammenfassen, daß sie ökonomisch heute ebenso notwendig ist, wie sie moralisch gefährlich und schädlich ist.

Daß sie ökonomisch notwendig sein muß, ist klar. Die Chalukah bringt **jährlich etwa 1½ Millionen** nach Jerusalem. Es ist selbstverständlich, daß eine solche Summe für die Judenheit Jerusalems ein unentbehrlicher Faktor ist. Es ist nicht übertrieben, wenn man die Chalukah als den **ökonomischen Rückgrat der Jerusalemer Judenheit** bezeichnet. Sie bildet für tausende Familien die Grundlage ihrer Existenz.

Nicht minder klar aber ist auch, daß sie moralisch schädlich sein muß. Wenn Geld und Religion eine Verbindung eingehen — dies ist eine Erfahrung, die schier die Gewißheit eines Axioms besitzt —, dann ist der Sproß fast stets ein moralisch degenerierter Bastard. Wer für die Erfüllung religiöser Pflichten materiellen Entgelt erhält, der muß schon ein außergewöhnlicher Charakter sein, um

*) Ein großes jüdisches Stadtviertel in Jerusalem.

rein und ehrlich zu bleiben. Außergewöhnliche Charaktere sind aber auch in Jerusalem große Seltenheiten. Auf das Gros wirkt die Chalukah in moralischer Hinsicht verderblich.

Wenn ein Chalukahmann weiß, daß ihm die Chalukah entzogen wird, wenn er seinen Sohn in eine moderne Schule schickt, so mag er tausendmal von dem Vorzug dieser Schulen gegenüber den Chedorim überzeugt sein, seinen Sohn wird er dennoch zum Melamed bringen. Wenn ein Jüngling, der Chalukah erhält, weiß, daß er keinen Pfennig mehr erhält, falls er in den „Makkabi" eintritt, so mag er noch so sehr von der Vorzüglichkeit des Makkabi überzeugt sein, mag das Turnen noch so sehr für seine Gesundheit für notwendig halten, öffentlich wird er doch über die Makkabi fluchen und sie Apikorsim und Niederträchtige schimpfen.

Oder ein anderes Beispiel: Ein Mitglied des ungarischen Kollels, das bereits einige eigene Häuser besitzt, außerdem Geld zu 20, 30 Prozent verleiht und bereits einige hunderttausend Frank sein Eigen nennt, hat Anrecht auf eine beträchtliche Chalukah. Sie werden meinen, als frommer Jude müßte er auf dieselbe verzichten. Er denkt anders. „Der Anteil an der Chalukah" — wird er Ihnen antworten — „den ich von meinem Vater ererbt habe, ist ein Teil meines Eigentums. Welche Gründe sollten mich dazu veranlassen, darauf zu verzichten?" Die Chalukah erscheint ihm eben gar nicht mehr als eine wohltätige Unterstützung seitens der armen Massen der Judenheit in der Diaspora. Er sieht sie als sein ganz selbstverständliches Einkommen an, das zu verschaffen die Brüder im Golus eben verpflichtet sind. Wofür? Warum? Dafür sitzt er doch in Jerusalem, erfüllt er doch die Mizwoh, in Erez-Israel zu wohnen.

Man denke ja nicht, daß all das Gesagte übertrieben ist. Eher sind die Farben noch zu schwach aufgetragen. Folgendes Vorkommnis des letzten Jahres soll es bestätigen:

Die Verwalter der ungarischen Chalukah in Ungarn sind allmählich auch zu der Einsicht gelangt, daß es nicht angeht, reichen Leuten eine ansehnliche Chalukah zu geben, während tausende Arme hungern. Diesen Reichen jedoch die Chalukah ohne weiteres zu entziehen, wagten sie nicht. Was taten sie also? Sie erklärten es in den neuen Statuten, die sie verfaßten, für eine „Todsünde", Chalukah zu nehmen, wenn man anderweitig seinen Unterhalt verdiene. Das Resultat? Kein einziger vom ungarischen Kollel hat auf seine Chalukah verzichtet. All die vielen wohlhabenden Mitglieder zogen es vor, die Todsünde zu begehen und bezogen fröhlich ihre Chalukah weiter. Das hindert sie aber nicht, am nächsten Tag die jungen Mitglieder des Makkabi als unsittlich und antireligiös zu denunzieren, weil sie gemeinsam mit Mädchen einen Tagesausflug unternommen haben. . . .

Dies sind eben die moralischen Folgen der Chalukah: Unehrlichkeit, Verstellung, Heuchelei auf der einen Seite, erkünstelter Fanatismus, Hand in Hand mit gewissenloser Bereicherung auf der anderen. Die Armut Jerusalems hat diese Stadt mit einem abstoßenden physischen Schmutz angefüllt. Die bisher angewandten Mittel zur Linderung der Armut, vor allem die Chalukah, haben in die Stadt einen noch abstoßenderen, widerlichen moralischen Schmutz hineingetragen. Und ich glaube: Viel leichter und viel früher wird man die auf den Gassen liegenden Schmutzhaufen aus Jerusalem schaffen können, als es gelingen wird, es von seinem moralischen Schmutze zu säubern.

Denn es ist notwendig, es zu betonen: So dringend die Chalukah einer Reform bedarf, so *schwer ist es, diese Reform vorzunehmen!* Es gehört ein Herkules dazu, diese Augiasställe reinzukehren. Die Männer, die bisher an diese Aufgabe herangetreten sind, waren keine Herkulesse. Alle Versuche, die Chalukah zu reformieren, sind bisher mißlungen. Dies gilt auch für den sehr löblichen Versuch der *Deutsch-Holländischen Chalukah.*

Man erinnert sich noch des Aufsehens, das vor einigen Jahren der Entschluß der Deutsch-Holländischen Palästinaverwaltung, die Chalukah zu reformieren, gemacht hat. Und was ist dabei herausgekommen? Nichts. Ich habe meinen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Jerusalem dazu benutzt, mich nach den Erfolgen dieser Reform zu erkundigen. Von allen Seiten, sowohl von Männern des alten Jischub wie von solchen des neuen, wurde mir durchweg die Antwort gegeben: „Das *Resultat* ist ein *totaler Mißerfolg.*" Und ein genauer Kenner Jerusalemer Verhältnisse, den

ich auch nach dem Erfolge der Reform fragte, nahm mich zur Antwort unter den Arm, führte mich auf den Zionsberg, wo der Jerusalemer Vertreter der Deutsch-Holländischen Palästinaverwaltung für das Büro derselben ein großes Haus hat erbauen lassen, zeigte mir dies Haus und sagte: „Dies ist der einzige bleibende Erfolg der Reform."

Und als ich mich weiter nach den Ursachen dieses Mißerfolges erkundigte, da sagte mir der eine: „Schuld hat vor allem der Vertreter der Palästinaverwaltung, der die Sache ungeschickt angefaßt hat"; der andere dagegen klagte: „Die Schuld trifft die Verwaltung selbst, die alles über den Kopf der Führer der Chalukah hat machen wollen, statt dieselben zu Rate zu ziehen"; gar manche aber erwiderten: „Die Ursachen für den Mißerfolg liegen in der Chalukah selbst. Was Jahrhunderte verdorben haben, läßt sich nicht wieder gut machen."

Nun, ich halte diese letzte Ansicht für übertrieben, für pessimistisch. Richtig aber ist es jedenfalls, daß eine Reform der Chalukah eine äußerst schwere und komplizierte Aufgabe bedeutet. Gelingen wird sie nur, wenn sie von den maßgebenden Führern der Chalukah selbst ausgeht. Nicht von den Jerusalemern, sondern von den ausländischen. Um die Augiasställe zu reinigen, mußte Herkules erst in sie hineingehen. Draußen stehen und schimpfen, nützt nichts. Nur von innen heraus ist eine Reform der Chalukah möglich. Von dem Gelingen einer solchen Reform aber wird es abhängen, ob Jerusalem ein wenig moralisch gesäubert werden wird oder nicht. Bis dahin aber bleibt der tragische Zirkel bestehen: Ohne die Chalukah kann die Jerusalemer Judenheit nicht existieren. Mit der Chalukah aber degradiert und beleidigt sie sich tagtäglich selbst.

*

An die Chalukah schließen sich die anderen Institutionen an, die dank Schnorrerei und Spenden existieren. Bei diesen ist gegen das Schnorrsystem selbst eigentlich nichts zu sagen. Schließlich existieren ja die meisten wohltätigen Anstalten in der Welt auf der Basis von Unterstützungen. Unschön wird aber die Sache auch hier wieder, wo sie ein religiöses Gewand annimmt.

Du trittst beispielsweise in eine große Jeschibah ein, und nachdem man Dir alles gezeigt hat, wirst Du zum Buche der Statuten geführt, und da kannst Du nun lesen: Wer 5 Frcs. jährlich spendet, für den wird jeden Samstag gebetet; wer 10 bis 20 spendet, für den wird einmal monatlich, auch am Kotel hamaarawi, gebetet; und wer sich gar zu einer Spende von 100 Frcs. jährlich aufschwingt, für den wird auch zweimal im Jahre an Rachels Grab ein Gebet verrichtet. . . .

Man braucht da wahrlich nicht erst ein besonders tief religiös empfindender Mensch zu sein, um von einem gewissen Ekelgefühl ergriffen zu werden und zugleich von einer Empörung über eine solche Degradierung der Religion zu einem Handelsobjekt mit feststehenden Taxen. Und was das Schlimmste an alledem ist: die Leiter der Jeschibah, zum großen Teil wahrhaft religiöse und sittliche Naturen, empfinden gar nicht das Unschöne am Ganzen. So sehr sind sie an die Luft dieser Welt bereits gewöhnt, dieser Welt, in der das Heiligste gut genug ist, um mit seiner Hilfe 100 Frcs. zu erschnorren.

Und mit diesem letzten Endes demoralisierenden Gewerbe geben sich in Jerusalem Tausende von Menschen ab, ja, es sind gerade die Besten, die ihm obliegen. Es hat sich im Laufe der Jahrzehnte eine richtige Industrie entwickelt. Es gibt ganze große Büros, in denen eine große Zahl von Schreibern sitzen, einzig und allein damit beschäftigt, Schnorrbriefe abzufassen; in allen möglichen Sprachen: Hebräisch, Jargon, Deutsch, Englisch. Jahr für Jahr, besonders in der Zeit vor Rosch haschonoh, ergießt sich aus Jerusalem ein Strom von Hunderttausenden von Bittschriften, Schnorrbriefen und Aufrufen in die Welt. Die österreichische Post, der der Löwenanteil dieser Korrespondenzen zufällt, macht durch sie glänzende Geschäfte. Und sie kommt daher den Institutionen so sehr entgegen, daß sie ihnen die Briefe ohne Marken versendet — da um diese Zeit gewöhnlich schon kein Geld mehr in den Kassen ist —, und die schuldige Summe dann von den eintreffenden Spenden abzieht. Es ist auch interessant zu sehen, welche Unmenge an Erfindungsgeist und Scharfsinn

aufgeboten wird, um möglichst viel Spenden einzuheimsen. Da wird kein Mittel gescheut. Gegenseitige Verleumdungen, Pamphlete, Denunziation, alles wird für erlaubt gehalten, wenn es nur den Zweck erreicht. Und es ist in dieser Hinsicht bereits so weit gekommen, daß manche Institutionen — wie mir Eingeweihte versichert haben — eine Liste assimilatorischer Wohltäter Westeuropas besitzen, denen sie alljährlich zu Weihnachten eine Gratulation senden, versehen mit der Bitte um eine gefl. Spende. . . . Ich könnte noch manches solcher Art erzählen. Es genüge. Es tut weh, seine eigene Schande zu verkünden, denn bei alledem ist es doch unser Jerusalem, wo solches getan wird, und sind es doch unsere Brüder, die solches tun. . . .

Ich ging einmal mit demselben Freunde, von dem ich eingangs dieses Briefes erzählte, eines der bekannten Schnorrinstitute besuchen. Der Weg führte durch enge, schmutzgefüllte Gassen. „Welch ein Schmutz!" rief ich wütend meinem Führer zu. „Hm!" meinte er, „glauben Sie, daß da drinnen" — und er zeigte auf das Büro, wohin wir gingen — „der Schmutz geringer ist? Ich für meinen Teil ziehe den Gestank dieser Gassen jenem moralischen Fäulnisgeruch vor, der mir dort aus allen Schubfächern und Akten entgegendringt." Nachdem ich im Büro gewesen war und einen Einblick in die Akten getan hatte, war ich ganz der Meinung meines Jerusalemer Freundes. Hundertmal erträglicher war mir der Schmutz in den Gassen der „heiligen Stadt" als der, den ich in so manchen ihrer religiösen Institutionen und frommen Anstalten fand.

XII.

Jerusalem. — Die Sephardim. — Der neue Jischub. Die Wiederbelebung Jerusalems.

Neben den Aschkenasim des alten Jischub, die Jerusalem seine Grundfarbe verleihen, neben denen des neuen Jischub, die ihm seine Kontrastfarbe aufdrücken, gibt es in Jerusalem noch eine dritte Art von Juden: ihren Grundstock bilden die eingeborenen Sephardim, außerdem kommen hinzu Juden aus allen östlichen Ländern: bucharische, marokkanische, tatarische, syrische, babylonische, kaukasische, yemenitische, persische und noch eine gute Anzahl anderer. Sie bilden meist eigene kleine Gemeinden, gehören aber alle zur großen Hauptgemeinde der Sephardim, an deren Spitze der Chacham Baschi steht. Diese Sephardim aller Variierungen verleihen dem jüdischen Jerusalem seine farbigen Nuancen; sie spielen keine hervorragende Rolle im inneren Leben der Jerusalemer Judenheit, aber sie fallen dem Fremden doch auf. Sie sind mehr interessant als bedeutsam, mehr Kuriosität, verdienen es aber dennoch, daß man auch ihnen einige Worte widmet.

Meine Reise nach Palästina hat mich um viele Hoffnungen reicher, aber um eine Illusion ärmer gemacht. Als ich herkam, lebte in meinem Geiste jenes traditionelle Bild, das wir Aschkenasim uns von den Sephardim zu machen pflegen: das Bild eines stolzen, würdevollen, von den Wirkungen des entwürdigenden Ghettolebens unbeeinflußten Juden. Jedesmal, wenn wir einen jüdischen Schnorrer aus dem Osten erblicken, mit seinem krummen Rücken, seiner devoten Miene und seiner unmännlichen, feigen Haltung, — dann rufen wir uns, wie um uns selbst über diese unschöne Erscheinung unseres Volkes zu trösten, das Bild des sephardischen Juden vor die Augen. Jener — pflegen wir zu sagen — ist der wahre Jude, der echte, auf den das Ghetto nicht seine traurigen Wirkungen ausgeübt hat. Nachdem ich einige Zeit im Lande verweilt habe, war mir dieses schöne Bild in nichts zerronnen, total zerronnen. Und an seiner Stelle lebt jetzt in mir die Vorstellung eines innerlich leeren, durch und durch kulturlosen, geistig und moralisch ziemlich niedrig stehenden Juden, den als meinen höherstehenden Bruder zu bezeichnen, ich mich in Zukunft wohl hüten werde.

Gewiß, man findet unter den Sephardim oft imponierende Gestalten, groß, schlank, aufrecht, mit einer gewissen Würde in der Haltung, die uns aschkenasischen Juden, die wir alles mehr besitzen als die Kunst der Haltung, imponiert. Aber ich fand nicht wenige dieser schönen Gestalten auch unter den Arabern und werde sie deswegen doch nicht als mir überlegen an innerer Würde bezeichnen. Mag sein, daß der Sephardi mehr Haltung besitzt als der Aschkenasi; was nützt es mir, wenn er innerlich aber so leer ist wie ein hohles Rohr. Wer kennt nicht die alte Fabel von den leeren und den vollen Aehren auf dem Felde? Selten ist sie zutreffender als gerade in unserem Falle. Jener alte Rabbi, der mit krummem Rücken eiligen Schrittes daherkommt, ist gewiß keine schöne Gestalt; aber ich weiß, daß sein gekrümmter Körper auch eine große Last auf sich trägt: ganz „Schaß" samt so und so vielen Kommentaren. Sein eiliger Gang entbehrt gewiß aller Würde; ich weiß aber, daß er so eilt, weil er in die Jeschibah rennt. Jener sephardische Chacham hingegen, der in langem, schwarzem Gewande mit dem schönen turbanartigen Hute auf dem Kopfe gravitätisch, langsam dahenwandelt, hat gut langsam und würdevoll gehen; nachdem er seine erste Mahlzeit beendet hat, hat er den ganzen Vormittag frei vor sich, bis die Zeit des Mittagsmahles kommt.

Man wird mir sagen: jener Rabbi sei ein Fanatiker, der über jeden, der moderne Sprachen lernt, den Cherem verhängt; dieser Chacham hingegen sei ein toleranter Mann. Man braucht kein Freund der Jerusalemer Rabbonim und ihrer „Chromim" zu sein — und doch wird einem ihr Fanatismus viel lieber sein als die Toleranz ihrer sephardischen Kollegen. Es ist leicht, tolerant zu sein, wenn man keine Ueberzeugungen und Ideale besitzt, für die man fanatisch sein könnte. Nein! Wir leben diesbezüglich in einem großen Irrtum; vielleicht, daß uns diese Selbsttäuschung angenehm ist als Trost über so manche unschöne Erscheinungen des Ghettos; aber die Gerechtigkeit und unsere eigene Würde fordern, daß wir uns von dieser Illusion

freimachen. Von den zwei Gattungen innerhalb unseres Volkes ist die aschkenasische die bei weitem höherstehende, sowohl was Wissen, was Intelligenz als auch was die moralische Qualität und wahrhaft innere Würde betrifft. Und es mögen noch Jahrzehnte vergehen, bis unsere sephardischen Brüder die Stufe des Aschkenasimtum erreicht haben werden.

So wie sie heute sind, ist ihr geistiger Zustand trostlos. In jüdischer Hinsicht völlig ungebildet, haben sie auch von der modernen Bildung sich noch nichts anzueignen vermocht. Was ihnen Europa bisher gegeben hat, ist die Schminke – dazu noch die von der schlechtesten Sorte. Was der gewöhnliche Sephardi von der jüdischen Kultur weiß, sind meist die abergläubigen Ammenmärchen der populären Kabbalah und ihre Beschwörungen und Amulette. Beides haben sie dann in eigentümlicher Weise vereinigt. Man kann schöne Sephardinnen finden, die sich mit dem Raffinement Pariser Mondänen zu schminken wissen und dabei ihre Amulette unter der dekolletierten Bluse tragen. Ihre ganze Kultur ist seichteste Oberflächlichkeit. Das ganze Sephardentum gleicht in gewisser Hinsicht dem Typus vieler jungen Sephardinnen, denen ich begegnet bin: Aeußerlich von einer verführerischen Schönheit und innerlich leer wie eine hohle Nuß. Es ist ein Genuß, sie eine Viertelstunde lang zu betrachten; aber es ist eine Qual, mit ihnen fünf Minuten lang sich zu unterhalten.

Es ist mir heute unbegreiflich, wie wir uns von ihnen haben narren lassen können. Ich verstehe es einfach nicht, wie die Vorstellung von dem höherstehenden sephardischen Juden überhaupt hat entstehen und bis heute fortleben können. Es ist heute schon wirklich an der Zeit, ein für allemal mit ihr aufzuräumen.

Neben diesen gewöhnlichen eingeborenen Sephardim gibt es noch – wie gesagt – die Menge der vielen übrigen Juden, die auch zu den sephardischen gezählt werden. Geistig alle auf ziemlich niederer Stufe stehend, materiell meist in schlechten Verhältnissen — eine Ausnahme bilden die bucharischen Juden, die fast alle sehr wohlhabend, teils auch sehr reich sind —, bilden sie für die Fremden ein Objekt der Kuriosität. Jede Gruppe von ihnen spricht ihr besonderes Jargon, das heißt eine degenerierte Abart ihrer Landessprache. Es ist dies ein außerordentlich interessantes Faktum, daß in allen Ländern, wo Juden auf den Irrwegen des Exils hingelangt sind, sie ihr eigenes Jargon ausgebildet haben. Nirgends haben sie ihre angestammte Sprache bewahrt, nirgends aber auch die Landessprache rein übernommen. Jargon ist das Charakteristikum des Goluth. Alles, was wir im Goluth geschaffen haben, ist ja eine Art Jargon. Nichts ursprünglich Originelles, aber auch nichts rein von Fremden Uebernommenes. Immer nur Mischprodukt, Bastardschöpfungen. Wann werden wir schon dazu gelangen, wieder originelle, eigene, reine Kultur zu schaffen!

Diese Frage ist jedesmal in mir aufgestiegen, wenn ich eine neue Art von Juden vor mir sah. (Eine jede wohnt gewöhnlich in einem eigenen Straßenviertel.) Und manchmal wollte mich schier eine tiefe Skepsis ergreifen. Wird es gelingen, diese vielen, verschiedenen Judentypen im Laufe der Zeit zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen? Wenn man diese Unterschiede in ihren Sprachen, ihren Sitten, ihrer Lebensweise, ja in ihren Physiognomien vor sich sieht, möchte man schier daran zweifeln, daß es je gelingen wird, sie alle zu einem einheitlichen Ganzen zu vereinen. Wenn ich ihnen aber dann beim Weggehen ein „Schalom" zurief und sie mir, innig die Hände schüttelnd, ihr „Schalom ubrachah" erwiderten, dann wußte ich wieder: Trotz aller Unterschiede sind wir doch Brüder, Kinder desselben Volkes. Unsere Schicksale in der Vergangenheit waren verschieden, aber unsere Zukunft wird dieselbe, die gleiche sein.

Und im Geiste sah ich den Tag bereits, wo all diese verschiedenen Viertel zu einer einzigen, einheitlichen großen Stadt vereint sein werden, wo es nicht mehr Bucharen und Yemeniten, nicht Perser und Kaukasier, nicht Sephardim und Aschkenasim geben wird sondern nur Juden. Und ich glaube, jener zukünftige Typus Jude wird viel reicher und vielgestaltiger sein als der des heutigen westeuropäischen Juden. Hervorgegangen aus der Verschmelzung so verschiedenartiger Typen, wird er in sich die besten Erbschaften aller vereinigen. Und Jerusalem, die Stadt, wo alle diese Judentypen sich zuerst begegnet sind, wird auch der Mittelpunkt jener Kultur sein, die die Schöpfung der Juden

sein wird, der aus der Vereinigung all dieser Judenarten seine besten Kräfte wird schöpfen können.

*

Es bleibt mir noch ein Wort zu sagen über die uns westeuropäischen Juden am nächsten stehende Kategorie der Jerusalemer Judenheit: über die Juden des neuen Jischub, die „Maskilim".

Man hat im Ausland gewöhnlich die Vorstellung, daß die „Maskilim" Jerusalems ebenso extrem in ihrer Unfrömmigkeit sind als die Orthodoxen in ihrer Orthodoxie. Veranlassung zu dieser Meinung hat eigentlich nur eine einzige Persönlichkeit des neuen Jischub in Jerusalem gegeben, allerdings ein Mann, über den bereits viel geredet worden ist: Ben Jehudah. Sein Radikalismus im Kampf gegen die Orthodoxie und die vielen Episoden dieses Kampfes haben diese Meinung überall entstehen lassen. In Wirklichkeit ist sie völlig unberechtigt. Ben Jehudah kann nicht als der Typus des modernen gebildeten Jerusalemer Juden gelten, und außerdem ist Ben Jehudah selbst in den letzten Jahren so sanft und zahm geworden, daß man ihn kaum wiedererkennt. Das Gegenteil der gewöhnlichen Meinung ist wahr. Vergleicht man den Jerusalemer „Maskil" mit dem Jaffaer, mit dem Tel Awiwer, so ist er der viel gemäßigtere. Von Radikalismus in religiöser Hinsicht habe ich hier nicht das Geringste wahrnehmen können. Im Gegenteil! Es gehört hier ebenso zu den normalen Tugenden des „Maskil", religiös zu sein, wie es in Tel Awiw zum bon ton gehört, Freigeist zu sein.

Was die Ursache dieses Unterschiedes ist, kann ich nicht genau angeben: sei es, daß der Einfluß der Tradition dieser Stadt sich auch hier bemerkbar macht, während Tel Awiw wie in allem so auch hier traditionslos ist, sei es, daß ein großer Teil der hiesigen führenden Männer Jerusalemer Kinder sind, während sämtliche Tel Awiwer aus Rußland stammen — die Tatsache steht fest: der Jerusalemer Maskil ist religiös, geht Freitag abend und Samstag früh in die Synagoge und denkt nicht daran, die Rabbinen des alten Jischub irgendwie herauszufordern oder gegen sie einen systematischen Kampf zu eröffnen.

Kampf ist überhaupt nicht die Passion des Jerusalemer Maskils. Auch darin unterscheidet er sich von seinem Tel Awiwer Gesinnungsgenossen. Dieser liebt das Laute, jener das Stille. Dieser lebt von Versammlungen und Sitzungen, jener sitzt in seiner freien Zeit gern zu Hause. Geh' auf die Straße hinaus in Tel Awiw: immer triffst Du Gruppen, die debattieren, Politiker, die sich streiten, Doktoren in lebhafter Unterhaltung. In Jerusalem findest Du es nicht. Es fehlt in Jerusalem eine solche Siedlung wie Tel-Awiw, eine Ansammlung aller lokalen Intelligenz und Bildung. In Tel Awiw kann man in 7 Wochentagen 5 Versammlungen beiwohnen; in Jerusalem einen Monat leben, ohne daß eine Versammlung stattfindet. (In allerletzter Zeit wird durch das neu organisierte Beth haam allwöchentlich eine Versammlung veranstaltet.) Kurzum: So laut es für gewöhnlich in Tel-Awiw ist, so still ist es in Jerusalem. Dort tobt und rauscht es immer wie die heftige Brandung des Meeres, die man allabendlich in Tel-Awiw vernimmt. In Jerusalem fließt das geistige Leben ruhig und still dahin, gleich den Wellen des „Haschiloach", „dessen Wasser langsam, langsam dahinzufließen pflegen".

Es ist verständlich, daß infolge der Verschiedenheit der Typen zwischen Jerusalem und Jaffa fast stets ein gewisser Gegensatz herrscht, erhöht noch durch eine gegenseitige Rivalität. Man spürt dies auf Schritt und Tritt. Bei jeder neuen Institution, jeder neu gegründeten Gesellschaft erhebt sich gleich die Frage: Wo wird der Sitz sein? Jaffa oder Jerusalem? Und oft geht der Entscheidung ein stiller, aber intensiver Kampf voraus.

Während meines Aufenthaltes in Palästina wurde überall das Projekt einer neuen Tageszeitung besprochen. Daß eine solche notwendig ist, darüber herrscht kein Zweifel. Wiederum die alte Frage: Wo? Tel Awiw wollte die Zeitung bei sich haben, Jerusalem beanspruchte sie für sich. Die Tel-Awiwer, rührig wie gewöhnlich, arbeiteten ein Projekt aus, das aber ein Defizit von 15,000 Frcs. enthielt. Sie wandten sich an das Odessaer Komitee um Unterstützung. Ussischkin erwiderte, daß er für eine Zeitung in Jerusalem zu haben sei, eine solche in Tel-Awiw aber nicht unterstützen werde. Nunmehr ist das Ganze in Frage. Jerusalem allein kann keine Zeitung erhalten. Die Unterstützung Tel Awiws mit seinen vielen Schriftstellern ist unentbehrlich. Was das Resultat sein wird, ist noch ungewiß. Jedenfalls hat die An-

gelegenheit wieder einmal die Rivalität zwischen Jaffa und Jerusalem aller Welt offenbart.

Diese Rivalität ist auch verständlich; sollte ich aber eine Entscheidung treffen, so würde ich Jerusalem unbedingt den Vorzug geben. Nicht seiner schriftstellerischen Kräfte wegen; Tel-Awiw hat mehr; nicht weil es für das Erscheinen einer Tageszeitung geeigneter wäre; Tel-Awiw mit seinem literarischen Milieu ist es in viel stärkerem Maße. Also warum? Weil Jerusalem eben Jerusalem ist.

Wir haben uns bisher an Jerusalem versündigt. All unsere Arbeit galt für Jaffa und seine umliegenden Kolonien. Während dessen vergaßen wir, daß es neben Jaffa noch Jerusalem gibt. Und ginge es nach der historischen Bedeutung, so müßten wir doch Jerusalem weitaus den Vorzug geben. Was ist Jaffa neben Jerusalem? Eine unbedeutende Hafenstadt der Philister. Weil Jonas sich in ihr eingeschifft hat, verdient es noch nicht, das Zentrum des neuen Palästina zu werden. Und das ist es doch heute tatsächlich. Während neben Jaffa Tel-Awiw entstanden ist, fehlen in Jerusalem für einen großen Teil der Bevölkerung die gewöhnlichsten Existenzbedingungen und nimmt die Auswanderung von Tag zu Tag zu. Während rings um Jaffa, in der alten Philistergegend, eine blühende Kolonie neben der anderen entstanden ist, befindet sich in der ganzen weiten Umgebung Jerusalems, von Jerusalem bis Hebron auf der einen und bis Nablus (dem alten Sichem) auf der anderen Seite, keine einzige jüdische Ansiedlung. Eine einzige, Moza, ist neben Jerusalem gegründet worden und zählt heute ganze 6 Häuser. Ekron, wo einst ein Philisterheiligtum stand, blüht, rings um Geser, die alte Philisterstadt, entsteht neues Leben, und währenddes bleiben große historische Stätten wie Rama, Mizpa, Gilboa verödet und verwüstet, wie sie waren. Rings um die jüd. Kolonien zahlt man 30, 40 Frcs. pro Dunam und kauft immer neuen Boden; und in den judäischen Bergen, wo der Boden so billig ist, denkt kein Mensch daran, eine Elle zu erwerben. Und der Grund? Ich fragte einmal einen der führenden Männer Palästinas nach dem Grunde. „Ja", gab er mir zur Antwort, „wissen Sie mir einen vernünftigen Grund dafür zu sagen, warum alle jüdischen Auswanderer nach New York gehen, trotzdem dort bereits über eine Million Juden sind, während große Städte in der Mitte und im Westen der Vereinigten Staaten kaum einen einzigen Juden haben? Wo ein Jude sitzt, da kommt der zweite hin. Bringen Sie 100 Juden nach der Sahara und morgen sind 1000 da." Mag sein, daß das der tatsächliche Grund ist. Ein vernünftiger, die Tatsache rechtfertigender Grund ist es jedenfalls nicht. Mögen die Massen diese Neigung haben, Pflicht der Führer ist es, ihr entgegenzuarbeiten. Ich halte es für eine der dringendsten Aufgaben der Leiter der jüd. Kolonisation in Palästina, von nun an ihre Aufmerksamkeit Jerusalem und seiner Umgegend zuzuwenden.

Der Anfang ist glücklicherweise bereits gemacht worden. Ussischkin hat bei seiner letzten Reise nach Palästina das Uebel erkannt und beschlossen, seine Kräfte von nun an in erster Linie der Wiederbelebung Jerusalems zu widmen. Hoffentlich werden andere seinem Beispiel folgen. Es ist ein großes historisches Unrecht, dessen wir uns bisher Jerusalem gegenüber schuldig gemacht haben. Es gilt jetzt, es wieder gut zu machen.

Es erscheint sehr wohl verständlich, daß manchem, wenn er Jerusalem mit seinem Schmutz und seinen Gassen, mit seinen Rabbonim und seinen Chalukahjuden sieht, die Lust vergeht, hier sich die Stätte seiner Arbeit zu wählen. Aber das ist keine Rechtfertigung. Wollten wir uns von Annehmlichkeitsmomenten leiten lassen, so brauchten wir nicht nach dem verödeten, heißen Palästina zu gehen, brauchten wir überhaupt nicht unsere Kräfte der Arbeit zur Wiederbelebung unseres Volkes und unseres Landes zu widmen. Es gibt unter allen Lösungen der Judenfrage keine bequemere als die der Assimilation.

Wenn uns die Liebe zum Volke und zu Palästina auf diese Lösung verzichten und uns den weitaus schwierigeren Weg des Zionismus wählen läßt, dann muß uns dies auch ein Grund sein, unsere Arbeit in erster Reihe Jerusalem zuzuwenden. Eine Mutter mag noch so häßlich sein, sie bleibt doch Mutter und die Pflicht der Kindesliebe wird darum nicht geringer. Jerusalem mag noch so schmutzig in seinem Aeußeren und noch so abstoßend in seinem Innern sein, es bleibt trotz alledem Jerusalem. Und die Mühe um die Neubelebung dieser heiligsten aller Städte bleibt für jeden Juden eine der heiligsten aller Pflichten.

XIII.

Nach Jericho. — Der Jordan. — Das Tote Meer. — Araberkänze.

Ein kühler, frischer Wind wehte von den Bergen herüber, und die Sonne warf ihre ersten Strahlen über die langsam erwachende Erde, als wir einen leichten, flinken Wagen bestiegen, der uns nach Jericho und dem Toten Meer führen sollte. „Wir" bedeutet eine kleine, lustige Gesellschaft, aus fünf Personen bestehend: ein Abiturient des Lehrerseminars des Hilfsvereins der deutschen Juden, zwei hübsche Mädchen — eine zarte, schmächtige Sephardin und eine vollwangige Aschkenasin —, eine „Anstandsdame" und ich.

Wir nahmen noch ein wenig verschlafen im Wagen Platz, der Kutscher — ein sephardischer Jude —, knallte mit der Peitsche, und die drei Pferde setzten sich rasch in einen lustigen Galopp. Bald hatten wir die Häuser der Stadt verlassen, über den letzten Teil der Via dolorosa ging es am prachtvollen Gethsemanegarten vorbei; eine Weile ging es dann steil hinauf auf eine beträchtliche Anhöhe, und — oben angelangt — lag bereits die ganze Gegend, die wir zu durchqueren hatten, vor uns. Eine wild romantische, aber öde Gegend. Berge, Hügel, alle kahl und braun, unter ihnen — weithin auffallend — der runde Herodesberg, ein ehemaliger Vulkan, und hinter ihnen das Tote Meer in seiner ganzen Ruhe.

„Wie lange denken Sie wohl, wird die Fahrt zum Toten Meer dauern?" fragte mich mein Gegenüber, der junge Lehrer. Ich schätzte die Entfernung ab und wählte, durch die Erfahrung bereits belehrt, eine hohe Ziffer. „2—3 Stunden", erwiderte ich. „Es dauert mindestens 7—8", war die Replik.

Der Europäer macht sich kaum eine Vorstellung, wie sehr hier das Augenmaß für größere Entfernungen trügt. Die Luft ist hier so klar und durchsichtig, daß sie über die größten Entfernungen hinwegtäuscht. Vom Oelberg sieht das Tote Meer wie eine Stunde entfernt aus; in Wahrheit beträgt die Entfernung an die 50 Kilometer. Als ich das Tote Meer in der Tiefe vor mir sah, stieg mir der Gedanke auf, daß ich heute in 8 Stunden Wagenfahrt von einer Höhe von 700 Meter über dem Meeresspiegel in eine Gegend geführt werde, die 3—400 Meter unter derselben liegt. Wo findet man das zweite Land der Welt, wo solche Gegensätze so nahe beieinander wohnen?

Während ich diese Betrachtungen anstellte, eilte der Wagen bergab rasch vorwärts. Die Landstraße — ausnahmsweise eine vorzügliche Chaussee — dreht sich in spiraligen Windungen durch die Berge hindurch. Die ganze Gegend wüst und leer. Ich mußte unwillkürlich an die biblische Erzählung von Sodom und Gomorrha denken; wird doch der Ort dieser Begebenheit in die Gegend um Jericho verlegt. An manchen Stellen boten sich uns herrliche Bilder voller romantischer Schönheit und wilder Pracht.

Mittlerweile begann die Sonne, ihre Glutstrahlen herabzusenden, und wir waren gezwungen, den Wagen halb zu schließen. Mit Liedern suchten wir uns die Zeit zu vertreiben. Die junge Spaniolin, von jener schmachtenden, zarten Schönheit, wie sie den sephardischen Frauen oft eigentümlich ist, begann mit melodischer Stimme, uns spaniolische Weisen vorzusingen. Es waren darunter wundervolle Melodien, aber fast alle bargen sie eine seltsame Traurigkeit, eine gewisse Lebensmüdigkeit, einen Ton des stillen Klagens und der wehmutsvollen Resignation in sich. Mir fiel die starke Aehnlichkeit auf, die sie mit arabischen Weisen haben. Auch diese zeichnen sich durch dieselbe klagende, resignierende Stimmung aus. Mir scheint

es orientalische Eigentümlichkeit zu sein. Die Stimmung des Energischen, des aktiven Tuns, des Dynamischen ist dem Orientalen fremd. Zu der Trägheit, zu der Ruhe, die er in allem liebt, paßt die klagende Melancholie seiner Lieder. Es ist nicht seine Art, wie der moderne nordische Europäer den Tag über angestrengt, unternehmungslustig zu arbeiten und am Abend fröhliche Walzermelodien und kraftvolle Marschweisen anzustimmen. Er liegt lieber auf seinem Teppich, raucht sein Nargile und singt melancholische Lieder, die mit dem sehnsuchtsvollen Rufe: O leila! O leila! (O Nacht!) zu enden pflegen.

Nachdem die junge Spaniolin uns ihre Lieder zum besten gegeben hatte, hielten auch wir anderen nicht mit unserer Kunst zurück. Die junge Aschkenasin sang die fröhlichen Lieder des neuen Palästina: Arbeiterweisen, Winzermelodien, Tanzlieder; der Seminarabiturient, der aus einem chassidischen Milieu Galiziens herkam, unterhielt uns mit lustigen, echt chassidischen Trink- und Tanzmelodien, die die Beine wie von selbst in Ekstase kommen lassen; und ich steuerte der Kuriosität halber einige deutsch-jüdischen Studentenlieder bei. Ein seltsames Beisammen von Melodien! Traurige spaniolische Weisen, jubelnde neupalästinensische Märsche, ekstasisch-lustige chassidische „Nigunim“ und kraftvolle deutsche Studentenlieder: ein Symbol der jüd. Gegenwart mit ihren tausend Arten und Variationen von Judentypen! Aber als wir dann allgemein ein Lied anstimmen wollten, da fanden wir keine anderen als die Weisen des jungen Palästina! Die Lieder, die jeder sich aus seinem Galuthlande mitgebracht hatte, kannte nur er allein; aber in den Melodien des neujüdischen Lebens in Palästina, da fanden wir uns alle beisammen. Und wie früher, da jeder für sich seine Weisen sang, sie mir das Symbol der traurigen jüdischen Gegenwart bedeuteten, so erschien mir das frohe „Po baarez“, das wir nun alle gemeinsam anstimmten, als der Ausdruck unserer schönen gemeinsamen Zukunft im Lande der Väter.

Unter solchen Unterhaltungen verging uns rasch die Zeit, und wir spürten kaum die glühende Hitze, die sich mittlerweile entwickelt hatte. Aber wir hatten Glück. Es war ein bewölkter Tag, und ein kleiner Regen stand bevor; so war die Hitze nicht jene erstickende Glut, die für gewöhnlich in diesem Kessel um das Tote Meer herum zu herrschen pflegt.

*

Gegen 2 Uhr mittags kamen wir nach Jericho. Ein kleines, unbedeutendes Städtchen, durchwegs von Arabern bewohnt. Juden gibt es hier keine. Wir verbrachten die heißen Mittagsstunden bis 4 Uhr im Hotel, und dann ging's weiter zum Jordan und zum Toten Meer.

Die Gegend, die wir durchfuhren, glich keineswegs der vor Jericho. Rings um Jericho erstreckt sich ein ebener Kessel, der einst in alter Zeit ein blühendes Paradies war; auch heute ist ein Teil der Gegend ziemlich kultiviert. Wir fuhren durch mehrere Haine, und nach etwas mehr als einer Stunde gelangten wir zum Jordan. Der Wagen hielt eine kleine Strecke vom Fluß entfernt; rasch stieg ich aus und lief zum Flusse.

Der erste Blick bedeutete mir eine arge Enttäuschung. Ich hatte erwartet, einen mächtigen, breiten Strom zu finden, — und was sah ich vor mir? Einen kleinen, recht schmalen Fluß, schmäler als die Ems oder Nidda in Deutschland. Dies Flüßchen also war der weltberühmte Jordan, dieser mit der Geschichte und den Sagen unseres Volkes so eng verwobene Fluß, der jedem Juden teuer, jedem Christen heilig ist?

Aber gar bald begann ich, die Schönheiten und Reize dieses Flusses wahrzunehmen. Ich bestieg ein Boot und ruderte eine Zeitlang auf dem Flusse entlang; wenig schönere Momente habe ich während meines an schönen Stunden reichen Aufenthaltes in Palästina erlebt als diese Stunde auf dem Jordan. Das Wasser, so klar und rein wie Kristall, und zu beiden Seiten Ufer, die mit einer unvergleichlich reichen und schönen, mit einer wahrhaft paradiesischen Vegetation bedeckt sind. Langsam zogen die Wellen des Flusses dahin, und ringsum um uns herrschte eine heilige Ruhe. Ab und zu vernahm man das Rascheln eines Rehes im grünen Buschwerk am Ufer. Es war eine Idylle von unvergeßlichem Reize; in dieser kurzen Stunde habe ich den Jordan für mein Leben lang liebgewonnen. Man sagt oft, der Hauptfluß eines Landes sei typisch für seine Eigenart. Das weite, gewaltige Rußland hat seine mächtige Wolga, das kraftvolle, selbstbewußte Deutschland seinen stolzen Rhein, das liebenswürdige, kultivierte Frankreich seine gefällige

Seine, das prosaische, nüchterne England seine langweilige, gravitätisch ihre Wasser treibende Themse, unser Erez-Israel hat seinen Jordan. Das Charakteristikum des Jordans aber ist die Idylle, die ruhige, verborgene, seelentiefe, stimmungsreiche Idylle.

Und ich glaube in der Tat: Für keine Lebensweise ist Erez-Israel geeigneter, geschaffener als für die idyllische. Für politische Macht und kapitalistischen Reichtum ist Palästina nicht der Platz. Zwischen den Hügeln Judäas und den Bergen Galiläas muß ein Volk wohnen, das still seiner Arbeit nachgeht, das seine Felder beackert, in froher Stimmung seine Früchte einheimst, Gott lobpreisend seine Erntefeste feiert und Zeit und Genie genug hat, um der Welt eine Bibel zu schenken. Die tiefe, innige Religiösität der Psalmen, die schlichte, schmucklose Schönheit Ruths, das ist die normale Poesie Palästinas. Manchmal allerdings kann dieses Land auch die Donnerworte des Jesaia, die Flammenreden Jeremias und die gewaltigen Visionen Hesekiels der Welt schenken, gleich seinem Jordan, der zuweilen, wie die Araber in stummer Scheu erzählen, in gar wilde Wut geraten und schäumen und toben kann, gleich dem sagenhaften Sambationfluß, an dem die 10 verschollenen Stämme wohnen. Die stille, tiefe Idylle für gewöhnlich und der große, grandiose Pathos für die seltenen Stunden außergewöhnlicher Ereignisse, dies ist jüdische Kunst, die im Lande blüht, „wo des Jordans blaue Welle fließt". Seit ich ihn sah, liebe ich ihn, den Jordan, wie ich die schönsten Zukunftshoffnungen meines Volkes liebe: als das Symbol unserer künftigen Kultur ist er mir teuer und heilig.

*

Wir schieden vom Jordan, bestiegen unseren Wagen und fuhren zum Toten Meer. Einige Minuten lang ging es durch eine blühende, prachtvolle Vegetation; alles blühte und grünte und kündete frohes, markiges Leben. Dann aber, als ob ein Zauberwerk plötzlich vor sich gegangen wäre, hörte die Vegetation auf, und es begann die Wüste. Meilenweit kein Strauch, kein Gras, nur der braune, glühende Sand der Wüste. Soeben noch alles blühendes Leben um uns, und nun, soweit das Auge späht, ewiger Tod.

Wer niemals diese Gegend zwischen Jordan und Totem Meer gesehen hat, kann sich von diesem unfaßbaren Gegensatz und Kontraste keine Vorstellung machen. Nirgends in der Welt gibt es wohl eine zweite Stelle, wo herrlichste Vegetation und tote Wüstenöde so nahe, so dicht nebeneinander sind wie hier. Es ist das treueste Symbol des Lebens, von dem der große Dichter singen durfte: Heute noch auf stolzen Rossen . . .

Eine kleine Weile schleppte sich der Wagen durch den Wüstensand, und dann waren wir beim Toten Meer. In der Tat: das tote. Der Inbegriff des Todes ist es, wie es daliegt in seiner bleiernen Schwere, in seiner absoluten Bewegungslosigkeit. Ringsum alles Wüste, in ihm gedeiht kein Lebewesen, kein noch so ärmliches Getier; tot alles um ihn, tot alles in ihm; bleischwer legt sich sein Anblick auf den Betrachter, alle Glieder lähmend.

Und dennoch ein wunderbares Bild, dieses Tote Meer! Weit und breit zieht es sich dahin und verschwindet in der Ferne in einem leisen, grauen Dunsthauch. Ueber dem Ganzen lagert derselbe graue Dunst, der selbst der Luft über dem Meere etwas unsagbar Schweres, Lähmendes verleiht. Nichts hier von der sonstigen Klarheit und Reinheit der palästinensischen Atmosphäre. Alles schwer und grau. Und drüben, auf der anderen Seite die Berge Moabs. Hohe, steile, trotzige Felsen, kahl und öde, auch sie ein Bild des Todes. Als ob sie das Ende dieser Welt bedeuteten, ragen sie empor; als gäbe es kein Jenseits von ihnen, als ob der Machtbereich der kraftspendenden Erde, des Lebens hier sein Ende hätte. Eine wunderbare Einheitlichkeit, eine seltene Harmonie lagert über dieser ganzen Szenerie. Diese Wüste diesseits des Meeres und diese Felsen jenseits, die Luft über dem Wasser und das Wasser selbst, alles trägt denselben, den gleichen Charakter. Alles schwer, grau, lähmend, schweigend, das Symbol des Todes. . .

Ein Schauer ging mir durch den Körper, nachdem ich eine Weile stumm betrachtend vor diesem Bilde gestanden war. Und selbst als ich wieder nach Jericho zurückgekehrt war und im blühenden Hotelgarten meinen Tee einnahm, glaubte ich noch den salzigen Geschmack des Wassers des Toten Meeres auf der Zunge zu haben, und so etwas wie eine schwere, eisige Hand, die den Atem beraubt, dünkte mich meine Kehle zu umschnüren. Und noch lange Zeit nachher konnte ich die Wirkung dieses eigenartigen Bildes, das ich gesehen,

verspüren; keinen anderen Flecken dieser Erde dürfte es geben, der ihm an Wirkungskraft und die Seele gefangen nehmender Mächtigkeit gleicht, ihm, dem ewigen Symbole alles Schweigenden und Toten, ihm, dem unvergleichlichen Toten Meere. . .

*

Wir hatten wirklich Glück mit unserer Jerichofahrt. Nicht nur war das Wetter uns hold, so hold, daß in später Nachmittagsstunde sogar ein kleiner Regen niederging und alle Schwüle der Atmosphäre vertrieb, auch Jericho selbst bot in jenen Tagen etwas ganz außergewöhnlich Interessantes: es wurde gerade eine große Araberhochzeit gefeiert.

Solche Araberhochzeiten, wenn sie von einer vornehmen Familie gefeiert werden, dauern meist einen ganzen Monat. Jeden Abend versammeln sich alle Anverwandte und Bekannte, und dann wird die ganze Nacht hindurch getanzt. Vom arabischen Schwertertanz und anderen berühmten Tanzarten hatte ich schon längst gehört; sie zu sehen, war mir noch nie die Gelegenheit geboten worden. So beschlossen wir denn, als ungeladene Gäste den Hochzeitstänzen beizuwohnen.

Dies war jedoch leichter gesagt als getan. Fremde Frauen können noch zu diesen Tänzen Zutritt erhalten, aber fremde Männer, das ist, da auch die arabischen Frauen sich am Tanze beteiligen, fast unmöglich. Doch einer der Hotelangestellten kam uns zu Hilfe. Er begab sich zum Vater der Braut als dem Leiter der Feierlichkeiten, und gegen Bezahlung einer kleinen Summe pro Person gestattete uns dieser den Zutritt.

Unter Führung des Vermittlers begaben wir uns zum Platze der Feierlichkeiten, einem Felde außerhalb der Stadt. Die Tänze hatten bereits begonnen. Ein günstiger Zufall wollte es, daß gerade der Schwertertanz an der Reihe war. Wer beim Worte Tanz an unsere europäischen Tanzarten denkt, wird sich von diesen arabischen Tänzen ein falsches Bild machen. Mit unseren Tänzen haben diese auch nicht das geringste gemein. In einer langen Reihe standen etwa 40, 50 Männer. Vor ihnen, in einem weiten Kreise, befanden sich drei Frauen, eine davon war die Braut. Jede von ihnen hielt ein krummes Schwert in der Hand. Mit diesem begannen sie langsame Bewegungen nach allen Richtungen hin auszuführen, während die Männer in langgestreckter Reihe immer einige Schritte auf diese Frauen zutanzten und dann wieder zurückgingen. Dabei sangen sie eine ziemlich monotone Melodie, die alle Umstehenden mit Händeklatschen begleiteten. Gar bald aber wurde das Tempo des Ganzen schneller, wilder. Die Frauen schwangen die Schwerter rascher, die Männer sprangen wilder, der Gesang ward erregter. Und nun stieg die Erregung von Minute zu Minute. Zuletzt fuchtelten die Weiber wie rasend mit den Schwertern herum, bald schlugen sie sie gegen einander, bald zückten sie sie gegen die Männerreihe, dabei aber sie mit einer unglaublichen Geschicklichkeit hantierend. Währenddem tanzten und sprangen die Männer wie ekstatisch, fauchten vor Erregung wie die Raubtiere, der Atem ging schwer und rasch, der Gesang wurde lauter und wilder, das Händeklatschen ging in ein ekstatisches Mitbewegen des ganzen Körpers über. Das Ganze glich einer Bande losgelassener Bestien.

Ein Schauder, vermischt mit einem Ekel, ergriff uns alle angesichts dieses abstoßenden Bildes entfesselter, schrankenloser Wildheit. Trotzdem beschlossen wir, bis zu Ende zu bleiben. Doch da trat plötzlich der Vater der Braut, ein wenig vertrauenerregender Araber, an unseren Füh-
ihm Einwendungen zu machen versuchten, ward er,
rer heran und forderte auf einmal einen erhöhten Preis pro Person. Wir gewährten ihn, worauf er sofort die Summe wiederum erhöhte. Als wir schon ohnedies aufgeregt, noch erregter, und, durch die Störung aufmerksam gemacht, wandten sich mehrere Araber unwillig und mit drohender Miene uns zu. Wir merkten, daß die Situation ein wenig unsicher wurde; mit diesen entfesselten, schnaubenden Arabern war nicht gut spaßen; man mußte auf alles gefaßt sein, und so verließen wir auf Anraten unseres Führers den Schauplatz.

Wir hatten leider der Fortsetzung und dem Ende der Tänze nicht beiwohnen können, aber was wir gesehen hatten, war uns genug. Es gab uns einen genügend klaren Begriff von der barbarischen Wildheit und unbeherrschten Leidenschaftlichkeit dieses Volkes, die jeden Augenblick in ihrer ganzen Schrankenlosigkeit hervorzubrechen vermag. Es lag gewiß viel Kraft und unverbrauchte Energie in diesen Tänzen; aber wer weiß, wie lange es noch dauern mag, bis diese barbarischen Nach-

kommen eines ehemaligen hochentwickelten Kulturvolkes es wieder gelernt haben werden, die in ihnen schlummernden starken Energien zu kulturfördernder, schöpferischer Tätigkeit zu verwenden. So wie sie jetzt ist, ungefesselt und schrankenlos, ist sie eine kulturelle Gefahr. „Die Kräfte der Natur sind ein völlig indifferentes Wesen", sagt einmal Goethe, „Sache des Menschen ist es, sie sich zum Vorteil oder zum Schaden zu verwenden." Die Energie, kraft deren andere Völker unvergängliche Werte der Kultur schaffen, verbrauchen diese Araber auf Schwertertanz und Stammesfehden. . .

*

Es war noch dunkel, als wir am nächsten Morgen die Rückfahrt antraten. Als ich wieder vom Berge den schönen Anblick Jerusalems vor mir hatte und die Luft dieser ewigen Stadt wieder atmete, da empfand ich wie einer, der aus einer Wildnis voller Geheimnisse und Gefahren in den sicheren Hort der Kulturwelt zurückkehrt. Seltsam verschieden waren die Eindrücke des vergangenen Tages gewesen: der idyllische, bezaubernde Jordan, das lähmende, atembeklemmende Tote Meer, und die wilde, das Blut in Wallung bringende Araberhochzeit. Wie in einem bösen Traum verjagte ich das Bild der Barbarentänze, wie ein schweres Alpdrücken suchte ich den beklemmenden Eindruck des Toten Meeres abzuschütteln und pflegte das holde Bild des Jordans dafür in mir mit umso mehr Liebe und Sorgfalt. Die Barbarei der Araber wird schwinden, das Tote Meer wird ewig in seiner toten Unbeweglichkeit verharren, aber an den Ufern des Jordans wird neues, blühendes Leben sprießen. Und von allen Erscheinungen, die die Erde bietet, welche ist schöner als die des neu erwachten, neu sprießenden Lebens?

XIV.

Abschied von Jerusalem. — Ben-Schemen. — Pethach-Tikwah.

Von Jerusalem soll man nach Galiläa reisen: dieser Rat sei allen Palästinareisenden erteilt. Die Reise bietet zwei Vorteile: Einmal verläßt man man dann nicht das Land mit jenem bitteren Geschmacke auf der Zunge, jenem unangenehmen Geruche in der Nase und jenem Gefühl heißen Wehes und tiefer Tragik im Herzen, den man aus Jerusalem mitzunehmen pflegt. Eine Palästinareise mit Jerusalem beschließen, heißt eine Reihe schöner, herzerhebender Feiertage mit einem Fasttage beenden; der hungrige Magen läßt bald alle vorangegangene Feiertagsstimmung vergessen und verfliegen. Der andere Vorteil ist der, daß es kein besseres Mittel gibt, die ganze paradiesische Schönheit der Berge Galiläas zu empfinden und zu genießen, als indem man ihnen unmittelbar nach einem Aufenthalte in Jerusalem gegenübertritt. Der Kontrast war von jeher eines der besten Mittel zur Erhöhung des Effektes: nach den engen, atembeklemmenden Gassen Jerusalems die freien Berge Galiläas, einen größeren Kontrast kann die Phantasie des größten Künstlers nicht erfinden.

So verließ ich also an einem herrlichen Frühlingstage Jerusalem mit dem Reiseziele: Galiläa. Die Stimmung, mit der man Jerusalem verläßt, ist — wie gesagt — eine traurige, niedergedrückte. Nirgends empfindet man das Galuth schmerzlicher, als wenn man ihm im Lande der Väter begegnet, und nirgends findet man das Galuth in einer abstoßenderen Form als gerade in Jerusalem. Und so waren es bittere Empfindungen, entmutigende Gedanken, die mich bewegten, als ich zum letzten Malen meinen Freunden die Hand drückte, zum letzten Male den Hut schwenkte und in den Zug stieg, der bereits begann, sich langsam in Bewegung zu setzen.

Ich trat in den Waggon, und mir bot sich ein trauriges Bild: Er war fast voll von Jerusalemer Juden, die alle nach Jaffa fuhren, um mit dem am nächsten Tage abgehenden Schiffe nach Amerika auszuwandern. Es waren fast alle Männer, eine Anzahl recht junger, gesunder Jünglinge unter ihnen. Ich knüpfte eine Unterhaltung mit ihnen an, fragte sie nach den Ursachen der Emigration; fast immer war es dieselbe Antwort, die ich erhielt: Mangel jeglicher Existenzbedingungen.

„Glauben Sie", sagte einer von ihnen, ein sympathischer junger Mann, „daß mir und fast allen unter uns das Herz nicht blutet, von Erez-Israel nach Amerika gehen zu müssen? Aber was können wir tun? Zu verdienen gibt es für uns in Jerusalem keine Möglichkeit, und von einigen lumpigen Franken der Chaluka zu hungern und in Jerusalem herumzuhocken, dazu sind wir zu jung, zu lebensfroh. Dort in Amerika werden wir arbeiten und „weren a Leben machen".

Ich mußte ihm innerlich recht geben. Jerusalem bietet jungen Menschen, die arbeiten und redlich ihr Brot verdienen wollen, heute keine Existenzmöglichkeit, und so nimmt die Auswanderung immer mehr zu. Wir draußen strengen alle Kräfte an, um die Bedingungen für die Einwanderung neuer Kräfte vorzubereiten, und währendes wandern die im Lande bereits vorhandenen aus. Wäre es nicht richtiger, vorerst dafür zu sorgen, daß diesen Landesansässigen Existenzmöglichkeit geboten wird?

Ich trat in den nächsten Waggon. Ein ähnliches Bild. Auch dieser gefüllt mit Auswanderern. Nur sind es hier Araber statt Juden. Durchweg junge, stramme Fellachen aus den Dörfern rings um Jerusalem.

„Wohin gehen diese?"

„Nach Argentinien. Argentinien braucht Arbeiter für seine Plantagen. Die Regierung gibt ihnen freie Ueberfahrt. Dort verdienen sie einige Francs

pro Tag, verbrauchen keine 10 Francs im Monat, ersparen sich in einigen Jahren einige tausend Francs und kehren dann gewöhnlich zu ihren Familien zurück."

Die ganze Verwahrlosung Palästinas stieg mir aus diesem mit emigrierenden Arabern gefüllten Waggon entgegen. 600,000 Einwohner hat dieses Land, das einige Millionen ernähren könnte. Und auch von diesen wenigen Bewohnern müssen jährlich Hunderte und Tausende auswandern. Ich warf einen Blick durch das Fenster auf die Gegend, die wir durchfuhren. Was ich im Zuge an den Menschen wahrnehme, draußen zeigte es mir die Natur. Hohe, breite Berge ringsum, und alle verwüstet, öde, von Steinmassen bedeckt. Und diese Berge waren doch früher einmal alle kultiviert. Ich dachte an die Berge, die ich rings um das christliche Bethlehem gesehen hatte: alle terrassenförmig bepflanzt, mit Olivenbäumen und anderen Vegetationsarten. Und hier alles öde, alles wüste. Kein Wunder, daß selbst diese Araber das Land verlassen müssen.

*

Der Zug näherte sich Lud. Ich stieg aus, denn es war meine Absicht, über die Nationalfondsfarm Ben-Schemen und die deutsche Kolonie Wilhelma nach Pethach-Tikwah zu gelangen. Nach einer halben Stunde kam ich nach Ben-Schemen. Ich empfand ein unbeschreibliches Glücksgefühl, wieder eine Stätte des neujüdischen Palästina vor mir zu sehen und wieder die von der Sonne gebräunten Hände der jüdischen Arbeiter schütteln zu können. Nach Jerusalem, das ich vor vier Stunden verlassen hatte, nach den traurigen Bildern im Eisenbahnzug wirkte diese schöne, stolz auf einem Hügel gelegene Farm wie eine Befreiung, wie ein erfrischendes Bad, und mit Entzücken atmete ich die freie, gesunde Luft der breiten Ebene ein, in der die Farm liegt. Ben Schemen ist die größte aller Nationalfondsfarmen: als ich hinkam, arbeiteten dort etwa 80 Arbeiter. Ich machte einen Rundgang um die Farm, sah den entstehenden Herzlwald, dessen Bäume zum Teil schon ganz beträchtlich hoch sind und schied ein wenig getröstet über die traurigen Eindrücke der letzten Tage.

Schon bald gelangte ich nach **Wilhelma**, der blühenden deutschen Kolonie. Vor 10 Jahren ist diese Kolonie gegründet worden, und in dieser Zeit haben die Kolonisten es vermocht, bereits alle bei der Gründung gemachten Schulden zurückzuzahlen. Sie macht einen trefflichen Eindruck, die deutsche Arbeitslust und Ordnungsliebe dokumentiert sich auf Schritt und Tritt. Es ist für einen Touristen, der auch die Mängel der jüdischen Kolonisation kennen lernen will, außerordentlich lohnend, gerade von Wilhelma nach Pethach-Tikwah zu gehen. Es wird den ganzen Unterschied, der zwischen wirklichen Bauern und unseren jüdischen Kolonisten besteht, sofort wahrnehmen können. **Denn die jüdischen Kolonisten Judäas sind keine Bauern.**

Es tut weh, die liebe Vorstellung, die in allen Zionsfreunden des Auslandes lebt, zerstören zu müssen, aber die Wahrheit zu wissen ist in diesem Falle viel nützlicher, als sich falschen Illusionen hinzugeben. Es ist in den 30 Jahren palästinensischer Kolonisation noch nicht gelungen, jüdische Bauern heranzuziehen, und wenn man einmal klar und nüchtern es sich überlegt, was es heißt, nach 2000 Jahren Galuthgeschichte jüdische Bauern zu erziehen, wenn man ferner bedenkt, daß die Zeit bis 1900 — die Zeit des Schnorrens bei den Administrationen des Barons — in dieser Hinsicht gar nicht mitzurechnen ist, dann wird man gestehen, daß es eigentlich völlig unsinnig ist, bereits jetzt in den Kolonien einen Schlag von Bauern vorfinden zu wollen.

Außerdem: Die judäischen Kolonien sind durchwegs — mit Ausnahme Ekrons — Pflanzungskolonien, und man kann es heute als sichere Behauptung aussprechen, daß in solchen Kolonien niemals der Typ des echten, wahren Bauern heranwachsen wird. Nirgends in der Welt sind die Pflanzer Bauern, sondern Kapitalisten. Die Anlage einer Orangenbojare ist ihrem Wesen nach in demselben Maße ein kapitalistisches wie ein landwirtschaftliches Unternehmen. Wenn ein Kolonist aus Pethach-Tikwah eine Bojare anlegt, dann ist er fast nie im Besitze des ganzen dazu nötigen Kapitals. Was tut er also? Er leiht und zahlt die landesüblichen hohen Zinsen. Dann muß er 6—8 Jahre warten, bis er Erträge erhält. Inzwischen steckt er immer mehr Geld hinein, leiht immer mehr und führt zudem ein durchaus städtisches Leben. Butter, Gemüse, Eier, alle landwirtschaftlichen Produkte kauft er; kein Wunder, das ihm seine Lebensweise

teuer zu stehen kommt. Liefert die Bojare endlich Ertrag, so ist die Höhe des jährlichen Ertrages auch keine sichere, feste. Sie hängt nicht nur vom Ausfall der Ernte ab, sondern — was viel mehr Schwankungen hervorruft — von dem Kurse der Orangenpreise an der Liverpooler Börse.

Kurzum: Das Ganze hat so eine durchaus kapitalistische Grundlage. So kommt es, daß die Kolonisten in Judäa ebenso bewandert in Bankangelegenheiten und Börsenfragen sind wie in landwirtschaftlichen Dingen. Ihrem Wesen nach sind sie Händler geblieben, nur handeln sie hier nicht mit Kleidern oder Heringen, sondern mit Wein-, Orangen- und Mandelpflanzungen. In ihren Augen ist ihre Pflanzung vor allem ein Handelsobjekt. All jenes Kleben am ererbten Stück Boden, jene Liebe zu seinem Felde, die den Bauer vom Städter scheidet, findet man hier nicht. „Es gibt keine Bojare in Pethach-Tikwah, die Sie nicht jeden Tag kaufen könnten, wenn Sie den geforderten Preis zahlen", sagte mir einmal ein Pethach-Tikwaher Kolonist.

Pethach-Tikwah ist hierin die typische Kolonie. Die größte aller Kolonien ist sie und die reichste. Ihre Seelenzahl beträgt an die 3000 und das Vermögen, das sie repräsentiert, etwa 15 Millionen Francs. Und vom Standpunkt des Erfolges, des Gewinnes gesehen, ist es ein Vergnügen, diese Kolonie zu durchwandern. Man merkt, daß hier stramm gearbeitet wird, daß ihre Wohlhabenheit vor allem ein Erfolg der eigenen Tüchtigkeit ist. Nirgends gibt es mehr Jünglinge wie hier, aus keiner Kolonie sind weniger Söhne ausgewandert als von dieser. Auf der anderen Seite aber, wenn man mit der Hoffnung herkommt, den erträumten Typus des jüd. Bauern zu finden, ist nirgends die Enttäuschung bitterer als hier.

Als ich von Wilhelma nach Pethach-Tikwah kam, war es gegen 6 Uhr nachmittags; die Diligencen aus Jaffa — 6 gehen täglich hin und zurück — kamen gerade an; sie brachten die Post mit, und so war der Platz vor der Haltestelle der Wagen dicht gedrängt von Kolonisten. Ich mischte mich unter sie und fing die Worte auf, die in der Luft herumflogen: Bank, Prozente usw. Der Platz glich einer kleinen Börse; ja, gibt es doch — ein sehr interessantes Faktum — in Pethach-Tikwah einige Makler, die nur von der Maklerei in Geldangelegenheiten leben.

Man ist zuerst, wenn man all dies wahrnimmt, ziemlich enttäuscht und niedergeschlagen. Den alten, schönen Traum vom jüdischen Bauer, der mit eigenen Händen sein Feld beackert, sieht man nun, da man gehofft hat, ihn als konkrete Wirklichkeit vorzufinden, in nichts zerrinnen. Wenn man sich dann aber die Sache ruhig überlegt, findet man, wie gesagt, daß die Hoffnung eben unberechtigt ist, daß es entgegen aller historischen Erfahrung wäre, wenn in den 15 Jahren selbständiger Kolonisation bereits jüdische Bauerntypen vorhanden wären.

Um den Typus des jüdischen Bauers heranzuziehen, müssen wir überhaupt mit ganz anderen Methoden der Kolonisation beginnen. Nicht Pflanzungskolonien, sondern Ackerbaukolonien muß die Parole heißen. Nicht Kolonisten, von denen jeder 100 oder 200 Dunam besitzt und diese kapitalistisch ausnützt, sondern Bauern mit 15, 20 Dunam, auf denen er Getreide sät, Gemüse pflanzt und eine eigene bäuerliche Wirtschaft unterhält.

Dies ist das Wichtigste: eine eigene Wirtschaft. Wenn ein Bauer Getreide hat und kein Mehl zu kaufen braucht, wenn er einen Gemüsegarten besitzt, der ihm Gemüse für das ganze Jahr gibt, wenn er Kühe im Stalle hat, die ihn mit Milch versorgen, Hühner züchtet, die Eier und Fleisch geben, wenn er dazu Obstbäume pflanzt, deren Früchte er verkauft, — dann ist seine Existenz schon so ziemlich gesichert.

Nur durch solche Bauernkolonien mit eigener Wirtschaft wird der Typus des jüdischen Bauern herangezogen werden, und nur das ist auch der Weg, um größere Massen in Palästina anzusiedeln. In den heutigen Kolonien ist für arme Leute kein Platz; Pflanzungen anlegen können sie nicht, und Arbeit finden sie auch nicht immer. Neue Kolonisten aber anzusiedeln und ihnen den für Pflanzungen nötigen Boden und das nötige Geld zu geben, dies erfordert Millionen. Man vergesse nicht, daß Baron Edmund Rothschild in seine Palästinaarbeit an die 70 Millionen hineingesteckt hat. Von welchem Gesichtspunkte aus man auch die Frage betrachtet, man kommt stets zu demselben Resultat: die Methoden der Kolonisation

in Palästina müssen für die Zukunft radikal geändert werden. Nicht Pflanzerkolonien, sondern Bauernansiedelungen mit eigener Wirtschaft.

Gerade neben Pethach-Tikwah ist zum ersten Male eine solche Ansiedlung gegründet worden: Ein-Ganim. Im Laufe weniger Jahre hat es sich gezeigt, daß sie trefflich prosperiert. Und während der Pethach-Tikwaher Pflanzer in Jaffa herumläuft, um sich eine neue Anleihe zu verschaffen, bearbeitet der Bauer in Ein-Ganim seinen Gemüsegarten und lebt einfacher, aber auch ruhiger und weitaus idealer als jener.

*

Pethach-Tikwah hat neben den Eigenschaften, die größte und reichste aller Kolonien zu sein, auch noch eine andere Eigenart: sie ist die frömmste aller Kolonien. Eine Gründung Jerusalemer Juden, trägt sie den Stempel Jerusalems bis auf den heutigen Tag. So erlebte ich eines Tages, da ich wieder einmal von Jaffa nach Pethach-Tikwah fuhr, daß inmitten des Weges plötzlich die Diligence hielt, sämtliche Passagiere ausstiegen und im freien Felde Minchah beteten. Kommt man in Pethach-Tikwah in die Synagoge, so wird man fast stets einige Juden finden, die in einer Ecke sitzen und lernen, und jedesmal zu Schachris und Maariw strömt eine stattliche Schar Beter hin.

In Pethach-Tikwah ist auch der Ort, wo das Schulwerk der „Freien Vereinigung“ so vortrefflich reussiert. Während die in den übrigen Kolonien von ihr gegründeten Talmud-Thoras ziemlich leer sind, haben die Talmud-Thora und die Mädchenschule in Pethach-Tikwah in ihrem raschen Wachstum alle Erwartungen übertroffen. Während in der alten Jcaschule nur noch 140 Schüler und Schülerinnen sind, lernen in der Talmud-Thora und Mädchenschule zusammen über 500 Kinder.

Und da ich schon beim Kapitel „Freie Vereinigung“ halte, möchte ich die Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, um ihrer Tätigkeit einige Worte der Kritik zu widmen. Ich will hier nicht über die innere Einrichtung ihrer Talmud-Thoras sprechen; dies ist schließlich eine mehr pädagogische Frage.*) Hier will ich nur Allgemeineres erwähnen. Daß die Talmud-Thora und Mädchenschule in Pethach-Tikwah nötig ist, beweist der Erfolg. Eine Schule, in der über 500 Kinder lernen, ist ein Bedürfnis. Wozu aber — frage ich — sind die Talmud-Thoras in den anderen Kolonien notwendig? Wozu z. B. in Gederah, wo ganze 9 Schüler lernen? Wäre es nicht statt dessen viel ratsamer und nutzbringender, in Jerusalem mit der Gründung moderner Talmud-Thoras zu beginnen, wo solche dringend notwendig sind? Schließlich ist doch der Zweck der Talmud-Thoras nicht der, neben den bereits bestehenden Schulen Konkurrenzanstalten zu schaffen, sondern der, in Plätzen, wo das Bedürfnis nach solchen Schulen besteht, aber keine da sind, diese Lücke auszufüllen. Wenn aber in Gederah nur 9 Schüler lernen, so zeigt dies doch, daß keinerlei Bedürfnis nach einer Talmud-Thora besteht. Wozu also die besondere Talmud-Thora, die doch als selbständige Schule ihr besonders hohes Budget hat? Der ganze Zweck, den sie erfüllt, ist der, daß sie hier allgemein öffentliches Aergernis erregt.

Eine zweite Frage ist die: Warum spricht man in den Talmud-Thoras der „Freien Vereinigung“ das Hebräische in aschkenasischer Aussprache aus, während alle Juden, die in Palästina hebräisch sprechen, sich der sephardischen bedienen? Daß die sephardische Aussprache vom religiösen Standpunkt nicht minderwertiger ist als die aschkenasische, hat die Taschkemonischule in Jaffa bewiesen, die diese sephardische Aussprache unter Zustimmung Rabbiner Kuk's eingeführt hat. Daß de facto nichts durch diese Eigentümlichkeit erreicht wird, ist ebenfalls klar. Würde hier noch ein Kampf der Aussprachen herrschen, so würde ich eine solche Bestimmung verstehen; sie würde den Versuch bedeuten, dem Aschkenasischen zum Siege zu verhelfen. Aber ein Kampf besteht nicht und hat nie bestanden. Das Sephardische herrscht unbeschränkt, und die Kinder der Talmud-Thora, wenn sie in das gewöhnliche hebräische Milieu kommen, werden sich rasch wieder die sephardische Aussprache angewöhnen. Welcher Erfolg wird also durch diese unbegreifliche Eigenart der Schulen der „Freien Vereinigung“ erreicht, wenn nicht der, daß sie dadurch wiederum öffentliches Aergernis erregen?

Ich möchte nicht mißverstanden sein. Diese kritischen Bemerkungen wollen nicht über die gesamte Tätigkeit der „Freien Vereinigung“ den Stab brechen. Im Gegenteil. Es fällt mir nicht ein,

*) s. Artikel II [illegible] Schulen Palästinas.

an ihrer Berechtigung und ihrem Nutzen zu zweifeln. Ich glaube nur, es läge auch viel mehr in ihrem Vorteil, mit diesen geringfügigen, aber ärgerlichen Mißständen aufzuräumen und so den Forderungen der hiesigen öffentlichen Meinung entgegenzukommen. Es ist ja gerade kein Vorteil für sie und auch kein Ruhm, sich in unbedingtem Gegensatz zum hiesigen Publikum zu befinden. Daß man sehr wohl eine orthodoxe Schule gründen kann, ohne dennoch wie man es in orthodoxen Kreisen im Ausland glaubt – von der hiesigen öffentlichen Meinung in Acht und Bann getan zu werden, zeigt der „Tachkemoni" in Jaffa, zeigt vor allem der „Cheder-Thora" in Jerusalem. Durch Beseitigung dieser von mir erwähnten Mißstände — denn es sind zweifelsohne Mißstände — würde die „Freie Vereinigung" sich gewiß die Sympathien weiter hiesiger Kreise erwerben. Und beim Publikum beliebt zu sein, bedeutet für jede Organisation, welcher Richtung sie auch angehöre, einen Vorzug.

*

Mit meinem Aufenthalte in Pethach-Tikwah nahm ich Abschied von Judäa. Ueber Chederah, Sichron-Jakob und Haifa ging mein Weg nunmehr nach Galiläa. Galiläa, das ist das Land der Seen und der Berge, der Sagen und Legenden, wo stets die Sonne glänzt und der Himmel lacht, das grüne, paradiesisch schöne Bergland Palästinas. Es ist auch das eigentliche Gebiet des Ackerbaus, das Land der einfachen harten Arbeit und des frohen Lachens, das Land des naiven, unschuldigen, bäuerlichen Lebens. Und als ich in früher Morgenstunde, da die Sonne erst eben aufgegangen war, den Wagen bestieg, um in zehnstündiger Fahrt die Saronsebene zu durchqueren und nach Chederah und Sichron-Jakob zu gelangen, da stimmte ich in froher Laune die fröhliche Tanzweise der hiesigen Arbeiter an: „El ibneh haggalil, el ibneh haggalil!" (Gott möge Galiläa wieder aufbauen).

XV.

Chederah. — Sichron-Jakob. — Haifa.

Von Pethach Tikwah nach Chederah fuhr ich etwa 10 Stunden; ich habe während dieser ganzen Zeit keinen Berg überschritten, keinen Hügel überfahren. Ringsum nur eine einzige, große Ebene: „Emek hascharon", die Saronsebene. Es war Frühlingszeit, als ich meine Reise machte, und die ganze Ebene war mit einer grünen Decke überzogen. Und ich stellte mir vor, welches Leben einst in dieser Ebene geherrscht hat: große Viehherden durchzogen sie ständig, fröhliche Hirtenlieder erschollen, und die Edlen des Volkes kamen hoch zu Roß, ihre großen Besitzungen, die sie in dieser Ebene besaßen, zu besichtigen. Und demgegenüber wieder ein anderes Bild: Reisige, trotzige Philistergestalten jagen auf flinken Rossen dahin, Scharen ordnen sich, Schreie ertönen: das Philisterheer begibt sich auf einen Kriegszug, der bis in die Ebene Jesreels hindringt.

Die Bilder nahmen für mich eine außerordentlich plastische, deutliche Gestalt an. Was mir früher beim Lesen unserer Bibel nur abstrakte Erzählung war, ward nun für mich lebendig. Mir hat sich dies seitdem jedesmal, wenn ich an historischen Stellen weilte und die Bilder der Vergangenheit vor mir erstanden, immer wiederholt, daß die biblischen Schilderungen, die ich draußen gelesen hatte, wie man eben einen trockenen Bericht liest, hier im Lande Blut und Farbe gewannen. Und heute weiß ich es: Die Bibel kann man nur in Palästina verstehen. Ein Aufenthalt in Palästina gibt mehr zum wirklichen Verständnis als alle gelehrten Kommentare und wissenschaftlichen Einleitungen. Ein erneuter Beweis dafür, wie unzertrennlich die Bibel mit Palästina verwachsen und verwoben ist. Nimmt man der Bibel die Umgebung Erez-Israels, den Erdgeruch des palästinensischen Bodens, dann raubt man ihr alle Plastizität, alle Farbe, alles Blut. Die Bibel und Palästina gehören zusammen. Seitdem man Palästina seine Bibel geraubt hat, ist es ein Land ohne Kultur geblieben. Seitdem die Bibel aus Palästina entführt wurde, ist sie zu einem Buche mit sieben Siegeln geworden.

Die lange Fahrt bot mir reichliche Möglichkeit zu solchen Betrachtungen und historischen Reminiszensen; in all den 10 Stunden keinerlei Abwechslung, immer dieselbe glatte, weite Ebene; nur ab und zu begegneten wir einer großen Ziegen- oder Schafherde, die in diesem weiten Horizont ein sehr schönes, stimmungsvolles Bild abgab. Die vielen schwarzen Ziegen, in einem geordneten Truppe dahertrippelnd, und vor ihnen die lange, hohe Gestalt des Hirten mit seinem Hirtenstabe, hoben sich sehr malerisch von der schmucklosen weiten Bodenfläche ab. Wir passierten einige armselige Dörfer und überschritten auch unterwegs zwei bereits halb zerfallene Brücken über beträchtliche Wadis (Bäche). „Diese Brücken haben Sie Ihrem Kaiser zu verdanken", sagte mir der Kutscher, ein kräftiger Kolonist aus Pethach-Tikwah. „Vor 15, 20 Jahren gab es hier keine Brücken; wer den Wadi überschreiten wollte, mußte eben durch eine Furt waten. Bevor der Kaiser kam, wurde jedoch der ganze Weg von Haifa bis Jaffa, den er nachher ritt, repariert, und damals wurden auch die Brücken gebaut. Heute sind sie wieder halb zerfallen, da kein Mensch sich um sie kümmert. Beten Sie zu Gott, daß Ihr Kaiser bald wieder einmal das Land besucht."

Gegen abend kamen wir in Chederah an. Die Kolonie liegt mitten in einem großen Eukalyptuswalde. Da in der Nähe der Kolonie Sümpfe waren, die ein gesundheitsschädliches Klima schufen und viele Krankheiten hervorriefen, ließ der Baron diese Sümpfe durch Anpflanzung von Eukalyptusbäumen austrocknen. Heute ist dort das Klima völlig ungefährlich. Chederah ist, was die Ausdehnung betrifft, die größte aller Kolonien; es besitzt an die 40,000 Dunam. Doch ist nur ein Teil der Besitzer hierhergekommen; der Rest ist bis heute im Ausland verblieben und läßt seinen Boden durch die ansässigen Kolonisten bearbeiten; ein beträchtlicher Teil liegt noch völlig unbearbeitet da. So bietet diese schöne Kolonie noch Platz für viele Kolonisten, und ihre Zukunftsperspektiven sind darum recht günstige

Ich übernachtete in Chederah, verbrachte dort auch den Vormittag des nächsten Tages, und nachmittags ging es weiter: nach Sichron-Jakob. Der Weg dauert nur drei Stunden, ist aber recht beschwerlich. Es war bereits gegen 6 Uhr nachmittags, als ich anlangte. Der Anblick, der sich beim Eintritt in die Kolonie bietet, ist unbeschreiblich schön. Die Lage der Kolonie ist eine der schönsten in ganz Palästina. Von der einen Seite die Berge, malerisch gruppiert, und auf der anderen das blaue, weite Meer. Die Sonne war gerade am Untergehen und tauchte wie eine glühend-rote Kugel langsam in die Fluten hinab. Vor mir geradeaus lag die Kolonie: eine prachtvolle breite Hauptstraße mit schönen Häuschen zu beiden Seiten; dies hineingesetzt mitten in diese Natur bot ein unvergeßliches Bild. „Ich war in ganz Europa" — sagte mir nachher der dortige Hauptlehrer —, „einen solch' schönen Anblick, wie ihn Sichron bietet, habe ich nirgends gefunden. Man muß schon die Schweiz mit Italien kombinieren, um ein solches Bild zu erhalten."

*

Es war ein Freitag, als ich nach Sichron kam, und so verblieb ich dort den Sabbat über. Er verging so schön wie eine wahre Idylle. Ich mußte immer an meinen vorigen Sabbat zurückdenken, den ich in Jerusalem verbracht hatte. Ich hatte da zum letzten Mal den Kotel hamaaravi besucht und noch einmal inmitten all dieser gebeugten, bleichen Judengestalten aus aller Herren Länder still um das Elend unseres Volkes geweint. Und nun befand ich mich in einer paradiesisch schönen Kolonie, über der die innige, gemütsreiche Stimmung eines echt jüdischen Sabbat ruhte. Die Alten ruhten und schliefen, die Jungen lasen, spazierten, turnten und genossen die freie, frische Luft, die vom Meere herüberwehte. Der große Gegensatz zwischen Galuth-existenz und dem neuen Leben in Palästina trat mir wieder einmal plastisch in seiner ganzen Tiefe vor Augen. Nur eines störte meine Zufriedenheit: Der Anblick zahlreicher Araber, die in der Kolonie als Bedienstete wohnen. Auch hier wieder habe ich diese übergroße Zahl der Araber als den störendsten, unangenehmsten Flecken in dem sonst so schönen Bilde des neujüdischen Lebens in Palästina empfinden müssen.

Sichron-Jakob ist die Schwester Rischon-le-Zions, war gleich diesem ein Lieblingskind des Barons und ein Haupttummelplatz der Administratoren. Die Nachwehen ihrer Tätigkeit verspürt man auch heute noch. Mehrere junge Leute, mit denen ich sprach, klagten mir über das außerordentlich geringe geistige Leben, das in der Kolonie herrsche; auch sei der Wachtdienst noch in den Händen von Arabern; kurzum: die Pflege des aktiven nationalen Geistes lasse noch viel zu wünschen übrig. Die Wunden, die uns die Pariser Boulevardsprößlinge geschlagen haben, werden wir eben noch einige Zeit zu verspüren haben. Erst die neue, junge Generation, die in den Kolonien heranwächst, wird ganz von den Wirkungen jener Jahre frei sein können.

In Sichron traf ich mit einem interessanten Manne zusammen. Es war ein reicher russischer Jude, der bereits lange Zeit in Südafrika wohnte und dort sich ein beträchtliches Vermögen erworben hatte. Vor 1½ Jahren hatte er eine Weltreise angetreten und war, nachdem er alle Erdteile durchquert hatte, auch — mehr zufällig — nach Palästina gekommen. Als er kam, war es seine Absicht, einige Tage zu bleiben und dann wieder nach Egypten zu gehen. Als ich ihn traf, war er bereits ein halbes Jahr da, und auf meine Frage, wann er verreisen wolle, antwortete er mir: „In drei Wochen reise ich wieder nach Südafrika, aber nur um meine Geschäfte zu liquidieren und dann hierher zurückzukommen, um hier zu bleiben. Wer einmal Palästina betreten hat, den läßt das Land nicht mehr los. Wo dachte ich vor einem Jahre an Palästina; heute empfinde ich, daß ich nirgends außerhalb Palästinas glücklich leben könnte!" Seltsames Land, das seine Söhne, die es vor zwei Jahrtausenden verlassen haben, mit solch geheimnisvoll starken Kräften zu sich zurückzuziehen vermag! Ein solches Beispiel — ich habe seitdem viele kennen gelernt — läßt alle noch so tiefgründigen Beweise für das Aufhören der nationalen Existenz des Judentums in nichts zerstieben. Gefühle und Seelenzustände, die mit solch elementarer Kraft zu wirken imstande sind, spotten in ihrer Tiefe aller logischen Vernünftelei und gelehrten Rationalität.

*

Am folgenden Morgen, in aller Frühe bereits, verließ ich die Kolonie und nahm den Weg nach Haifa. Es hatte in der Nacht stark geregnet, und der Wagen kam nur mit großer Mühe in dem einige Fuß hohen Schlamme vorwärts. Ich konnte mir einigermaßen einen Begriff machen von den hiesigen Wegeverhältnissen im Winter, wo es manchmal vorkommt, daß die Pferde im Schmutze stecken bleiben und nicht mehr vorwärts kommen. Unterwegs besuchte ich Atlit, die landwirtschaftliche Versuchsstation, die der bekannte Botaniker Ahronsohn leitet. Der Zweck dieser von amerikanischen Mäcenen unterhaltenen Versuchsstation ist der, sämtliche landwirtschaftliche Fragen der Kolonisation in Palästina praktisch durch Versuche zu lösen. Sie will die besten Arten des Getreides, der Baumsorten feststellen, die für den palästinensischen Boden und Klima passen, sie will die billigsten Methoden der Beackerung ausfindig machen, kurzum, sie soll die Zentralstation für alle landwirtschaftlichen Fragen bilden. Ein beträchtliches Terrain ist bereits mit allen möglichen Getreide und Pflanzensorten besät, und die Bedeutung der Station, wenn sie erst ausgebaut sein wird, verspricht eine sehr große zu werden.

Der Weg von Atlit nach Haifa ist einer der schönsten, die ich in Palästina gefahren bin. Der Weg führt dicht am Meeresufer entlang; rechts erhebt sich das schöne, nicht allzuhohe Karmelplateau, und links rollt das Meer seine Wellen gegen das Ufer. Zumal, als sich uns kurz vor Haifa bereits der Blick auf diese Stadt bot, war das Bild überaus reizvoll. Die Sonne stand noch hoch am Himmel, als wir nach Haifa kamen.

Haifa ist eine Stadt, deren rascher, blühender Aufschwung erst seit kurzer Zeit datiert. In alter Zeit ohne Bedeutung, spielte es auch während des Mittelalters und der Neuzeit keine besondere Rolle. Gegenüber dem nur zwei Stunden von ihm entfernt liegenden Akko verschwand es fast ganz. In den letzten 20, 30 Jahren hat es jedoch einen blühenden Aufschwung genommen. Einmal ist hier der Ausgangspunkt der Hedschasbahn, die über Damaskus nach Mekka und Medina führt, sodann bietet seine Bucht einen natürlichen Hafen für die Schiffe; ein richtiger Hafen fehlt noch. Endlich aber hat sich ein großer Teil der vor etwa 30 Jahren ins Land gezogenen deutschen Templer angesiedelt und Wohlstand in die Stadt gebracht. Das zweite Mal, als ich in Haifa weilte, war ich infolge Platzmangels im jüdischen Hotel gezwungen, im deutschen Hotel mich einzuquartieren, und hatte so die Gelegenheit, die großen kulturellen Eigenschaften dieser deutschen Kolonisten zu bewundern. Sie haben sich in Haifa eine sehr schöne Siedlung angelegt, die in ihrer peinlichen Sauberkeit, in ihrer schmucken, schönen Anlage in dieser Hinsicht vorteilhaft von so manchen jüdischen Siedlungen und Kolonien absticht. Der Sinn für das Kleine, die Liebe zum schlichten natürlichen Zierrat, außerdem das tief kulturelle Ordnungsgefühl sind Tugenden, die den Juden auch in Palästina noch oft abgehen. Die Kunst, mit einigen Pfennigen ein Haus zu verschönen, mit wenigen Groschen einen prachtvollen Garten anzulegen, kennt der jüdische Kolonist meist noch nicht. Ich denke aber, es ist dies ein Mangel, den die Zeit beseitigen wird. Diese Deutschen haben diese Eigenschaften ja schließlich schon von ihrem Schwaben mitgebracht: der jüdische Kolonist hingegen muß sie sich hier erst aneignen. In Berditschew und Krementschug haben sie sich nicht entwickeln können. Schon heute sieht man sie bei verschiedenen Kolonisten entstehen. Und manch Gärten in Tel-Awiw oder in Pethach-Tikwah können es mit denen der Haifaer deutschen Kolonie schon aufnehmen.

Haifa hat eine große Zukunft vor sich. Vielleicht eine größere als Jaffa, weil es bessere Hafenverhältnisse hat. Herzl, als er Palästina besuchte, hat die natürlichen Vorzüge Haifas sofort erkannt und läßt bekanntlich in seinem „Altneuland“ Haifa die Rolle des kommerziellen Mittelpunktes im Lande spielen. Es ist so nur selbstverständlich, daß wir Juden suchen müssen, uns auch in dieser Stadt eine starke Position zu erringen. Bisher spielt das Judentum in Haifa nur eine geringe Rolle. Für die nächste Zukunft jedoch verspricht es besser zu werden: durch das im Bau befindliche Technikum. Schulen schaffen in Palästina Ansiedlungen. Das Hebräische Gymnasium hat Tel-Awiw geschaffen, das Haifaer Technikum wird „Atid“ schaffen. Atid nennt sich das jüdische Stadtviertel, das rings um das Technikum entstehen wird. Der Boden ist bereits gekauft, das meiste bereits an Private verkauft, und in einigen Jahren wird sich hier ein zweites Tel-Awiw er-

heben, das aber vor dem Jaffaer einen großen Vorzug voraus haben wird: den der landschaftlichen Schönheit. Tel-Awiw ist landschaftlich reizlos. „Atid" aber hat eine prachtvolle Lage: an dem Abhange des Karmels streckt es sich dahin, unten die große, schöne Meeresbucht, über die es sich mit dem Technikum in der Mitte, stolz beherrschend, erheben wird.

Der Bau des Technikums selbst ist schon ziemlich fortgeschritten. Die Mittelschule, die als seine Vorschule dienen wird, ist schon außen vollendet, das Technikum selbst erhebt sich bereits höher als das erste Stockwerk. So kann man schon jetzt über das Gebäude urteilen; nach Urteil aller wird es ein stolzer, imposanter Bau werden. Hoffentlich wird es in seiner kulturellen Bedeutung seinem Gebäude gleichen und ein ebenso stolzer Faktor in dem System des hebräischen Unterrichtswesens Palästinas werden, wie es sein Bau innerhalb der materiellen jüdischen Ansiedlung in Palästina darstellt. Des hebräischen Unterrichtswesens, sage ich. Denn ich möchte noch nicht die Hoffnung aufgeben, daß das Technikum auch in der Tat ein h e b r ä i s c h e s Technikum werden wird, wie es alle Welt bisher erwartet hat. Diese Hoffnung aufgeben müssen, heißt sich einen recht bitteren Schmerz antun. Welche schönen stolzen Hoffnungen haben und hat mit uns die palästinensische Judenheit nicht an dieses Technikum geknüpft! Es würde sehr weh tun, nun all dies grausam zerstört zu sehen. Und ich habe in vielfachen Unterhaltungen während meines hiesigen Aufenthaltes Gelegenheit gehabt, zu erkennen, welcher Schlag es für das ganze hiesige Judentum bedeuten wird, wenn an die Stelle eines Hebräischen Technikums — hebräisch kann es auch sein, wenn in der ersten Zeit aus Mangel an geeigneten Lehrern manches deutsch unterrichtet werden wird, bis die Dozenten des Hebräischen mächtig werden — nun ein Deutsches Technikum treten wird, das dann vielleicht mehr zur Stärkung der Haifaer deutschen Kolonie und mit ihr des Deutschtums überhaupt in Palästina beitragen wird, als zur Vergrößerung und Erweiterung der jüdischen Position. Hoffen wir, daß man in Berlin endlich die Situation klar erkennen und die allein möglichen Konsequenzen ziehen wird. — — —

Diese Zeilen wurden geschrieben, bevor noch das Kuratorium des Technikums seinen bekannten unseligen Beschluß gefaßt hat. Der elementare Entrüstungssturm, den dieser Beschluß in Palästina verursacht hat und der mit solch bewundernswerter leidenschaftlicher Energie geführte Kampf gegen den Hilfsverein, der mit einem vollen Sieg des palästinensischen hebräischen Judentums geendet hat, hat aller Welt bewiesen, wie tief und stark bereits das Hebräische in der palästinensischen Judenheit verwurzelt ist. Und so darf man auch jetzt noch die Hoffnung hegen, daß das Technikum schließlich ein hebräisches werden wird. Gegenüber der Begeisterung und Energie Neupalästinas vermögen alle Beschlüsse des Kuratoriums für die Dauer nichts auszurichten; mit dem bereits gefaßten Beschluß des Kuratoriums ist noch keineswegs das letzte Wort in der Frage des Haifaer Technikums gesprochen worden.

Der letzte Teil des Nachmittags war dem Aufstieg auf den K a r m e l gewidmet. Bei der geringen Höhe des Bergplateaus — 300 Meter — waren wir bald oben. Es bot sich uns ein bezaubernder Anblick: unten das blaue Meer und am Ende der Bucht das malerische Akko. Auf dem breiten Plateau des Karmel erhebt sich das alte Kloster des Karmeliterordens, außerdem einige deutsche Hotels. Die Luft ist vorzüglich und auch im heißesten Sommer kühl und frisch, ein Umstand, der den Karmel zu einem vortrefflichen Sommeraufenthalte macht. Schon in alter Zeit hatten viele der Vornehmen auf dem Karmel ihre Weinberge und Gärten, in denen sie den Sommer zuzubringen pflegten.

Als wir das Karmeliterkloster besichtigten, begegnete uns etwas sehr Interessantes: ein alter Priester, der uns umherführte, und der gemerkt hatte, daß wir Juden seien, begann, uns eine lange Rede zu halten, deren Sinn der war, daß für die Juden jetzt die Zeit gekommen sei, nach Palästina zurückzukehren. Zuerst — sagte er — habe Gott die Deutschen hergesandt, die den Juden und der Welt zeigen sollten, welch' blühendes Land man durch energische Arbeit aus Palästina machen könne. Nun, da sie dies aller Welt bewiesen, sei ihre Aufgabe erfüllt, und jetzt sei die Reihe an den Juden, ihr altes Land wieder in Besitz zu nehmen. Und während er all' dies aus verschiedenen Bibelstellen zu beweisen suchte, glühten seine Augen in seltsamer Begeisterung. Die Worte des Alten

machten auf mich einen tiefen Eindruck. Selbst christliche Priester erkennen, daß der Tag der Rückkehr Israels zu seinem Lande gekommen sei, und Tausende von Juden machen sich währenddem darüber lustig. Ich mußte auch an so manche bedeutende Christen denken, die den Zionismus stets lebhaft befürworten. Wer weiß, ob wir nicht letzten Endes in der Tat unsere Erlösung den christlichen Nationen zu verdanken haben werden, die uns mit Gewalt in unser Land zurückjagen werden. Wie sprach doch schon der Gott Israels zu seinem Volke, als es in Egypten schmachtete: „Mit ausgestrecktem Arm und starker Hand werde ich euch hinausführen aus Egypten!“ Es gibt Völker, denen man die Freiheit aufzwingen muß. Gott wolle verhüten, daß das heutige Judenvolk nicht auch zu ihnen zähle!

Als wir das Kloster verließen und noch etwas höher hinaufstiegen, kamen wir unerwartet an eine Stelle, wo wir wie entzückt stehen blieben: Vor uns lag die ganze große Jesreelebene, die in ihrem grünen Schmucke einem Paradiese glich. Und dahinter erhoben sich die Berge Gilboas und, die Ebene im Hintergrunde begrenzend, die Bergesgruppe um den kleinen Hermon: in der Ferne zeigte sich auch der runde Tabor. Es war schon spät nachmittags, und es wurde rasch dunkel, wie gewöhnlich hier im Lande. Als wir wieder den Rückgang antraten, warf ich ein „Lebewohl!“ der Ebene vor uns zu, samt den Bergen, die sie umkreisen. Morgen schon werde ich in ihr weilen, denn das Programm des kommenden Tages hieß: Merchawjah!

XVI.

Merchawjah. – Mescha. – Jemma.

„Hagalila, Hagalila!“ mit diesem frohen Gedanken wachte ich schon gegen 5 Uhr morgens auf: das Bewußtsein, die nächsten zwei Wochen in Galiläa zu verleben, erfüllte mich mit einer heiteren Zufriedenheit. Nach dem lachenden, prangenden Galil kann man nicht anders als in glücklicher Stimmung fahren; für Brummbären und Pessimisten ist in den galiläischen Hügeln kein Platz vorhanden; für „Aestheten“ und Dandys allerdings auch nicht. Einfach und heiter ist die Signatur Galiläas. Am Tage schaffe und am Abend tanze, heißt das Kommando des galiläischen Lebens.

So zog ich denn meinen einfachsten Touristenanzug an, sandte einen frohen Gruß der heiter strahlenden Sonne entgegen, und weg ging's in rascher Fahrt zum Bahnhof. Die Züge Palästinas gehen außerordentlich pünktlich, unverschämt pünktlich. Denn in einem Lande, wo alles unpünktlich ist, gibt es nichts Unangenehmeres als pünktliche Eisenbahnen. Sie stören einfach die Harmonie des Lebens.

Der sechste Glockenschlag ertönte, als die Bahn sich in Bewegung setzte. Bald hatten wir die Stadt verlassen, und nach einer halben Stunde befanden wir uns bereits mitten in der Ebene Jsreel; der fruchtbarste Teil Palästinas, zugleich der am meisten mit Menschenblut gedüngte. Diese weite Ebene war von jeher die natürliche Schlachtenstätte Palästinas. Hier kämpften die jüdischen Stämme gegen die Philister, hier rangen die Bruderstaaten Israel und Juda miteinander, hier verteidigte das Judenvolk seine Selbständigkeit gegen Assyrien, hier trafen sich die Heere der Ptolomäer und Seleuziden, hier fochten die Ritter der Kreuzzüge, hier metzelten sich die Banden der arabischen Raubfürsten, die Palästina während der Zeit nach den Kreuzzügen verwüsteten, hier lagerte das Heer des großen Korsen auf seinem abenteuerlichen Palästinazug, hier siegte Ibrahim Pascha, der große Khedive von Aegypten, und hier — kämpfen heute begeisterte jüdische Arbeiter für die Durchsetzung der Oppenheimerschen Siedlungsgenossenschaftsidee.

Bis vor drei Jahren hatten wir Juden in dieser ganzen blühenden Ebene keinen Flecken Bodens. Alles gehörte den zwei, drei Großgrundbesitzern in Haifa und Beirut, die durch Raub und Wucher im Laufe der Zeit sich der gesamten Ebene bemächtigt hatten. Mit der Siedlungsgenossenschaft Merchawjah faßte die jüdische Kolonisation hier zum ersten Male Fuß.

Nach 1½stündiger Fahrt an arabischen Dörfern vorbei — unter ihnen hier und da auch eine modern aussehende Siedlung —, kamen wir nach Affule, der Eisenbahnstation Merchawjahs. Wir stiegen aus und erblickten Merchawjah vor uns. Auf einem Hügel gelegen, der aus jahrhundertelang angehäuftem Dünger besteht, beherrscht es die ganze Umgegend. Nach 10 Minuten waren wir oben. Man merkt, daß die Siedlung erst am Beginne ihrer Entwicklung steht. Die Arbeiter wohnen noch in den elenden Araberhäusern, und von den neuen Bauten sind neben zwei Wohnhäusern erst die Stallungen fertig. Prachtvollere Ställe als diese habe ich in ganz Palästina nicht gefunden, und wenn man dann hört, daß in diese Bauten bereits das ganze verfügbare Kapital hineingesteckt worden ist, und nun für die Errichtung von Wohnhäusern für die Arbeiter die Geldmittel fehlen, fragt man sich unwillkürlich, ob solche prachtvollen teuren Stallungen wirklich notwendig waren. Während das Vieh in modernen, luftigen, sauberen Räumen steht, müssen die Arbeiter in den elenden Hundelöchern der Araber wohnen. Die Ställe sind gewiß sehr schön; aber Schönheit ist schließlich eine Sache, mit der man warten kann, bis überflüssiges

Geld vorhanden ist. Bei den dürftigen Kassaver hältnissen aller zionistischen Institutionen sollte man den ästhetischen Gesichtspunkt, sofern ihm nicht ohne Aufwendung erheblicher Summen Genüge ge tan werden kann, vorderhand ganz ausschalten.

Um über den Erfolg der Siedlungsgenossen schaft ein Urteil abzugeben, ist jetzt der Zeitpunkt noch zu verfrüht. Sie existiert erst zwei Jahre, und in dieser Zeit hat sie neben den selbstver ständlichen Schwierigkeiten, die beim Beginne jeder Siedlung vorhanden sind, noch verschiedene andere Unglücksfälle zu überwinden gehabt: vor allem den äußerst peinlichen Fall der Blutrache, der sehr teuer zu stehen gekommen ist: ein jüdischer Wächter wurde von 10 Arabern überfallen: er tötete einen, ver wundete einen zweiten und kam heil davon, ein Heldenstückchen, über das unter den Arabern bereits Sagen umgeben. Er wurde verhaftet, war fast ein Jahr in Haft zu Akko, ein langwieriger Prozeß mußte geführt werden, die Familie des Erschlagenen, die Blutrache geschworen hatte, mußte durch Geld entschädigung befriedigt werden, kurzum: die Sache verschlang schwere Summen. Ein zweiter unange nehmer Zwischenfall war der Sturz des Verwal ters der Genossenschaft, der daraufhin für längere Zeit zur Heilung nach Europa gehen mußte.

Aus all diesen Gründen läßt sich heute noch kein Urteil über den Erfolg fällen. Die Arbeiter arbeiten angestrengt, und das Budget schließt mit einem Defizit. Da also noch keine Gewinne da sind, ist ja die eigentliche Idee der Siedlungsgenossen schaft noch gar nicht realisiert: erst wenn die ersten Gewinne vorhanden sein werden, wird die Genossenschaft Realität werden, und so kann nur die Zukunft über den praktischen Wert der Idee entscheiden.

Vom nationalen Standpunkt der Ausdehnung der jüdischen Kolonisation im Lande aus gesehen, kommt Merchawjah eine große Bedeutung zu. Sie stellt die erste jüdische Position in der ganzen Jsreelebene dar, und wenn man die weit ausge dehnten blühenden Felder rings um den Hügel sieht, auf denen das Getreide viel höher steht als auf den anliegenden arabischen, wenn man die gebräunten, kräftigen Arbeitergestalten mit dem Pflug draußen auf dem Acker erblickt, wenn man sich die Entbeh rungen und Leiden dieser stillen Helden, ihre Aus dauer und Begeisterung vor Augen hält, dann er greift einen ein tiefes, erhebendes Gefühl des Stol zes. Und man weiß: Mag die Oppenheimer'sche Idee der Siedlungsgenossenschaft Erfolg haben oder nicht, auf jeden Fall aber wird die wirk liche Erwerbung Palästinas nur durch solche Arbeiterhände vor sich gehen, die in harter Arbeit das Feld, das sie bepflügen, auch wirklich ersitzen. Nicht in den Pflanzerkolonien Judäas mit ihren Tausenden von Arabern, sondern in den Ackerbausiedlungen Galiläas ruht die Zu kunft der jüdischen Kolonisation Palästinas. Wir wollen nicht nur Palästina wiederbeleben, wir wollen uns auch selbst erneuen: diese Verjüngung unseres Volkes aber wird nur dort vor sich gehen, wo wir im Schweiße des Angesichts uns Dunam für Dunam des Bodens erarbeiten. In stärkerem Maße als ein Rischon le Zion mit seinen Wein bergen und Pethach Tikwah mit seinen Bojaren, ja mehr als ein Tel-Awiw mit seinem Gymnasium ist dieses schlichte, kleine Merchawjah das wahr hafte Zeichen der Verjüngung des jüdischen Volkes in seinem Palästina.

In unmittelbarer Nähe der Siedlungsgenossen schaft hat die P. L. D. C. auch Boden für eine Kolonie reserviert. Ein Teil ist bereits ver kauft, und als ich hinkam, fand ich zwei junge deutsche Zionisten gerade mit der Beaufsichtigung des Baues ihres Hauses beschäftigt. In Berlin her angewachsen, haben sie Europa Valet gesagt und hier in Merchawjah die Fundamente eines neuen Lebens gelegt. „Sagen Sie selbst", sagte mir der eine von ihnen — den ich noch aus Deutschland kannte — als er mir mit stolzer Befriedigung seine Besitzungen zeigte, „sagen Sie selbst, wo ist es schöner, in Ihrem Frankfurt oder in unserem Mer chawjah?" Ich blickte um mich: Ringsum die weite, in grüner Frühlingspracht daliegende Ebene, vor uns der hoch emporragende Kleine Hermon mit seinen Trabanten, etwas weiter links die Berge Nazareths, in der Ferne die Bergeskette um den Tabor, und über uns der lachende tiefblaue Himmel Erez-Jsraels, an dem die Sonne in wunderbarem Glanze strahlte; ich sog in tiefen Zügen die herr liche Luft ein, die wie ein neuer Lebensstrom meinen Körper durchdrang. Gerührt reichte ich dem jungen Pionier die Hand: „Sie haben recht, mein Freund. Frankfurt ist schön, aber hundertmal schöner ist Merchawjah."

Ich rüstete mich zur Fortsetzung der Reise. Als ich zu den Häusern der Siedlungsgenossenschaft zurückgekehrt war, erblickte ich unten in der Ebene einen Zug von etwa 2000 Menschen. Es waren die russischen Pilger, die alljährlich zur Osterzeit das Land mit einem beträchtlichen Import echt russischer Flöhe und anderem Ungeziefer bescheren. Nunmehr zogen sie von Jerusalem nach Nazareth. Es waren mehr Frauen im Zug als Männer; viele Popen und einige berittene Kawassen des russischen Konsulats in Jerusalem. Ein jeder trug einen Topf oder eine Kanne mit sich, und als ich herunterkam, machten sie gerade Mittagsrast. Die einen holten aus eine Pfütze Wasser und kochten Tee, die anderen machten sich über die mitgebrachte Nahrung her, andere knieten nieder und beteten. Der Verwalter von Merchawjah kam auf den glücklichen Gedanken, den schlecht geratenen Zwiebel, der auf einem Felde wuchs, ihnen anzubieten; im Nu war die ganze vorhandene Menge verkauft. Ein Arbeiter hatte zwei Kerle aus dem Zug beim Diebstahl in einem der Zwiebelfelder gepackt. Mit der Peitsche trieb er die beiden, echt russische, grobe Bauerntypen, vor sich her; demütig winselten sie um Gnade. Ich konnte ein Gefühl der Befriedigung nicht unterdrücken: Dieselben Bauern, die in ihren russischen Dörfern unsere Brüder in Pogromen hinschlachteten, hier empfinden sie uns als die Herren; wie devot und unterwürfig sie sich gegen jeden jüdischen Arbeiter, der sie ins Gespräch zog, betrugen. Und als einer meiner Reisegenossen, ein Warschauer Jude, ihnen höhnisch zurief: „Na, Brüderchen, beliebt's vielleicht ein Pogrömchen zu machen?" da mußte ich allerdings über diese ein wenig naive Schadenfreude, die ihn erfüllte, lächeln; aber ich konnte sie sehr wohl nachempfinden. . . .

*

Von Merchawjah nahmen wir den Weg nach Mescha, der ersten der untergaliläischen Kolonien. Diese Kolonien — 5 an Zahl — wurden vor etwa zehn Jahren von der Jca gegründet. Sie sind reine Ackerbaukolonien und entwickeln sich recht zufriedenstellend. Der Weg von Merchawjah nach Mescha führt rings um den Tabor herum und bietet ab und zu herrliche Aussichten. Nach drei Stunden kamen wir in Mescha an. Die Kolonie bietet das typische Bild der untergaliläischen Kolonien, die alle nach einem Schema angelegt sind. Eine lange Hauptstraße, zu beiden Seiten in mäßigem Abstand von einander die einfachen Häuser samt Wirtschaftsgebäude, mit ihren roten Dächern weithin in die Gegend leuchtend, und dazu eine oder zwei Querstraßen. Die Kolonisten stammen meist aus Rumänien und Galizien. Das Leben in diesen Siedlungen ist ein sehr einfaches, viel natürlicher und bäuerlicher, als das der judäischen Kolonien.

Zum ersten Male fand ich mich einem wirklichen Dorfleben gegenüber. Butter, Milch, Eier findet man hier in Menge, umso weniger Fleisch. Jede Familie hat ihre Kühe und Hühner, deren Pflege die Sorge der Hausfrau bildet. Die Bauern pflanzen alle Getreidearten, arbeiten schwer und verdienen reichlich ihr Brot. Man sieht nur sehr wenig Araber in diesen Kolonien, weil zur Bestellung der Aecker einfach nicht so viele Kräfte nötig sind als zur Pflege der Weinberge und Bojaren. Oft reicht die Arbeitskraft des Vaters und seiner Söhne aus. Man merkt es überall in diesen Kolonien, daß hier für Pflanzungen und kapitalistische Grundbesitzer kein Platz da ist.

Es ist eben noch heute so, wie es in alter Zeit stets war. Während Judäa mehr das Land der Reicheren, Adeligen des Reiches war, war Galiläa von schlichten Bauern bewohnt. Durch die Saronsebene zogen die Herden der Großgrundbesitzer, auf dem Karmel verwalteten treue Diener die Weinberge der Reichen Jerusalems und Samarias, währenddes bearbeitete der galiläische Landmann seine Aecker und sang seine naiven, heiteren, poesievollen Erntelieder. Judäa war die Stätte der entwickelten geistigen Kultur, und Galiläa der Platz der harten physischen Arbeit. In Judäa schuf Jesaia seine ewigen Gedanken, schleuderte Jeremias seine unvergänglichen Donnerworte der Welt entgegen, und unterdes wartete in den lieblichen Bergen Galiläas die Sulamith auf den Geliebten ihrer Seele und sang die schönsten, sehnsuchtsvollsten Liebeslieder der Weltliteratur. Als das Judentum zur Zeit der Tanaim die Höhe seiner geistigen Kultur erreicht hatte, da hatten die gelehrten Rabbis einiges Recht, auf den galiläischen „Amhaarez" mit einer gewissen Verachtung herabzusehen. Uns Juden von heute aber, denen nichts mehr nottut, als unsere krankhaft-extreme Intellektualität durch ein gesundes

Gleichgewicht zwischen Körper und Geist zu ersetzen, soll dieser einfache, ungelehrte, aber muskelstarke, lebensfreudige galiläische Bauer der Vergangenheit das nächste Ideal sein. Werden wir erst wieder einmal die großen Scharen unserer gesunden Galiläer haben, dann dürfen wir wieder hoffen, Propheten zu gebären. . . .

Von Mescha führte mich meine Reiseroute nach Jemma, der größten und blühendsten aller untergaliläischen Kolonien. Es bildet das Zentrum Untergaliläas. Eine schöne, freundliche Kolonie, der man den guten materiellen Zustand auf den ersten Blick anmerkt. Ich war zu Gast geladen bei einem tüchtigen Kolonisten. Als wir uns zum Abendmahl niedersetzten, und mein Blick die das Zimmer füllende stattliche Kinderschar meines Gastherrn umfaßte, gesunde Jünglinge, rotwangige Mädchen, die alle einen Tag anstrengender Arbeit hinter sich hatten, da ergriff mich ein solches Gefühl der Zufriedenheit, der Heimlichkeit, wie selten wieder. Und ich verzehrte das einfache Mahl mit größerer Lust, als in den elegantesten Hotels europäischer Metropolen. „Als ich vor sechs Jahren aus Rußland herkam" — erzählte mir der Kolonist — „da waren mir meine Kinder, zumal die älteren, eine ewige Quelle des Aergers und Verdrusses. Die jüngsten quälten sich in einem ungesunden, schmutzigen Cheder bei einem mürrischen, unfähigen Melamed, der sie ständig prügelte, und die älteren lasen Kautskys Broschüren und faselten vom Zukunftsstaat, und in langen Nächten verzehrte mich die Sorge, ob sie auch treue Söhne ihres Vaters bleiben werden. Heute, wo sie 10 Stunden auf dem Felde schwitzen, haben sie dazu keine Zeit mehr. Eine gute Ernte ist ihnen jetzt wichtiger als alle Zukunftsstaaten."

„Sehen Sie", sagte mir der Vater, als wir uns vom Tische erhoben, und er zeigte stolz auf die Schar seiner Söhne und Töchter, „ich einfacher Jemmaer Bauer gebe dem jüdischen Volke mehr als jeder Ihrer reichen Frankfurter Philantropen. Sie geben uns Geld und wieder Geld. Ich aber gebe meinem Volke acht Kinder, und jedem Kinde hoffe ich seinen Acker mitzugeben." Er hatte tatsächlich recht, mein schlichter Gastherr. Was besagen tote Taler gegenüber blühenden Menschensöhnen; einige Zehntausende solcher Spenden, wie sie der Jemmaer Kolonist seinem Volke darbringt, und dem jüdischen Volke ist für alle Zeit geholfen.

XVII.

Poriah. — Kinereth. — Dagania.

In Untergaliläa kann man heute schon — mit kleinen Unterbrechungen — einen ganzen Tag fahren und immer auf jüdischer Erde bleiben. Das Gebiet von Merchawjah, Mescha, Jemma, Poriah, Kinereth und Dagania bildet — nachdem der größte Teil des Zwischenlandes in letzter Zeit erworben worden ist — ein einheitliches, zusammenhängendes Terrain, und jede dieser Siedlungen liegt von der anderen nur wenige Stunden entfernt. Als ich Jemma verließ, um über Poriah nach Kinereth und Dagania zu gehen, da machte ich mich auf einen längeren Weg gefaßt; die ganze Route dauerte zwei Stunden. Poriah liegt kaum eine Stunde von Jemma entfernt auf einem Berge. Dieses Poriah nimmt unter allen jüdischen Positionen des Landes eine ganz besondere Stellung ein: es stellt einen ersten Versuch dar, der, wenn er gelingt, von der größten Bedeutung für die jüdische Kolonisation in Palästina zu werden verspricht.

Palästina bietet bei allen Fortschritten, die die Kolonisation bereits gemacht hat, bis heute noch keinen Platz für jüdische Kleinbürger; für Leute, die über ein Vermögen von 10—15,000 Frs. verfügen. Bis heute kann hier im Lande entweder ein recht wohlhabender Kapitalist existieren, der Pflanzungen anlegen läßt, oder der besitzlose Arbeiter, der sich als Lohnarbeiter verdingt. Was aber kann der „kleine Mann" hier anfangen? In Lohnarbeit gehen will und kann er nicht; sich Land kaufen und bearbeiten, dazu werden seine Geldmittel nicht hinreichen, um all der ersten Schwierigkeiten, die in diesem jahrhundertelang verwahrlosten Lande bei jedem landwirtschaftlichen Unternehmen zu überwinden sind, Herr zu werden. Auf der anderen Seite aber ist gerade dieses Element für die palästinensische Kolonisation außerordentlich wichtig. Einmal besitzt der palästinensische Gedanke gerade unter diesem kleinen Mittelstand viele Anhänger; sodann aber ist ein solcher „kleiner Mann" meist viel disponierter als der reiche Zionist, sich in Palästina anzusiedeln, weil er nicht auf europäisches Wohlleben und gewohnten Luxus zu verzichten hat; ja, gewöhnlich vertauscht er sein hartes, schweres Arbeitsleben der europäischen oder amerikanischen Großstadt mit einem viel ruhigeren und glücklicheren Landleben in Palästina; und endlich, für Palästina selbst ist diese Art Kolonisten besonders wichtig, weil sie sich nicht auf kapitalistische Unternehmungen, die durch die Beschäftigung von Arabern das arabische Element im Lande stärken, einlassen, sondern durch ihrer eigenen Hände Arbeit leben wollen und müssen. So ist es, von verschiedenen Seiten aus gesehen, eine außerordentlich wichtige Aufgabe, für solche Kleinbürger die Möglichkeit der Ansiedlung zu schaffen. Dieses will „Poriah" versuchen.

Der Gedanke geht von Amerika aus. Dort hat sich eine Aktiengesellschaft gebildet, die eine genau fixierte Anzahl Aktien ausgibt. Jeder, der Mitglied der Gesellschaft wird, hat jährlich ca. 700 Frs. zu zahlen, in vierteljährlichen Raten. Die Gesellschaft erwirbt im ersten Jahre nach der Gründung eine größere Bodenfläche in Palästina und läßt sie bearbeiten. Nach zehn Jahren gibt die Besitzung ihren vollen Ertrag, der — nach der aufgestellten Berechnung — pro Mitglied der Gesellschaft etwa 2000 Frs. jährlich beträgt. Nachdem also der Teilnehmer 7000 Frs. eingezahlt hat, kommt er hierher, baut sich ein Haus, das auf etwa 5000 Frs. zu stehen kommt, und hat hier ein jährliches Einkommen, mit dem er bei schlichter Lebensweise mit seiner Familie gut auskommen kann. Voraus-

setzung dabei ist natürlich die, daß er dann selbst arbeitet. Bleibt er drüben, so erhält er jährlich den ihm zukommenden Gewinnanteil. Außerdem wird eine Viehwirtschaft angelegt, für die besondere Aktien à 200 Frs. ausgegeben werden; diese wird den Mitgliedern die wesentlichsten Nahrungsmittel verschaffen. Die Bearbeitung der Besitzung, wenn die Mitglieder bereits gekommen sind, kann je nach ihrem Willen, entweder korporativ oder privat, vor sich gehen, da bereits gleich nach dem Ankauf des Bodens derselbe in Parzellen eingeteilt worden ist, deren Zahl der der Aktionäre entspricht. Auf dieser Grundlage sind bereits vier Gesellschaften in Amerika gegründet worden, deren Aktionäre meist Handwerker, bessere Arbeiter, kleine Kaufleute usw. sind. „Poriah“ existiert erst zwei Jahre, sodaß also noch nicht zu sagen ist, ob diese Berechnung stimmt.

Die Lage „Poriahs“ ist eine unbeschreiblich schöne. Es liegt auf einem breiten Bergeskamm, unten am Fuße erstreckt sich der blaue Tiberiassee in herrlichem Sonnenschein: stets streicht ein frischer, freier Luftzug über diese Siedlung dahin; wenn die Besitzung später erst einmal den Ertrag geben wird, den man erhofft, werden die Bewohner dieses herrlichen Fleckens in der Tat beneidenswert sein.

Die Besitzung wird heute von einem von der Gesellschaft berufenen Verwalter geleitet, und die Pflanzungen, die bereits angelegt sind, machen einen vorzüglichen Eindruck. 1½jährige Mandelbäume sah ich dort bereits Früchte tragen. Von den Mitgliedern, die erst nach 7 Jahren beginnen sollen, sich anzusiedeln, ist bisher nur einer, der Gründer der Gesellschaft und Initiator des Gedankens, hergekommen, um die Leitung der Milchwirtschaft zu übernehmen. Er selbst ist ein wohlhabender Mann und hat sich demgemäß auch ein prachtvolles, großes Haus erbaut. Ich fragte seine Frau, ob sie und ihre Familie sich hier glücklicher fühlten als drüben in Amerika. „Welch ein Vergleich!“ erwiderte sie, „dort in St. Louis war unser Leben gar kein Leben zu nennen. Früh morgens eilte mein Mann in sein Büro, mittags stürzte er in 10 Minuten das Essen herunter und lief wieder in sein Geschäft. Und wenn er abends heimkam, war er so müde, daß er für andere Dinge keinen Sinn mehr hatte. Das ganze Leben war uns — und auch allen anderen — nur ein ewiges Hasten, Rennen, Sichüberanstrengen, und im Mittelpunkt des Ganzen stand nur ein Gedanke: business. Vergleichen Sie damit mein Leben hier. Der Friede eines Paradieses umgibt mich, rings um mich diese herrliche Natur, die Familie ist stets beisammen, keine Sorge, kein Lärm, kein Aerger, keine Schecks, keine Wechsel; ich würde mein hiesiges Leben nicht gegen das eines Millionärs in der 5. Avenue New Yorks vertauschen. Glauben Sie es mir, das ist keine Phrase. Jedesmal, wenn ich meinen Mann gesund und froh in seinen Ställen sehe, wenn ich meine Kinder rotwangig und lustig um ihre Kühe springen sehe, danke ich Gott, daß er mich aus der Hölle Amerikas in dieses Paradies geführt hat.“

Ich gebe die Worte dieser tüchtigen, gebildeten Frau so ausführlich wieder, weil sie das allgemein herrschende Gefühl all derer zum Ausdruck bringen, die aus Europa oder Amerika hierhergekommen sind. Kaum einen dieser Kolonisten habe ich gefunden, der nicht über diese Veränderung seines Lebens glücklich wäre: gewiß, fast alle möchten sie jede zwei, drei Jahre wieder einmal für ein, zwei Monate nach Europa hinüber: der Instinkt des Großstädters ist eben in ihnen noch vorhanden. Aber dort wieder leben, nein, das will keiner.

In gehobener Stimmung verließ ich die schöne Besitzung. Ich hatte wieder einmal dem großen Schauspiel kultureller Schöpfung beiwohnen dürfen. So erwirbt man hier neue jüdische Positionen, so fügt man Stein zu Stein in dem großen Zukunftsgebäude der neujüdischen Kultur in Palästina, und in Stätten, die Jahrhunderte lang wüst und verlassen waren, blüht neues, jugendfrisches Leben.

*

Steil hinab ging es nun den Berg, auf dem Poriah liegt, hinunter, ab und zu Halt machend und einen bewundernden Blick über die prachtvolle Umgebung des Tiberiassees werfend, und nach einer halben Stunde waren wir schon in Kinereth. In Kinereth, am Ufer des Tiberiassees liegend, befindet sich eine kleine Kolonie der Jca und außerdem eine Farm des P. L. D. C. Diese Farm, vor einigen Jahren gegründet, hat in den ersten Jahren große Defizite gebracht, außerdem gab es auch öfters Streitigkeiten zwischen den Leitern und den Arbeitern. Schließlich entschloß

sich Dr. Ruppin auf Antrag einer Arbeitergruppe, ihr die Farm zu selbständiger Bearbeitung zu übergeben. Die genauen Detailbestimmungen sind mir nicht bekannt; ich glaube, daß jeder Arbeiter Essen und Wohnung frei hat, außerdem 10 Frs. monatlich erhält, und daß der Gewinn dann zwischen P. L. D. C. und der Arbeitergruppe geteilt wird. Diese einzelnen Bestimmungen sind aber nicht so wichtig; weitaus wichtiger ist die Frage des Resultates. Ueberschüsse gibt die Farm auch heute noch nicht, jedenfalls aber haben sich die Defizite außerordentlich vermindert, und man hofft, daß sie in allernächster Zukunft beginnen wird, erhebliche Ueberschüsse zu geben.

Das Leben dieser Farm-Arbeiter ist ein recht schweres. Die Arbeit ist hart, und die Wohnung und sonstigen Lebensbedingungen sind recht. recht einfach. Die Arbeiter selbst machen den besten Eindruck; alle der Arbeit außerordentlich ergeben, pflichttreu und ausdauernd. Einen weniger guten Eindruck macht die innere Einordnung ihrer Lebensweise, die hauptsächlich Sache der weiblichen Mitglieder der Gruppe ist. Ich habe dies auch nachher in Dagania wahrnehmen müssen, daß die innere Einrichtung, die Sauberkeit vor allem, noch manches zu wünschen übrig läßt. Tüchtige Hausfrauen sind unter den Arbeiterinnen eben sehr seltene Erscheinungen. Der Grund scheint mir in ihrer ganzen, von der russischen hyperkulturellen Unkultur angekränkelten Wesensart zu liegen. Man kann Marxist sein und dabei doch ein tüchtiger Arbeiter bleiben. Aber es ist ziemlich schwer, russische Sozialdemokratin, emanzipierte Frau nach russischer Auffassung zu sein und noch viel Sinn für Schmackhaftigkeit der Speisen und peinliche Sauberkeit des Bettzeuges übrig zu haben. Es ist vielleicht nur gut, daß auch die Arbeiter meist auf diese Dinge, die ihnen mehr „bourgeoise" Tugenden zu sein scheinen, kein allzugroßes Gewicht legen. Sie würden sich sonst doch recht unwohl fühlen in ihren ziemlich kahlen, ungemütlichen Räumen, denen man es anmerkt, daß keine liebevolle Frauenhand um ihre Ausschmückung und Behaglichkeit sorgt. Behaglichkeit der Lebensführung mit anstrengender Arbeit zu verbinden, haben die meisten dieser Arbeiter noch nicht gelernt.

In Kinereth befindet sich auch die Mädchenfarm des Jüdischen Nationalfonds. Meine eben gemachten Bemerkungen beweisen wohl zur Genüge die Existenzberechtigung dieser Mädchenfarm, wo die jungen Mädchen zu tüchtigen Kolonistinnen herangezogen werden sollen. So nötig tüchtige Kolonistenfrauen in Palästina sind, so selten sind zu treffen. Und wenn das Leben in vielen Kolonien so ungemein teuer ist, wenn gerade die meisten landwirtschaftlichen Produkte und Nahrungsmittel so knapp und teuer sind, so liegt die Schuld an diesen anormalen Verhältnissen meist an den Frauen. Eine Kolonie ohne tüchtige Kolonistinnen ist eben eine halbe Sache. Und wenn der Mann auch auf dem Felde noch so viel arbeitet, das Haus mit seiner städtischen Lebensführung verschlingt wieder alles. Eine gut geleitete, erfolgreiche Mädchenfarm ist für Palästina eine seiner notwendigsten Lehranstalten. Die Schülerinnen der Farm in Kinereth machen meist einen recht guten Eindruck, und ihr sauberes, gefälliges Aeußere sticht wohltuend von dem ab, was man so oft in dieser Hinsicht hier wahrnehmen muß. Hoffentlich wird der Erfolg auch die Ergebenheit und Liebe zum Institute, die seine Gründerin und Leiterin erfüllt, so belohnen, wie sie es erhofft und auf Grund ihrer aufopferungsvollen Arbeit verdient.

*

Von Kinereth 20 Minuten entfernt liegt Dagania, gleichfalls eine zionistische Farm. Auf dem Wege muß man über den Jordan übersetzen, der hier recht schmal ist. Dagania stellt die erste jüdische Position jenseits des Jordans dar. Allerdings besitzt die Ica in Transjordanien eine große Bodenfläche von ca. 70,000 Dunam, aber kein jüdischer Ansiedler hat sich in jene wilde Gegend noch hineingetraut, und bis heute wird das ganze Land Arabern zur Pacht übergeben. So darf denn Dagania es für sich in Anspruch nehmen, die erste jüdische Ansiedlung Transjordaniens zu sein. Die Farm macht durch ihre Größe und ihre stattlichen Gebäude einen guten Eindruck. Auch das Innere der Räume ist freundlicher und behaglicher als in Kinereth, aber vor allem auch aus dem Grunde, weil die Häuser noch neu sind. Der Eindruck, den der Fremde von den Arbeitern und Arbeiterinnen gewinnt, ist derselbe wie der, den ich von Kinereth geschildert habe.

Es ist in letzter Zeit im Lande die Frage aufgeworfen worden, ob diese Farmen überhaupt

eine empfehlenswerte Methode der Kolonisation darstellen. Die Defizite, die sie alljährlich bringen, haben in manchen Kreisen Zweifel an ihrem Werte aufkommen lassen. Und von verschiedenen Seiten habe ich die Ansicht vertreten hören, daß es besser und richtiger wäre, an Stelle des Farmensystems das Erbpachtsystem treten zu lassen, das heißt der Nationalfonds solle das von ihm erworbene Land kleinen Erbpächtern in Pacht geben. Das Bewußtsein, ganz auf sich selbst angewiesen zu sein, das Streben zur Wahrung der eigenen Interessen werde ihre Arbeit viel intensiver sein lassen, als es in Farmen der Fall sein kann, wo schließlich die Arbeiter wissen, daß der Nationalfonds oder die P. L. D. C. die Defizite decken wird. Nur der, der ein Stück Boden als sein Besitztum wisse, werde aus ihm das Maximum des Möglichen herausholen. Dieser Ansicht gegenüber wird der Verteidiger des Farmsystems erwidern, daß es nicht so sehr der Zweck der Farmen sei, Ueberschüsse zu erzielen, als vielmehr tüchtige Arbeiter auszubilden. So lange man keinen Schlag solcher Arbeiter habe, könne man ja auch keine Pächter finden, bei deren Bearbeitung der Boden reussieren wird. Werden aber auch diese Pächter nicht aus ihrem Boden ihren Unterhalt ziehen können, dann trage schließlich der Nationalfonds trotz aller Verträge die moralische Verantwortung und die moralische Pflicht, sich dann ihrer anzunehmen. Was aber das Argument betrifft, der Pächter werde im Bewußtsein, Besitzer seines Bodens zu sein, besser, intensiver arbeiten als der Arbeiter in der Farm, so seien alle Beurteiler sich darin einig, daß die Arbeitsintensität und Arbeitsfreudigkeit der Arbeiter nichts zu wünschen übrig läßt.

Ich als Laie kann mir natürlich kein Urteil über die Frage erlauben. Ich hielt es jedoch für wesentlich, auf ihre Existenz hinzuweisen. Doch glaube ich, daß es recht gut wäre, auch einmal einen Versuch mit dem Pächtersystem zu machen. Schließlich sind ja all diese zionistischen Unternehmungen nur Versuche; warum also auch nicht ein Versuch mit diesem System?

Die jüdische Kolonisation Palästinas ist eben nicht so einfach, wie es viele draußen glauben. Was gibt es wohl einfacheres — meint man — als die Landwirtschaft? Das Getreide gibt Brot, die Kuh Milch und das Huhn Eier und Fleisch, was braucht man mehr zum Leben? 30 Jahre der Kolonisation haben gezeigt, daß es nicht so leicht und einfach ist, ein Jahrhunderte lang verwahrlostes Land wieder zu beleben, noch viel weniger leicht und einfach, ein Jahrhunderte lang an städtisches Leben gewohntes Volk wieder der Landwirtschaft zuzuführen. Von dem Ideale, das uns vor Augen steht: „Der jüdische Bauer in Palästina", ist jeder Teil dieses Doppelbegriffes ein schweres Problem für sich. Einen großen Teil der Schwierigkeit haben wir bereits überwunden. Aber noch ein guter Teil von Fragen ist übrig geblieben. Werden wir aber nicht mißmutig und verzweifelt, wenn die Lösung mehr Zeit und Kraft erfordert, als wir es zu Beginn glaubten. Hierin wie bei allen großen, historischen Leistungen bilden die seltenen Tugenden der Geduld und der Ausdauer die erste Voraussetzung des Erfolges.

XVIII.

Am Tiberiassee. — Safed.

Ich entsinne mich, in meiner Kindheit einst ein wunderbares Märchen gelesen zu haben. Ein Königsprinz liebte ein armes schönes Waisenmädchen und nahm sie zur Frau. Sein Vater aber, ein stolzer, strenger Herrscher, verstieß ihn darob von sich, und so irrte denn der arme Prinz mit seiner Frau verlassen und hungrig durch die Welt. Und das Leben wurde ihnen so schwer, daß sie beide zu sterben beschlossen. Doch da erbarmte sich ihrer Gott und ließ sie durch einen Engel in ein fernes, fernes Land fortführen. Dort setzte er sie in ein kleines Häuschen an einem wunderbaren blauen See nieder, und ringsum umschloß Gott den See mit Bergen. Ueber den See aber wölbte er eine hohe Glaskuppel, und so wohnten die Liebenden in ihrem Häuschen wie unter einer Glasglocke, wo kein Haß der Menschen sie mehr treffen konnte. Und sie lebten hier das glücklichste aller Leben.

Ich habe dieses Märchen niemals wieder vergessen können. Diese wunderbare Glasglocke über dem See mit seinen Ufern war es, die mir so schön erschien, daß ich öfters, in wachen Traumstunden, an sie denken mußte. Und schon als Kind sehnte ich mich danach, auch einmal unter einer solchen Glasglocke, abgeschieden von den Menschen, weilen zu dürfen.

Als ich an einem strahlenden Frühlingstag von den hohen Bergen, die den Tiberiassee umgeben, hinunterstieg und nun am Ufer dieses schönsten aller Seen stand, da kam mir plötzlich die Erinnerung an dieses alte, schöne Kindheitsmärchen wieder. Und nun wußte ich auf einmal, wie es unter jener Glasglocke des Prinzenpaares ausgesehen hat: ganz wie am Tiberiassee. Der nicht zu breite See mit seinem blauen, ruhigen Wasser, ringsum die schönen romantischen Berge, und über dieser Landschaft die tiefblaue, kristallene Himmelskuppel, die sich auf die Berge zu stützen und diesen See wie ein seltenes Kleinod vor allen fremden Händen, die ihn beflecken könnten, schützend zu bedecken scheint. Wie ein Märchen erscheint die Schönheit dieser Landschaft am Tiberiassee, und wer sie nicht gesehen hat, wird sich niemals ein Bild von ihr machen können, denn wer könnte sich die treffende Vorstellung von einem Märchenbilde machen?

Ja, märchenhaft schön ist der Tiberiassee, und seitdem ich ihn gesehen, hat er in meiner Seele den Platz meines alten Kindheitsmärchens eingenommen; und so sehr ich mich früher nach der Glasglocke des Märchens sehnte, so stark ist nunmehr meine Sehnsucht nach dem Tiberiassee; ja um so viel stärker ist diese Sehnsucht, als das verwirklichte Märchen schöner ist als das in der Phantasie erdachte. Und ich stelle mir vor: Welches Glück muß es für einen Menschen sein, in einer Villa am Tiberiassee zu wohnen. Kein Lärmen und Hasten der Großstadt wird täglich seine Nerven erschüttern, kein Zanken und Hassen der Menschen wird ihm Sorge bereiten, keine Unbill und keine Gemeinheit dieser Welt wird ihn in seinem Glauben an das Gute und Schöne verletzen; wie ein Märchenprinz wird er hier leben können; Ruhe wird um ihn herrschen, und Friede wird ihn umgeben; nur das die Seele beruhigende Rauschen der blauen Wellen wird er vernehmen, und nur das leise Dahinstreichen des Windes über die Wasser wird an sein Ohr dringen. Die Sonne wird ihm immer entgegenlachen, und der bleiche, fahle Mond seine Seele mit Zauber erfüllen. Mit den Sternen wird er Zwiesprache pflegen und mit den Wellen des Sees sich lispelnd unterhalten. Die reinste, zarteste Luft wird ihn mit unerschöpflichen Lebenskräften durchdringen, und das weiche angenehme Wasser des Sees jeden Tag neu erfrischen. Paradiesischer Friede wird um ihn sein, und ewiges Glück wird in seiner Seele wohnen. Wie wenig verstehen doch die Menschen, das wahre Glück zu suchen, wenn bis heute noch kein einziges einsames Häuschen sich am Tiberiassee erhebt. . . .

Manchmal, wenn ich nach einem kräftigenden Bade am Ufer des Sees saß und dem Spiele der blauen, klaren Wellen zuschaute, schweifte mein Geist in die Vergangenheit zurück, und Bilder einstiger Geschlechter traten vor meine Augen. Ich sah

sie vor mir, diese jüdischen Fischer, die damals diesen See umwohnten, in ihren einfachen Hütten, in denen schlichte Einfalt, fromme Zufriedenheit lebte, und zwischen ihren Hütten hoch emporragend die geschmückten Häuser der Adeligen und Vornehmen, die von überall hierherkamen, um an den Ufern des Sees neue Kraft zu schöpfen oder in den heißen Quellen bei Tiberias Gesundung suchten; und dann wechselt das Bild, und vor mir erstreckt sich Tiberias, die stolze Gründung des Herodes; aber Fremde beherrschen es, stahlharte Römer führen das Szepter und bedrücken das Volk; und während die Unterdrückten zum Himmel schreien, heilen sich reiche römische Patrizier in den Quellen von den Krankheiten, die ihre Laster ihnen gebracht haben. Nur ein Schatz, ein Trost ist dem gequälten Judenvolke noch verblieben: in der Stadt erstrecken sich die Hallen, wo Rabbi Jahuda hanasi mit dem Synhedrion tagt und gelehrte Rabbinen das Wort Gottes verkünden. Aber auch das schwindet; der Friede der Gegend ist dahin, und ringsum tobt die Fackel des Aufruhres. Zum letzten Male hat sich das Judentum gegen seine Peiniger erhoben, Schlachtgetümmel schreckt den See von seiner Ruhe auf, und nächtlich spiegeln sich in seinen Wellen die Wachtfeuer der jüdischen Heldenscharen. Aber auch das schwindet. In seiner letzten Kraft ist Israel gebrochen worden, und ohnmächtig vergießen die schlichten Galiläer ihre Tränen an den Ufern des Genezarethsees, während des Titus wilde Scharen Jerusalem plündern und in den Tempel die Brandfackel schleudern.

*

Erschrocken fahre ich aus den Träumen empor, und vor mir liegt der Tiberiassee, wie er heute ist. Die Vergangenheit wird von der Gegenwart verdrängt.

Verlassen und wüst sind die Ufer des Sees, kahl die Berge, die ihn umschließen; spärlich sind die Schifferkähne, die den See befahren, spärlicher die Segelboote der Fremden, die ihn zu ihrer Lust umsegeln. Tiberias, die große, stolze Stadt, ist ein verwahrlostes Beisammen enger, schmutziger Gassen und unsauberer, elender Häusermengen. Keine schönen Paläste erheben sich dort, wo die kostbaren heißen Quellen fließen, und sie, die einst Tausenden die Gesundheit wiedergaben, fließen heute unbenutzt in den See oder dienen, in ekelerregenden Bassins gesammelt, elenden Araberkrüppeln zum Tummelplatz ihres Ungeziefers. Wo früher herrliche Landhäuser die Landschaft schmückten, bilden heute Gräber die einzige Sehenswürdigkeit: da zeigt man Dir das Grab des Rabbi Jochanan ben Sakkai und dort den Grabeshügel des Maimonides. Totenstille und Grabesruhe herrscht um diesen lachenden, heiteren See. Und eine furchtbare Trauer erfaßt Dich. . . Doch höre! Tonen nicht Laute dort aus der Ferne? Du täuschest Dich nicht: dort im Süden, wo der Jordan bereits seine Wasser sammelt, um dem See Lebewohl zu sagen, dort vernimmt man Laute neuen Lebens; dort siehst Du wieder den Pflug über den verwahrlosten Boden schreiten, dort erblickst Du kräftige Jünglinge Saaten ausstreuen, und das markige „Schalom" des jüdischen Arbeiters, der Dich beim Näherkommen begrüßt, kündet Dir die Jubelnachricht, daß Judas Söhne sich wieder ihres alten Kleinods erinnert haben und dem jahrhundertelang harrenden Tiberiassee endlich die Erlösung zu neuem Leben bringen wollen.

Und die Freude, die Dich darob durchzittert, leiht Deiner Phantasie Riesenschwingen, und ein neues Bild zaubert sie Dir vor. Die Zukunft tritt an die Stelle der Gegenwart. Wieder blühen Felder und Weinberge um diesen See; überall auf den Bergen siehst Du nur die silbergrauen, samtweichen Blätter des Oelbaumes. Geschäftige Schiffer bewimmeln den See; flinke Segelboote und schöne Dampfschiffe bedecken seine Oberfläche. Wo Dir heute die Schmutzhaufen der engen Gassen Tiberias entgegenstarren, führen breite, saubere Alleen, und auf dem Platze der elenden, morschen Häuser von jetzt erheben sich stolze, herrliche Villen und Paläste. Nicht mehr siehst Du das kostbare, dampfende Wasser der Heilquellen unbeachtet in den See rieseln. In kostbaren Gefäßen sind sie gefaßt, und die schmutzigen Baracken haben prächtigen Badehäusern, weiten Kurgebäuden und luxuriösen Hotels Platz gemacht. Am grünen Westufer des Sees tummeln tagsüber fröhliche Paare auf schnellen Rossen dahin, spielen frohe Jünglinge und lachende Mädchen Tennis miteinander, um dann, müde geworden, sich durch ein Bad im See wieder zu erquicken. Ein großes, modernes Weltbad ist hier erstanden, von überall kommen die Wohlhabenden aller Nationen hierher, und ein Goldstrom sonder-

gleichen ergießt sich ins Land. Dort aber, im äußersten Süden, auf jenem herrlichen Hügel, der sich in den See hinein vorstreckt, erhebt sich die moderne Villenkolonie jüdischer Patrizier, an deren Schaffung der unermüdliche Dr. Ruppin bereits heute arbeitet. Ueberall herrschen Lebensfreude und Lebenslust, und nur Lachen und Gesang ertönen an den Ufern des blauen Tiberiassees, der, sich seiner Erlösung freuend, doppelt fröhlich seine flinken Wellen miteinander spielen läßt.

Schönes Zukunftsbild, und doch durchaus nicht so utopisch, wie es schön ist. Es sind starke Gründe, die für die Realisierung dieses Bildes sprechen, und soll nur erst einmal unser Palästina wiederbelebt sein, so soll die Welt das Wunder erleben, wie rasch dieser heute so unbekannte, einsame Tiberiassee sich zu einem Mittelpunkt internationalen Badelebens aufschwingen wird.

*

Die Schönheit dieses Zukunftsbildes und die feste Ueberzeugung von seiner Realisation verdoppelten das Glücksgefühl, das mich während der wenigen Tage, die ich an den Ufern des Tiberiassees verleben durfte, ununterbrochen erfüllte. Und aus all den vielen schönen Erinnerungen, um die mich mein Aufenthalt in Palästina bereichert hat, erheben sich die Tage am Tiberiassee als eine der herrlichsten und stimmungsreichsten heraus. Die Freude, daß es mir vergönnt gewesen war, hier einige Tage zu verbleiben, und der Schmerz, so rasch wieder scheiden zu müssen, stritten miteinander in meiner Seele, als ich — durch die festgelegte Reiseroute, die mich zu Pessach wieder nach Jerusalem zurückführen mußte, gezwungen — den Tiberiassee verließ, um in fünfstündigem anstrengendem Ritte nach Safed und Rosch-Pinah zu gelangen. Ich bestieg mein Roß, durcheilte die abstoßenden Gassen Tiberias', von denen man nicht weiß, ob sie die Jerusalems noch an Schmutz und Häßlichkeit übertreffen (bei den Schmutzmassen, denen man sich gegenüberbefindet, verliert man schließlich jeden Ueberblick und jeden Maßstab), und befand mich bald außerhalb der Stadt. Der Weg führt die erste Stunde dicht am Tiberiassee entlang und bietet ununterbrochen die schönsten Ansichten. Unterwegs ward mir das zweifelhafte Vergnügen beschert, den russischen Pilgerscharen, deren Bekanntschaft ich bei Merchawjah gemacht hatte, wiederum zu begegnen — sie zogen diesmal nach Magdala, dem Geburtsort Maria Magdalenas, und nach Kapernaum — und bald, etwa nach 3½ Stunden, sah ich Megdel vor mir liegen.

Megdel ist eine Privatfarm einer Gruppe reicher Moskauer Zionisten — Dr. Tschlenow, Naiditsch u. a. —, die erst einige Jahre besteht. So schön die Gegend ist, in der sie liegt — auf einem Berge am westlichen Ufer des Tiberiassees —, so verwahrlost und wild ist sie, sodaß die Eigentümer bereits große Summen ausgeben mußten, bevor der Boden überhaupt bebauungsfähig ward. Außerdem hatten und haben sie noch viel Schwierigkeiten mit den Arabern, die früher auf dem Boden wohnten und nicht hinweg wollen, müssen endlose Prozesse führen — und es gibt in der Türkei bekanntlich keine kostspieligere Sache als Prozesse, wo ja nicht das Recht, sondern der Bakschisch entscheidet —, und so hat ihnen ihre Farm bereits eine hübsche Summe gekostet; doch da die Eigentümer nicht klagen und zufrieden sind, muß es der Fremde um so mehr sein; auch macht die Farm einen sehr guten und wohlgeordneten Eindruck, und so verläßt man sie denn mit ebenso guten Hoffnungen wie Wünschen für ihre Zukunft.

Unmittelbar nach Megdel geht es eine kurze Weile durch einen kleinen Hain, ein Genuß, der umso höher zu bewerten ist, als man ganz Palästina durchreisen kann, ohne einem Walde zu begegnen. Hat man aber dann den Hain verlassen, so beginnt die eigentliche anstrengende Tour. Steil hinauf geht es auf felsige Höhen, über die kein rechter Weg führt, und manchmal kommt man an recht bedenklichen, keineswegs Vertrauen erregenden Stellen vorbei. Allein die Pferde hier, an das Klettern gewohnt, gehen mit der größten Vorsicht, und es gibt bei solch schwierigen Reitpartien nichts besseres, als ihnen völlig freie Hand zu geben. Jegliches Lenken und Dirigieren macht sie wirr und kann zu bösen Folgen führen. Landschaftlich ist der Weg stellenweise sehr schön, und es ist nur ratsam, alle halbe Stunde Halt zu machen und einen Blick nach rückwärts zu werfen, wo man den Tiberiassee in der Ferne glänzen sieht. Nach fünf Stunden recht ermüdenden Rittes gelangte ich nach Safed.

*

So leid es mir getan hatte, vom Tiberiassee scheiden zu müssen, so schnell getröstet war ich, als ich nach Safed kam. Ich habe schon recht viel Städte gesehen, aber ich wage die Behauptung aufzustellen, daß es nicht viel Städte in Europa gibt, die sich mit Safed an landschaftlichem Reize und an Schönheit der natürlichen Lage messen können. In einer Höhe von 800 Meter auf Bergen liegt die Stadt, und jede paar Augenblicke bietet sie neue, unvergleichlich schöne Ansichten. Im Süden sieht man den Tiberiassee daliegen, im Norden erhebt sich der Dschermok, der höchste Berg Palästinas, wenn man vom Hermon, der die Grenze gegen Norden bildet, absieht, und ringsum Berge und Täler, einfach sagenhaft schön. Nachdem ich in Safed gewesen war, verstehe ich es, wieso gerade diese Stadt der Mittelpunkt der Kabbala einst hat werden können, die Stadt des Meisters der Kabbala, des großen Rabbi Jizchak Lurjeh: die Atmosphäre dieser Stadt inmitten dieser Berge und Schluchten, umgeben von einer wildromantischen Natur, ist schon an sich erfüllt von Wundern und Geheimnissen; und man denke sich erst gar die Mondnächte Safeds, wo der bleiche Glanz des unvergleichlichen palästinensischen Mondes diese ganze sagenhafte Landschaft mit seinem Zauber übergießt, und man braucht nicht allzu phantasiebegabt zu sein, um im Lispeln des Windes Geisterstimmen zu vernehmen und im Toben der Elemente — im kalten Winter — die Heerscharen Aschmedais durch die Lüfte fahren zu hören. Denn zu dieser Natur stelle man sich nun noch das Innere der Stadt selbst vor: ein Labyrinth von engen Winkelgassen, die einen steil bergauf, die anderen bergab, überall geheimnisvoll und sagenhaft in ihrem Wesen. Dazu die mancherlei Höhlen innerhalb der Stadt, die wie geschaffen sind für Einsiedler und weltabgewandte Mystiker; — man zeigte mir auch die Grotte Rabbi Jizchak Lurjehs — kurzum: Safed scheint wie vorherbestimmt gewesen zu sein, ein Zentrum der Mystik und Kabbalah zu werden, und auch heute ist ja der größte Teil seiner Juden — die im übrigen die typischen Chalukajuden sind — Anhänger des Chassidismus und der Kabbala. Die modernen Elemente der jüdischen Bevölkerung Safeds — diese sind nur sehr gering an Zahl — beabsichtigen, auf einem Hügel gegenüber der Stadt eine moderne jüdische Ansiedlung zu gründen, eine Art Tel Awiw. Ich weiß nicht, ob es bei ihrer kleinen Zahl und schwachen Kapitalkraft bald gelingen wird, ihre Absicht zu realisieren. Wird es ihnen aber gelingen — die A. P. C. will sie unterstützen —, dann wird hier in der Tat die landschaftlich schönste Siedlung Palästinas erstehen, und es wird ein beneidenswertes Geschick sein, in diesem neuen Safed inmitten dieser paradiesischen Natur wohnen zu dürfen.

Von Safed führte mich mein Weg westlich; steil hinab ging es durch wilde Bergesabhänge, über die kein Weg führt — das Pferd sucht ihn sich selbst —, und nach dreiviertelstündigem Ritt erblickt man zunächst die armseligen Lehmhütten eines Araberdorfes, und unmittelbar daran anschließend ziemlich viele moderne Wohnhäuser: es ist bereits Spätnachmittag, als ich ins Araberdorf hineinreite; Hundegebell empfängt mich und begleitet mich bis zu den modernen europäischen Häusern, an denen ich Halt mache: denn ich befinde mich in Rosch Pinah.

XIX

Rosch-Pinah — Metullah.

Rosch-Pinah, eine der ältesten der palästinischen Kolonien — 1883 bereits gegründet —, bildet den Mittelpunkt Obergaliläas. Doch ist das Schicksal dieser Kolonie von dem der übrigen obergaliläischen nicht verschieden geblieben: das ungünstige Geschick, das über die Entwicklung der ganzen jüdischen Kolonisation in Obergaliläa gewaltet hat, hat auch Rosch-Pinah nicht verschont. Obergaliläa ist das Schmerzenskind Palästinas: die eine Kolonie, Machnaim, ist ganz zugrunde gegangen, die Kolonisten sind sämtlich ausgewandert, und die Häuser werden von Arabern bewohnt; die andere, Mischmar-Hajarden, bietet den Anblick des Verfalls, Jessod-Hamaaleh, hat seine Sümpfe und seine gelben Fieber noch nicht los werden können; Metullah ist völlig zerüttet; Ein-Zeitun ist so klein geblieben, wie es von Anbeginn an war, und Rosch-Pinah, die größte obergaliläische Kolonie, auf die man solche große Hoffnungen gesetzt hat, befindet sich gleichfalls in unbefriedigenden Verhältnissen.

Wo die entscheidenden Gründe für die ungünstige Entwicklung gerade Obergaliäas zu suchen sind, läßt sich schwer sagen. Fragt man die Kolonisten, so schieben sie alle Schuld auf die Administration — die obergaliäischen Kolonien sind sämtlich Icakolonien —; fragt man die Administratoren, so erwidern sie, die Faulheit, Ungeschicklichkeit und Unselbständigkeit der Kolonisten sei der Hauptgrund des Verfalls; holt man sich Auskunft bei den Lehrern, so verteilen sie die Schuld auf beide Seiten. In allen diesen Meinungen ist nun auch gewiß etwas Richtiges enthalten. Daß die Administration im Grunde für die Kolonien ein Uebel ist, hat ja die Erfahrung zur Genüge bewiesen; andererseits aber ist gerade der Administrator Obergaliäas als sehr tüchtiger Mann bekannt, der — ein russischer nationaler Jude —, keineswegs auf die gleiche Stufe mit dem gewöhnlichen Administratorentyp zu stellen ist und sich große Verdienste um die palästinische Kolonisation erworben hat. Daß das Kolonistenmaterial Obergaliläas — meist rumänische Auswanderer — durchaus nicht vorzüglich ist, erkennt selbst der Fremde, wenn er nur kurze Zeit unter ihnen geweilt hat. Die alte Schnorrwirtschaft, die in Judäa bereits völlig geschwunden ist, in Untergaliläa kaum noch zu treffen ist, herrscht in Obergaliläa noch in vollem Schwunge, und die Psychologie der Kolonisten ist noch ganz auf sie eingestellt. Ein guter Teil ihrer Unzufriedenheit mit der Administration hat gerade darin seinen Ursprung, daß diese eben nicht all ihre Wünsche um immer neue Unterstützungen erfüllen will noch kann. Andererseits ist es doch schließlich dasselbe Menschenmaterial wie in Untergaliläa, wie in Sichron-Jakob; warum ist die Erziehung zu selbständigen Kolonisten, die dort gelungen ist, in Obergaliläa nicht möglich gewesen?

Außer diesen gegenseitigen Klagen und Beschuldigungen zwischen Administration und Kolonisten sind mir noch andere Ursachen angegeben worden. Rosch-Pinah z. B. hat ein mächtiges Hindernis seiner Entwicklung darin, daß es fast völlig abgeschnitten von aller Welt liegt. Auch vom Norden, von Metullah her, führt kein Fahrweg nach Rosch-Pinah, sodaß ein Wagenverkehr mit dem Westen — Safed — und dem Süden — Untergaliläa — unmöglich ist. Erst jetzt hat die Ica gemeinsam mit der Stadtverwaltung von Safed begonnen, eine Fahrstraße von Safed über Rosch-Pinah nach Tapcha am Tiberiassee zu bauen, womit sich eine bessere Perspektive für die Zukunft Rosch-Pinahs eröffnet. In Jessod-Hamaaleh haben die sehr ungesunden klimatischen Verhältnisse die Entwicklung ungünstig beeinflußt; in Mischmar-Hajarden und Metullah sei zu wenig Boden vorhanden, wurde mir von verschiedenen Seiten gesagt. Wie dem auch sei, Obergaliläa bildet ein ganz besonders schwieriges Kapitel in der palästinensischen Kolonisation, und ein weites Feld der Arbeit liegt da noch offen. Irgendwie zu verzweifeln und die Arbeit aufgeben zu wollen, dazu liegt natürlich nicht der geringste Grund vor. Auch die anderen Kolonien Palästinas waren nicht am ersten Tage so, wie sie heute sind, und es hat genügend Kraft und

Geld gekostet, bis sie auf den grünen Zweig gekommen sind, auf dem sie sich heute meist befinden. Wenn hier im etwas abseits liegenden Obergaliläa der volle Erfolg etwas länger auf sich warten läßt, so kann dies nur ein Grund zu erhöhter Anstrengung der Kräfte, nicht aber zum Resignieren und Verzweifeln sein.

Was seine natürlichen Verhältnisse anbetrifft, ist Rosch Pinah eine der schönsten Kolonien. In sehr schöner Lage sich am Fuße eines Berges hinstreckend, besitzt es ein sehr gesundes, kühles Klima und — keine geringe Sache in Palästina — das vorzüglichste Quellwasser im ganzen Lande.

Ich machte in Rosch Pinah die Bekanntschaft eines sehr interessanten, in Westeuropa nicht bekannten Typus: einer Gerimfamilie. Die „Gerim", deren es eine Anzahl in Palästina gibt, sind echte Russen, die — man weiß nicht bestimmt, wann und wie — zum Judentum übergetreten sind. Sie sind natürlich in jüdischer Hinsicht völlig unwissend und haben in ihren russischen Dörfern meist einen jüdischen Schochet, der sie alle Gebote und Lebensregeln lehrt, die sie mit peinlichster Genauigkeit beobachten. Die Regierung verfolgt sie ihres Judentums wegen, und es war für mich rührend, von dem Munde des Familienoberhauptes von ihren Leiden in Rußland erzählen zu hören. Sie halten sich für echte Juden und betrachten Palästina als ihr altes Vaterland. Eine Anzahl von ihnen ist auch hierhergekommen, und man findet sie in verschiedenen Kolonien. Die Familie, die ich in Rosch-Pinah kennen lernte, ist eine weitverzweigte, und über Metullah, Jessod Hamaaleh und Rosch Pinah verteilt. Auch in Palästina haben sie bereits viel Ungemach erlitten: zwei rüstige Männer sind in Jessod am gelben Fieber gestorben. Trotzdem wollen sie nichts von den Bitten ihrer Verwandten in Rußland hören, die sie auffordern, dorthin zurückzukehren. Sie sind vorzügliche, fleißige und saubere Bauern, und ihre Besitzung in Jessod Hamaaleh macht den besten Eindruck. Den Männern merkt man die russische Abstammung noch deutlich an — sie sprechen auch nur russisch —, ein 18jähriges, sehr hübsches Mädchen aber hat ganz das Aussehen einer Jüdin und spricht auch gleich ihrem jüngeren Bruder, der die Schule in Rosch Pinah besucht, hebräisch. Die geringe Beimengung des gesunden Blutes dieser Gerim kann unserem Volke durchaus nicht schaden: die Kolonisten betrachten sie denn auch durchaus als ihre Brüder, und dem Mädchen sind schon manche Anträge von den Jünglingen der Kolonie gemacht worden.

Unter dem sicheren Schutze eines dieser starken Gerim, dessen Wagen wir benutzten, verließ ich Rosch Pinah, um nach Metullah zu gelangen. Der Weg führte über Jessod Hamaaleh, das in schöner Umgebung am kleinen Meromsee liegt. Im Norden glänzt der schneebedeckte Hemon entgegen. Von dort ging es dann in gerader nördlicher Richtung nach Metullah. Der Weg ist von unvergleichlicher Schönheit. Die Natur dieses nördlichsten Teiles Palästinas ist von der des ganzen Landes durchaus verschieden. Viel wilder und romantischer, gleicht diese Gegend mehr unbewohnten, einsamen Alpengegenden. In der Tat ist sie auch die unkultivierteste ganz Palästinas. Kein einziges Fellachen-Dorf war auf dem ganzen Wege zu sehen. Nur wilde, umherstreifende Beduinenhorden bevölkern dieses Gebiet, das zum größten Teil Privateigentum Abdul-Hamids — jetzt Staatsbesitz — ist. Diese Beduinen wohnen in schwarzen Zelten, die man oft in erheblicher Zahl erblickt. Schwarze Ziegen weiden in großen Herden, und öfters vernimmt man das Heulen der Schakale. Viele sehr ungesunde Sümpfe befinden sich in der Gegend, und es wird noch manches Jahrzehnt vergehen, bis dieses Gebiet zu einer Stätte der Kultur umgewandelt sein wird. Es war schon sehr spät abends, als wir zwischen steilen Bergen hindurch, nach achtstündiger Fahrt, nach Metullah gelangten.

Metullah ist die nördlichste Kolonie Palästinas und bezeichnet die Nordgrenze des Landes. Die alte Stadt Don, die schon in alter Zeit den nördlichsten Punkt gebildet hat — Von Don bis Beer Sebah war der gewöhnliche Ausdruck, um die ganze Ausdehnung des Landes zu bezeichnen — liegt nur wenige Stunden von Metullah entfernt. Auch die drei Quellen, die den Jordan bilden, entspringen in der Nähe der Kolonie. Metullah ist auch zugleich die schönstgelegene und klimatisch gesündeste aller palästinensischen Kolonien. Am Fuße des 2000 Meter hohen stets schneebedeckten Hermon gelegen, bietet es im Norden einen wunderbaren Ausblick auf dieses Schneegebirge. Die Luft ist von seltener

Reinheit und Frische. Zur heißesten Sommerzeit ist es hier kühl und frisch. Wenn die Kolonie sich einigermaßen basieren sollte und bessere Verkehrsverhältnisse entstehen werden, hat sie gute Aussicht, ein belebter und vielbesuchter Sommeraufenthalt und Luftkurort Palästinas zu werden. Schon jetzt kommen in den heißen Monaten Gäste aus dem ganzen Land nach Metullah.

So schön und reich gesegnet mit natürlichen Vorzügen Metullah jedoch ist, so ungünstig und wenig zufriedenstellend ist seine wirtschaftliche Lage. Hier ist es aber jedenfalls klar, daß der größte Teil der Schuld an den Kolonisten liegt, die sich die Schnorrmethoden der alten Zeit noch nicht abgewöhnt haben, auch gar nicht abgewöhnen wollen. Gerade während meines Aufenthaltes in Metullah ereignete sich ein unangenehmer Fall, der diese innere Untüchtigkeit der Kolonisten drastisch illustriert. Ein Kolonist, zu faul, um sein Land selbst zu bearbeiten, hatte es einfach Arabern gegen Entrichtung einer bestimmten Summe in Pacht übergeben. Außerdem hatte er samt einer Anzahl von Gesinnungsgenossen einige junge Kolonisten, die die Jcaadministration hingesandt hatte, während ihrer Arbeit von ihrem Boden verjagt. Der Administrator schritt ein, er brachte Soldaten aus Schdeida, dem nahegelegenen Sitz des Kaimakams, es kam zu turbulenten Szenen; wie endlich die Sache geendet hat, weiß ich nicht, ist aber auch ganz unwesentlich. Das Wichtige und Interessante an der Affaire ist ihre symptomatische Bedeutung für den moralischen Zustand der alten Kolonisten. Das radikalste Mittel wäre unter solchen Umständen dies, das alte, untüchtige Material durch neue, junge arbeitswillige Kräfte zu ersetzen. So schwierig und keineswegs angenehm dies auch ist, so ist doch kein Zweifel, daß es früher oder später wird geschehen müssen.

Es waren so keineswegs angenehme Wahrnehmungen, die ich in diesen obergaliläischen Kolonien überhaupt und in Metullah insbesondere machen mußte, und es tat mir dies umsomehr leid, als das die letzte Station meiner Route war. So suchte ich mir denn durch den Genuß an der herrlichen Umgebung Metullahs einigermaßen Ersatz zu schaffen. Diese Umgebung ist in der Tat geeignet, auch die niedergedrückteste Stimmung zu verscheuchen.

Zehn Minuten von Metullah entfernt ergießen sich vier Wasserfälle, die in Europa gewiß einen Zielpunkt tausender Touristen gebildet hätten. Der größte von ihnen, an die 30 Meter hoch und von mächtiger Gewalt, ist eine Sehenswürdigkeit von solch außergewöhnlicher Pracht, daß es sich von weither herzukommen lohnte, ihn zu sehen. Um einen solchen Wasserfall herum wären in Europa gewiß schon ein Dutzend Hotels und Villen entstanden, zudem so und so viele elektrische Fabriken; hier liegt alles so unausgenutzt da, daß nicht einmal ein — so leicht herzustellender Weg gebaut ist, um den Wasserfall in seiner vollen Ausdehnung sehen zu können; wen es danach gelüstet, muß auf steilen Felswänden hinaufklettern, ständig in Gefahr, bei dem geringsten falschen Tritt kopfüber in den Strudel zu stürzen. So ist hier eben alles: das Schönste liegt verlassen da und harrt seiner Verwendung durch Menschenhand und Menschengeist.

Am letzten Tage meines Aufenthaltes in Metullah unternahm ich einen Ausflug nach einer einige Stunden entfernt liegenden mächtigen Ruine, einer mittelalterlichen Burg aus den Kreuzzugszeiten. Der Weg führt zuerst auf der Landstraße nach Sidon und Beirut entlang und ist von unvergleichlichem Zauber. Die hohen Bergesketten des Antilibanon erheben sich im Norden, nordöstlich ragt der Hermon empor, und westlich starren steile Felswände entgegen. Zwischen den Bergen aber dehnt sich eine blühende, fruchtbare Ebene aus, durchströmt von der Libanje, einem schäumenden Gebirgsbache, der sich ins mittelländische Meer ergießt. Nachdem man eine Zeitlang auf dieser Landstraße dahingeschritten ist, führt der Weg östlich die steilen Felsberge hinauf. Der Aufstieg ist recht beschwerlich, und man staunt über die seltene Geschicklichkeit der Esel beim Hinaufklettern auf die steilen Berge. Mit äußerster Vorsicht und unfehlbarer Sicherheit klettert ein solches Langohr von Felsen auf Felsen, seinen edleren Anverwandten, das Pferd, darin weit übertreffend. Nach einem vierstündigen beschwerlichen Ritte gelangte ich auf die Spitze des Berges, zur Ruine selbst. Der Anblick, der sich uns bietet, ist märchenhaft; ich habe solche Bilder nur wieder in Panoramas gesehen. Tief unten schlängelt sich die Landstraße, braust der mächtige Gebirgsbach, und unmittelbar

vor mir erhebt sich der Hermon, ragen die Schneeberge des Libanon und Antilibanon empor. Fern im Westen aber erblickt man die weite, goldene Oberfläche des Mittelländischen Meeres, alles zusammen ein Bild von unvergeßlicher Schönheit und Wirkung.

Ich rastete im Schatten der mächtigen, noch recht gut erhaltenen Ruine, und wie ich so dalag, vor mir dieses herrliche Naturbild, ergriff mich eine tiefe Stimmung, und allerhand Gedanken durchzogen mich. Ich befand mich auf dem nördlichsten Punkte meiner Palästinareise. Die vielen, mächtigen Erinnerungen an all das, was ich in diesen letzten Wochen gesehen hatte, stiegen vor mir auf. Vor mir im Süden lag das herrliche Land, dem unser Volk das größte verdankt, was es besitzt, von dem uns ein grausames Geschick getrennt hat, und das wir nun in begeistertem Ringen uns wieder erwerben wollen. Was bereits geleistet ist, es ist, -- gemessen an der Größe des Zieles --, gewiß nicht viel, und doch wieder, zieht man die schwachen Kräfte in Betracht, die es geschaffen, denkt man an die unendlichen Schwierigkeiten, die es zu überwinden galt, so muß man es bereits als einen herrlichen Erfolg bezeichnen. Aber so groß die Schwierigkeiten waren, die man bereits aus dem Wege geräumt, noch viel, viel größer sind die, deren Beseitigung uns noch bevorsteht. So zahlreich die Fragen sind, die wir gelöst, unendlich zahlreicher sind noch die, deren Lösung unser harrt. Und schier wollte mich eine skeptische Resignation, eine leise Verzweiflung erfassen, als ich die Größe des Werkes, das wir errichten wollen, mit den spärlichen Kräften verglich, die uns erst zur Verfügung stehen, und gerade die Erfahrungen der letzten Tage hatten eine gewisse pessimistische Stimmung in mir hervorgerufen. Aber, wie um diese trüben Gedanken, die mich durchzogen, abzuschütteln, erhob ich meinen Kopf, und über mir erblickte ich die Sonne Palästinas in ihrem vollen Glanze strahlen. Die herrliche, mächtige Sonne Erez-Israels, die unerschöpfliche Kraftspenderin, das Symbol des stetig sich neu verjüngenden Lebens! Und mit einem Male war alles Trübe und Skeptische in mir geschwunden, wie zerschmolzen vor der Glut dieser Sonne. Und als ich mich erhob und meinen Blick bewundernd über diese Landschaft schweifen ließ, da wußte ich es: So lange diese Sonne am Himmel Palästinas leuchtet und ihre lebenspendenden Strahlen versendet, so lange kann die Hoffnung des jüdischen Volkes auf seine Wiederkehr nach seinem Erez Israel nicht ersterben. Und so sicher diese Sonne morgen und übermorgen aufgehen und strahlen wird, so gewiß wird auch der Tag kommen, wo sie bei ihrem Aufgehen ein neues Palästina erblicken wird: das neuverjüngte Erez-Israel, das seine nach zweitausendjährigem Irren zurückgekehrten Söhne zu neuem Leben erlöst haben.

XX.

Rückblick und Ausblick.

Der Tag der Abfahrt war gekommen. Mit schmerzlichen Gefühlen sah ich ihn herankommen: es ist keine leichte Sache, Palästina zu verlassen, nachdem man schier ein halbes Jahr in ihm verweilt hat. Man akklimatisiert sich ja so rasch an das hiesige Leben; wie eine liebe, alte Heimat empfängt dich Erez-Israel vom ersten Tage deiner Ankunft an; einige Wochen sind kaum vorbei, und dir scheint es, als ob du immer in dieser jüdischen Welt gelebt hättest, als ob es gar nicht anders möglich wäre, wie hier zu leben. Und nun nach Monaten voller herrlicher Eindrücke und unvergleichlich schöner Stunden, heißt es: Zurück — Zurück in das Galuth, zurück in die Zweiheit unseres Lebens, in den Dualismus unseres jüdischen Daseins, in unsere Existenz mit ihren tausend Widersprüchen und Inkonsequenzen. Und doch: Man soll auch in feierlichen Momenten seines Lebens wahr sein. Und ich will es nicht leugnen, daß mich bei allem Schmerze des Abschieds, bei aller Unlust der Rückkehr doch etwas nach diesem Europa zog; im Innern meines Herzens war ein kleines Kämmerlein, in dem Sehnsucht nach Europa und Freude über die bevorstehende Rückkehr herrschte. Denn warum es sich verschweigen wollen? Wir moderne Juden sind doch nun einmal Doppelmenschen, und ein halbes Jahr in Palästina kann die Dualität unseres Wesens nicht schwinden lassen. Auch hier, im rein jüdischen Milieu, wo man hebräisch spricht und meist nur über Angelegenheiten des Judentums denkt und redet, auch hier bleiben wir doch Europäer, Europäer in der Sehnsucht nach der Struktur des europäischen Lebens, Europäer in dem Drange nach so und so vielen Eigenheiten Europas. Es muß über jeden Juden, der sich in Palästina ansiedelt, eine geraume Zeit vergehen, bis er diese disharmonische Seite seines Seelenlebens überwindet und voll und ganz palästinensischer Jude wird. Ich war es in dem halbjährigen Aufenthalte noch nicht geworden, konnte es auch nicht werden, und so war die Signatur der Gefühle und Empfindungen, die mich beim Abschiede durchzogen, die einzige Signatur des Galuth: die Dualität.

Das Schiff hatte Jaffa bereits seit einigen Stunden verlassen und schwamm nun stolz und ruhig in dem blauen Mittelländischen Meere dahin. Die Sonne strahlte in vollem Glanze und übergoß das Meer mit ihren goldenen Strahlen. Eine leichte, frische Brise machte die Luft angenehm und kühl; der Zauber der Meeresstimmung mit ihrer seelenberuhigenden Macht begann mich zu erfassen. Und in dieser Ruhe setzte ich mich in eine Ecke des Oberdecks und begann — die Bilanz zu ziehen:

Was haben wir bis heute in Palästina erreicht?

Mit zwingender, Antwort erheischender Dringlichkeit erhob sich diese Frage vor mir. Was ist die Bedeutung all des Vielen und Neuen, das ich in den letzten Monaten gesehen und kennen gelernt hatte, gemessen an dem Ziele, das uns bei der Palästinaarbeit vor Augen schwebt. Möglichst nüchtern und objektiv bemühte ich mich, die Bilanz zu ziehen. Begeisterung ist eine gute Sache, aber nur, wenn sie nicht die Möglichkeit zur kritischen, nüchternen Beurteilung der Dinge raubt. Gerade die großen Fragen des Lebens sind es, die ab und zu am dringendsten eine nüchterne, kühle Betrachtung erheischen. „Die Sache (der Zionismus)", sagte einmal Theodor Herzl, „ist so groß, daß wir nur in einfachen Worten vor ihr sprechen sollen." Also — weg für eine Stunde Zeit mit all dem poetischen Zauber, mit all der romantischen Poesie, die jedes Stück jüdischen Bodens in Palästina umgibt, und ganz nüchtern, kühl gefragt: Was haben wir erreicht?

*

Der Maßstab zur Beurteilung der Größe eines Erfolges ist stets das von Anfang an verfolgte Ziel. Je nach dem Ziele, je nach dem, was man hat erreichen wollen, stellt sich der Erfolg größer oder kleiner dar. Bei der Bewertung des in Palästina bereits Erreichten gilt es nun, vor allem zwischen zwei Zielen zu unterscheiden; analog den zwei großen Teilproblemen der modernen Judenfrage.

Das eine Problem ist die *geistige* Judenfrage, die moralische Judennot, die Tragik der modernen jüdischen Seele und mit wie immer verschiedenen Namen man dasselbe bezeichnet hat. Ihre Ursache ist die recht einfache Tatsache der Zerstreuung vieler jüdischer Minoritäten innerhalb vieler nichtjüdischer Majoritäten. Die Folge dieses Zustandes ist die Dualität des geistigen und seelischen Lebens jedes Juden, der weder ganz als Jude noch ganz als Europäer leben kann. Diese Grundtatsache des psychischen Lebens des Juden in der Diaspora hat zwei Folgen: nach der einen individuellen Seite hin, für den einzelnen Juden bewirkt sie jene innere Zerrissenheit, jene charakterlose Haltlosigkeit, jene moralische Dekadenz, wie sie ja aus dem täglichen Leben jedem Juden, der nicht blind sein will, genügend bekannt sind, wie sie auch so oft und so ausgiebig aufgewiesen und geschildert worden sind, daß ich mir hier die genauere Darlegung dieser Erscheinungen wohl ersparen kann.

Nach der kollektiven, nationalen Seite hin aber verursacht das anormale Seelenleben des Juden eine Dekadenz unserer Kultur, die Unfähigkeit zu großen national-kulturellen Produktionen, die Unmöglichkeit einer starken, originellen jüdischen Kultur.

Was haben wir in Palästina zur Lösung der geistigen Judenfrage erreicht? Viel, unerwartet viel. Vor allem in ihrer *individuellen* Seite. Man kann heute ohne Uebertreibung behaupten, daß in Palästina dem einzelnen bereits die Möglichkeit gegeben ist, die moralische Judenfrage für sich zu lösen. Der europäische oder amerikanische Jude, der den Qualen der moralischen Judennot entrinnen will, der seine Kinder dem Zwiespalt ihrer Erziehung entziehen will, ist heute bereits in der Lage, in Palästina in einem rein jüdischen Milieu zu leben und seinen Kindern auf der Basis des Hebräischen eine harmonische, der europäischen Schulbildung gleichwertige Erziehung zu geben. Zwar fehlt noch eine Hochschule, um den Kreis abzuschließen, aber der Gedanke der Universität in Jerusalem steht auf der Tagesordnung, noch eine kurze Zeit, und das Gebäude des hebräischen Erziehungssystems in Palästina ist vollendet, und so kann man schon heute sagen, daß das individuelle moralische Judenproblem in seinem Wesen in Palästina bereits gelöst ist. Es fehlt gewiß noch manches, noch viele Lücken sind auszufüllen, gewiß wird auch noch eine gute Zeit vergehen, bis im jüdischen Palästina ein dem europäischen Großstadtleben vollwertiges Milieu entstehen wird; aber schließlich ist dies auch nicht zu nötig; man kann auch ohne Theater und Varité glücklich leben — Kino gibt's ja auch in Palästina —, und man kann sich in Tel-Awiw oder in einer Kolonie bereits heute recht schön und wohnlich einrichten und recht angenehm leben: das Wichtigste, die Grundlage, das Milieu ist bereits geschaffen. Sprechen wir es also als Faktum aus: *die individuelle moralische Judenfrage ist in Palästina bereits gelöst.*

Wie steht es nun mit der zweiten Seite der geistigen Judenfrage, mit der *national-kulturellen*? Hier ist bis heute, gemessen am Ziele, viel weniger erreicht. Gewiß, wir haben in Palästina eine beträchtliche Zahl hebräischer Schriftsteller, wir haben einige Zeitungen, einige Verlage, die hebräische Literatur ist vielen die gewöhnliche, tägliche, aber zu behaupten, wir hätten bereits in Palästina eine neue gesunde hebräische Kultur oder auch nur Literatur geschaffen, die die Krankheitszeichen des Galuth nicht mehr an sich trägt, hieße eine Mücke für einen Elefanten erklären. Die großen Dichter und Schriftsteller der hebräischen Literatur sind fast alle in Rußland, die hebräischen Schriftsteller Palästinas sind erst vor wenigen Jahren ins Land gekommen, und kein vernünftiger Mensch wird erwarten, daß diese wenigen Jahre sie zu völlig neuen, gesunden Menschen umgewandelt hätten. Es ist auch ganz selbstverständlich, daß diese Seite der geistigen Judenfrage noch nicht in Palästina gelöst werden konnte. Wir haben ja noch gar kein erwachsenes palästinensisches Geschlecht. Erst muß eine ganze große Ge-

neration im Lande geborener, im Lande erzogener palästinensischen Juden herangewachsen sein, bevor erst an den Versuch der Lösung herangeschritten werden wird. Und vergessen wir noch eines nicht: In Palästina ist heute und wird noch für einige Zeit hinaus wenig Zeit und Sinn für Schöpfung rein literarischer Werke vorhanden sein. Die praktischen, politischen, sozialen Fragen des neujüdischen Lebens in Palästina sind ja so zahlreich und so schwierig, daß alle verfügbaren Kräfte sich ihnen widmen und naturgemäß die literarisch-geistige Produktion darunter leiden muß. Es ist dies aber nur gut so. Es ist dies sogar eine der gesündesten Wirkungen des palästinensischen Lebens. So gewöhnen wir uns wenigstens dort daran, erst die praktische, materielle Grundlage unseres Daseins zu basieren und aufzubauen, bevor wir an die Errichtung des geistig-kulturellen Oberbaues schreiten. Haben wir erst einmal ein starkes jüdisches Leben in Palästina. Die Schaffung der geistig-literarischen Kultur wird von selbst kommen.

Aber auch heute, bei all dem wenigen, was in dieser Hinsicht erst erzielt ist, ist es doch schon recht merkbar, wie Palästina sich immer mehr zu einem geistigen Zentrum entwickelt. In seine Schulen sendet man Kinder aus aller Herren Länder, und auf der anderen Seite: wenn erst das Lehrerseminar in Jerusalem vergrößert, das Lehrerinnenseminar in Jaffa völlig ausgebaut und der Kindergärtnerinnenkurs in Jerusalem zu einem Seminar ausgestaltet sein wird, dann wird zweifelsohne aus Palästina alljährlich eine große Zahl Lehrer, Lehrerinnen und Erzieherinnen sich überallhin ergießen und so das Galuthjudentum durch das neujüdische Leben Palästinas direkt beeinflußt werden.

Faßt man das Erreichte zusammen, so kann man sagen: Die national-kulturelle Seite der geistigen Judenfrage ist in Palästina zwar noch nicht gelöst, aber die Grundlage zur Lösung ist gelegt und die heutige Tendenz der Entwicklung braucht nur zu bleiben wie sie ist, um die Lösung zu bringen. Das mag noch geraume Zeit dauern, aber die Frage der Schaffung einer neuen, gesunden hebräischen Kultur ist auch ihrem ganzen Wesen nach eine Frage von Jahrzehnten und Jahrhunderten. Es ist schon eine große Sache, daß die Basis gelegt ist; wir können auch auf diesem Gebiete mit voller Befriedigung auf das in Palästina Erreichte blicken.

*

Und nun gelangen wir zum zweiten Teil der Judenfrage, zum wichtigeren und schwierigen: zur materiellen Judenfrage. Ich nenne sie die wichtigere. Denn von ihrer Lösung hängt die der geistigen Judenfrage ab. Lösen wir die letztere ohne die erstere, so erhalten wir das blutlose „geistige Zentrum" im Sinne Achad-Haams, wodurch das Wesen der Judenfrage, die Schaffung der Garantien für die Existenz des jüdischen Volkes, nicht im mindesten seiner Lösung nähergeführt ist. Darum ist das Ziel der Lösung der materiellen Judenfrage der vornehmste Maßstab aller Erfolge in Palästina und wird sie für alle Zukunft bleiben müssen.

Was haben wir hier erreicht? Wer sich nichts vormachen will, was nicht da ist, muß antworten: Sehr, sehr wenig. Gewiß, wir haben in Palästina eine Anzahl recht schöner Kolonien, eine so angenehme Villenstadt wie Tel-Awiw, aber an dem Ziele gemessen, dem wir zustreben, ist dies nur sehr wenig. Nehmen wir hinzu, daß der größte Teil dieser Kolonien auf der Basis der arabischen Arbeit ruht, so können wir sagen, daß heute in Palästina für arme Juden, die aus ihren Ländern auswandern müssen und durch Arbeit ihr Brot verdienen wollen, kein Platz ist. Nicht nur dies, fehlte doch sogar einem Teil der bereits im Lande ansässigen Judenheit die ökonomischen Existenzbedingungen, so daß die starke Emigration anhält, wenn nicht sogar wächst. Trotz 30jähriger Kolonisation sind wir nicht in der Lage, auch nur einen geringen Teil der Emigrantenmassen des Ostens nach Palästina zu führen. Gewiß: es lebt sich bereits recht angenehm in Palästina, aber Voraussetzung hierzu ist ein wohl gefüllter Beutel. Sich nur durch eigene Händekraft in Palästina eine Existenz zu gründen, ist heute noch so gut wie unmöglich.

Diese Tatsache, wenn man sie einige Zeit nach der Ankunft im Land, da der erste Begeisterungsrausch verflogen ist, konstatiert, macht zunächst einen niederschmetternden Eindruck. Ich war verzweifelt, als ich nach dem ersten Monat meines Hierseins zu der vollen Erkenntnis dieser Tatsache gelangte. Aber bevor man dann ein Urteil fällt, muß man sich erst zwei Fragen stellen:

einmal, wie verhält sich das Wenige des Erreichten zu den bisherigen Leistungen, und sodann, welches sind die Aussichten für die Zukunft?

Die Antwort auf jede dieser Fragen bedeutet einen Trost für den Schmerz über den im Verhältnis zum Ziel geringen Erfolg. Was die erste betrifft, so führt ein genaueres Bekanntwerden mit der bisher geleisteten Arbeit zu der Einsicht, daß auf Grund dieser Arbeit nicht mehr hat erreicht werden können, als es der Fall ist. Die Hauptarbeit der bisherigen Entwicklung ist die des Barons Edmund Rothschild. In diese Arbeit hat dieser große Mann gewiß an die 60, 70 Millionen hineingesteckt. Aber wer die Wirtschaft der Administratoren bis 1900 kennt, wer die ersten ungeheuren Schwierigkeiten, denen jede Kolonisation in einem seit Jahrhunderten verwahrlosten Lande begegnen muß, in ihrer ganzen Größe begreift, wer dazu die in diesem Fall noch ganz besondere Schwierigkeit hinzunimmt, die das Kolonistenmaterial, das Produkt einer jahrhundertelangen städtischen Entwicklung verursachen mußte, wer all das zusammenzählt, wird mit dem Erreichten sehr zufrieden sein müssen. Die judäischen Kolonien sind fast alle wirtschaftlich nun fest basiert, manchen geht es ökonomisch sehr gut, in Untergaliläa ist die Entwicklung ebenfalls eine recht günstige, und die unbefriedigenden Verhältnisse in Obergaliläa sind nicht derart, daß sie nicht in naher Zukunft durch Energie und Umsicht beseitigt werden können.

Und wie stellen sich die Aussichten für die Zukunft dar? Die heutige Kolonisation hat den Beweis erbracht, daß die jüdische Landwirtschaft in Palästina eine sichere und gute Zukunft vor sich hat. Auf Grund der gemachten Erfahrungen ist heute die Möglichkeit vorhanden, durch weit aus kleinere Bodenteile, als man sie früher für nötig erachtete, die Existenz von Bauernfamilien zu garantieren. Nur ist eins dabei nötig: eine Aenderung der Kolonisationsmethode. Nicht mehr auf kapitalistischer Grundlage basierende Pflanzerkolonien mit arabischen Arbeitern, sondern auf Ackerbau oder gemischter Wirtschaft und Hauswirtschaft ruhende Bauernkolonien, wo der Einzelne samt seiner Familie arbeitet. Auf diese Weise ist die Möglichkeit vorhanden, größere Massen in Palästina anzusiedeln, auf diese Weise auch die Garantie gegeben, daß der Boden des Landes von uns wirklich erworben wird. Die Behauptung Achad Haams, die Entwicklung der jüdischen Kolonisten habe bewiesen, daß die Heranbildung richtiger Bauern unmöglich sei, ist durch keinerlei Tatsachen belegt. Die Schuld daran, daß bisher dieser jüdische Bauer nicht herangewachsen ist, tragen ganz andere Momente als die innere Nichtqualifizierung des Juden: vor allem die verfehlte Behandlung durch die Administratoren des Barons, sodann die Plantationswirtschaft als Grundlage der Kolonisation; und in den untergaliläischen Ackerbaukolonien, die ja erst seit etwa 10 Jahren existieren, haben wir schon in der Tat zum Teil eine bäuerliche Lebensweise, und man kann die Entwicklung zum echten Bauerntypus hier bereits jetzt deutlich wahrnehmen. Man kann also, soweit über Dinge der Zukunft überhaupt sichere, apodiktische Aussagen möglich sind, die bestimmte Behauptung aufstellen, daß auf der Grundlage einer wahrhaft bäuerlichen Kolonisation die Ansiedlung größerer Judenmassen in Palästina durchaus möglich sein wird. Nötig sind natürlich vor allem große Geldmittel und sodann tüchtige, umsichtige Leitung des Ganzen.

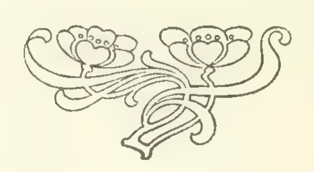
Neben der landwirtschaftlichen Kolonisation muß aber für die Zukunft immer mehr Gewicht auch auf die industrielle gelegt werden. Palästina ist heute ein Land ohne alle Industrie. Alle Verbrauchsgegenstände werden von Europa eingeführt: es ist klar, daß hier Platz vorhanden ist für die Entstehung einer reichen Industrie. Und nur diese wird imstande sein, wirkliche Judenmassen in Palästina anzusiedeln. Die Schaffung einer Industrie ist aber auch das einzige Mittel, um die Chalutahjuden zu modernen, arbeitsamen Menschen zu erziehen, um die Emigration der besten Kräfte des Chalutahjudentums aufzuhalten. Auf dem Gebiete der Industrie ist auch der Raum für die Entfaltung privater Initiative gegeben. Hier können energische, unternehmungskühne Kaufleute noch Großes schaffen.

*

So vermag ein Rückblick über die bisherige Entwicklung der Kolonisation, aber mehr noch ein Ausblick in ihre Zukunft über die — am Ziel gemessen — geringe Höhe des bisher Erreichten zu trösten und den einzelnen wieder mit Stärke und Hoffnung zu erfüllen. Es sind das die natürlichen Stadien der Entwicklung, die jeder Fremde

in den ersten Monaten seines Aufenthaltes in Palästina durchmacht. Vom Ausland, wo man ja meist so gut wie keine Vorstellung von den wirklichen Verhältnissen in Palästina hat, kommt man voll höchster Erwartungen hin, ist auch im ersten Monat begeistert über die neue, rein jüdische Welt, die sich da einem eröffnet. Wird man mit den tatsächlichen Zuständen näher vertraut, sieht man die starke Auswanderung, beobachtet man das Leben der Kolonisten, dann erkennt man, wie wenig noch erreicht ist und ist verzweifelt. Dringt man dann aber tiefer in die Materie hinein, studiert man die Geschichte der Kolonisation, hört man aus dem Munde der älteren Kolonisten von den Zuständen, die einst herrschten, dann tröstet man sich, beruhigt man sich durch die Erkenntnis, daß unter diesen Umständen das Erreichte einen beträchtlichen Erfolg bereits darstellt. Beginnt man aber dann, sich eingehender mit den Fragen der Kolonisation zu beschäftigen, beginnt man ruhig und nüchtern ihre Aussichten für die Zukunft zu prüfen, so zieht wieder Hoffnung in die Seele ein, und wenn man dann das Land verläßt, dann ist man wieder erfüllt von neuer Hoffnung und neuem Zukunftsglauben, der aber jetzt viel stärker und tiefer ist als der, den man draußen hatte, weil er nun auf der Kenntnis der realen Verhältnisse beruht. Ich war im ersten Monat meines Hierseins begeistert, im zweiten verzweifelt, im dritten resigniert-zufrieden und verließ das Land hundertfach gefestigter in meiner Ueberzeugung von der Realisation der zionistischen Ideale, als ich es vor meinem Herkommen war.

Es ist schon an der Zeit, die Fragen der jüdischen Kolonisation in Palästina nicht vom Standpunkt romantischer Träume und begeisterter Schwärmerei, sondern von dem der nüchternen, objektiven Erfassung der realen Grundlagen zu betrachten. Eine solche Betrachtung wird, so sehr sie alle sentimentale Begeisterung dämpfen wird, hierfür den Glauben an die glänzende Zukunft der Kolonisation in Palästnia umsomehr vertiefen und stärken. Man wird dann erkennen, welche eminenten Schwierigkeiten der Verwirklichung unserer Ideale im Wege stehen; aber man wird ebenso klar erkennen, daß energische Arbeit und aufopfernde Ausdauer zweifelsohne imstande sind, diese Schwierigkeiten zu beseitigen und das große weltgeschichtliche Ziel: die Lösung der Judenfrage im Judenlande, zu erreichen.



Die Schulen Palästinas.

I.

Die rein national-hebräischen Schulen.

Das Hebräische Gymnasium in Jaffa; das Gymnasium in Jerusalem; die Mädchenschule in Jaffa; die Koloniesschulen.

Von allem, was in Palästina bereits in der relativ kurzen Zeit der letzten 30 Jahre geschaffen worden ist, ist nichts so imposant und vollkommen, wie das palästinensische Schulwerk. Ich will nicht damit sagen, daß die Errichtung desselben schwieriger und mühevoller war als alles andere. Der Aufbau unserer Kolonien war sicherlich schwieriger gewesen. Aber dieses Schulwerk stellt die in sich vollkommenste Leistung dar. Das Neue, Originelle, das Palästina uns geben soll, kommt in den Schulen zum reinsten Ausdruck. Sie sind die palästinensischsten aller Palästinaprodukte, die klarste Manifestation dessen, was Palästina für das jüdische Volk werden soll. Die Kolonien haben es noch nicht vermocht, den jüdischen Bauern zu schaffen; aber die Schulen haben es bereits fertig gebracht, den neuen jüdischen Schüler heranzuziehen, eine neue jüdische Jugend heranzubilden, die sich von der Jugend des Diasporajudentums radikal und wesentlich unterscheidet.

Daß die Schulen dies zu erreichen vermochten, verdanken sie letzten Endes einem einzigen Umstand: dem Hebräischen, das ihre Unterrichtssprache ist. In diesem einen Momente konzentriert sich all ihre Bedeutung. Das Hebräische als Unterrichtssprache stellt das prinzipiell Neue dar, in dem sich diese Schulen von allen jüd. Schulen seit Jahrhunderten unterscheiden. Das Hebräische erst hat in diese Schulen jenen neuen Geist hineingetragen, der sie von allen anderen jüd. Bildungsstätten der Welt trennt. Mit dem Hebräischen als Unterrichtssprache steht und fällt ihre Bedeutung und ihr Wert. Ich betone: mit dem Hebräischen als Unterrichtssprache. Denn Hebräisch als Unterrichtsfach würde nichts Besonderes und Neues darstellen; es gibt unzählige jüdische Schulen auch außerhalb Palästinas, in denen das Hebräische gelehrt und gut gelehrt wird. Aber wie es die eigentliche historische Aufgabe Palästinas in der jüdischen Geschichte darstellt, daß dort das Judentum wieder zur Selbstverständlichkeit werden soll, so beruht das Wesen und der Wert der Schulen Palästinas darin, daß das Hebräische in ihnen etwas Natürliches ist, etwas, das man nicht lernt, sondern in dem man lehrt; nicht ein Fach unter anderen, sondern die Form, in der alles andere erlernt und erworben wird. Deshalb kann es bei der Klassifizierung und Bewertung der Schulen Palästinas nur einen Maßstab geben: das Postulat des Hebräischen als Unterrichtssprache. Je nach dem Grade, in dem dieses Postulat verwirklicht ist, haben diese Schulen größeren oder geringeren Wert. Das Hebräische in den palästinensischen Schulen ist nicht eine Frage unter anderen, sondern ist die Frage, die über ihren Wert, ihre Existenzberechtigung entscheidet.

*

Beginnen wir deshalb unseren Ueberblick über die Schulen Palästinas mit dem Hebräischen Gymnasium in Jaffa. Einmal ist dieses, was die Schülerzahl betrifft, die größte aller palästinensischen Schulen, ist auch, was die Gebäude und innere Einrichtung anlangt, die imposanteste aller palästinensischen Schulen und zudem — und dies ist der Grund, weshalb ich das Gymnasium an die Spitze des Schulwerks stelle — es ist diejenige Schule, in der das Postulat des Hebräischen im höchsten Grade erfüllt ist. Das Gymnasium in Jaffa war es gewesen, das in der breiten jüdischen Oeffentlichkeit zuerst energisch mit dem

Prinzip des Hebräischen als Unterrichtssprache aufgetreten ist, und wenn es auch heute eine große Zahl von Schulen in Palästina gibt, die nicht minder konsequent dieses Prinzip durchführen, so stellt doch auch heute noch das Gymnasium als die wissenschaftlich höchststehende Lehranstalt Palästinas den besten Beweis für die Realisierbarkeit dieses Prinzips dar.

Drei Maßstäbe sind es, nach denen man das Gymnasium beurteilen muß: der pädagogische, der wissenschaftliche, und — der religiöse.

Nehmen wir das Moment des Religiösen gleich zu Beginn vorweg, weil es dasjenige ist, über das bereits am meisten gesprochen und gestritten worden ist, sodaß darüber bereits die Meinungen sich wohl so ziemlich schon geklärt haben. Das Gymnasium in Jaffa ist nicht religiös; es ist nicht antireligiös; es ist religiös indifferent, neutral; es stellt sich zur Religion wie etwa sehr viele Simultanschulen in Deutschland: die religiöse Erziehung der Kinder wird den Eltern überlassen. Nun ist es klar — und darf ruhig zugegeben werden —, daß eine solche areligiöse Erziehung gewöhnlich zu antireligiösen Resultaten führt. Ja, in gewissem Sinne darf man überhaupt sagen, daß es in religiösen Fragen, zumal in puncto Erziehung, nur ein Entweder—Oder gibt; daß religiöse Neutralität so gut wie religiöse Negation ist. Darum — dies muß offen gesagt werden — ist das Gymnasium keine Schule für religiöse Eltern. Aber das will es garnicht sein. Das Gymnasium ist eine Schule, die, von areligiösen Lehrern gegründet und geleitet, auch nur für Eltern bestimmt ist, die auf die religiöse Erziehung ihrer Kinder keinen Wert legen. Wenn man dies einmal erkannt hat, wird man den Standpunkt gefunden haben, um dem Gymnasium gerecht zu werden. Man wird dann auch nicht mehr immer wieder über die Bibelkritik im Gymnasium in höchste Aufregung geraten. Im Gymnasium wird Bibelkritik gelehrt: das heißt Newiim und Ktubim; die Bibel selbst wird ganz so unterrichtet, wie in den meisten modernen jüdischen Schulen Rußlands: in pädagogischen Ausgaben und Lesebüchern. Der bibelkritische Unterricht ist natürlich religiös zu verwerfen; wie er pädagogisch zu bewerten ist, das zu entscheiden ist Sache der Pädagogen. Daß aber trotz der Bibelkritik die Schüler des Gymnasiums gute Kenner und begeisterte Verehrer der Bibel sind, bestätigen alle, die das Gymnasium kennen. Damit ist den Anforderungen eines rein nationalen Lehrprogrammes Genüge geleistet, und wer einmal weiß, daß das Gymnasium nur eine rein nationale Schule ist — und sein will, wird sich nicht weiter über die Bibelkritik aufregen. Denn daß areligiöse Lehrer ein Recht haben, eine Schule in ihrem Sinne zu leiten, daß areligiöse Eltern ein Recht haben, eine Schule nach ihrem Geschmacke zu unterhalten, wird wohl auch der Orthodoxeste nicht bestreiten wollen. Also lasse man von religiösem Standpunkt das Gymnasium unbehelligt und verwende — wenn man es religiös ablehnt — seine Energie darauf, andere, religiöse Gymnasien zu gründen.

Auf seinen wissenschaftlichen Wert hin gesehen, ist das Gymnasium vorzüglich. Was die Menge des Unterrichtsstoffes betrifft, die gelehrt wird, kann es sich mit jedem europäischen Gymnasium messen. Ja, man darf ruhig behaupten, daß in manchen Fächern — Naturwissenschaft, Geologie — im Gymnasium zu viel gelehrt wird und eine Herabminderung des wissenschaftlichen Pensums da garnicht schaden würde. Welche gewaltige Leistung aber damit vollbracht ist, daß das erste hebräische Gymnasium der Welt wissenschaftlich gleichwertig ist mit allen europäischen Gymnasien, wird nur der verstehen, der all die Schwierigkeiten kennt, die zu überwinden waren. Denn vom ersten Tage an wurden im Gymnasium alle Unterrichtsgegenstände ausschließlich in hebräischer Sprache gelehrt. Diese Lehrer mußten sich so erst ihre Sprache schaffen, mußten sich selbst ihre Lehrbücher verfassen; und es zeugt von bewundernswerter Begeisterung und Leistungskraft dieser Lehrer, wenn es ihnen — trotz so vieler anderen Schwierigkeiten — in so kurzer Zeit gelungen ist, aller Hindernisse Herr zu werden und das aufgestellte Ziel zu erreichen. In der Geschichte der jüdisch-nationalen Bewegung, die bereits heute von so vielen heroischen Leistungen unserer Willenskraft zu berichten weiß, stellt das Hebräische Gymnasium in Jaffa einen der herrlichsten Beweise dar für den großen Satz des großen Herzl: Wenn Ihr wollt, ist es kein Märchen.

Pädagogisch steht das Gymnasium noch nicht auf solcher Höhe, wie in wissenschaftlicher Hinsicht.[*] Hier wirken vor allem drei Momente in ungünstiger Weise: Zunächst das Schülermaterial. Die Schüler kommen meist aus Rußland und bringen jenen undisziplinierten Geist, jenen gering entwickelten Sinn für Präzision und Ordnung mit, der das russische Leben charakterisiert. Diese Mängel durch die Erziehung im Gymnasium zu beseitigen, fällt sehr schwer. Denn man vergesse nicht, daß die Eltern dieser Schüler meist auch an diesen Fehlern krankten, sodaß in vielen Fällen jene Zusammenarbeit von Schule und Haus, die in allen Schulen die Voraussetzung einer guten Erziehung darstellt, unmöglich oder doch sehr erschwert ist. So kommt es, daß die Disziplin und Ordnung im Gymnasium noch manches zu wünschen übrig läßt. Und — was nur eine Folge davon ist — das Verhältnis von Schülern und Lehrern ist noch nicht das, an das wir von Europa her gewöhnt sind. Genauer gesagt: — ich wiederhole hier die Worte eines Lehrers des Gymnasiums selbst — das Verhältnis der Lehrer zu den Schülern ist gut, das der Schüler zu den Lehrern aber nicht. Es fehlt bei aller Liebe, die die Schüler den Lehrern entgegenbringen, vielfach noch der Respekt, genauer gesagt: da es an innerlicher Verehrung nicht mangelt, das Bewußtsein der Distanz. Die Schüler vergessen zu oft, daß sie ja bei aller Tüchtigkeit doch nur Schüler sind; und gerade diese Erziehung zum Distanzbewußtsein, zur Unterordnung, zum Respekt auch im äußeren Verhalten ist eine dringende Aufgabe aller Erziehung, eine besonders dringende Aufgabe aber für die Erziehung dieser aus Rußland kommenden undisziplinierten Jugend.

Zu dem von diesem Gesichtspunkte gesehenen schwierigen Schülermaterial, das den wichtigsten Grund für die pädagogische Unvollkommenheit des Jaffaer Gymnasiums bildet, kommt noch ein anderes Moment hinzu: *das Fehlen eines Direktors*. Ich stehe nicht an, dies für einen schweren Mangel des Gymnasiums zu erklären. Das Prinzip der Kollegialität und Gleichberechtigung in allen Ehren: eine Schule muß einen Direktor haben, eine oberste Autorität. Eine Schule ohne Direktor ist ein Institut ohne Zentrum und deshalb in manchen Hinsichten ohne Einheitlichkeit und Harmonie. Der alljährlich aus dem Kreise der Lehrer neugewählte Direktor — er mag noch so tüchtig und energisch sein — ist kein Direktor im eigentlichen Sinne des Wortes. Er ist es weder den Lehrern noch den Schülern gegenüber. Man empfindet das, wenn man eine kurze Zeit im Gymnasium geweilt hat. Es fehlt die oberste Instanz, die Autorität, der sich alles fügt. Man mag sonst Republikaner oder Monarchist sein, für die Schule ist doch die konstitutionelle Monarchie die beste Verfassungsform. Nun darf man allerdings nicht vergessen, daß es außerordentlich schwierig ist, für dieses Gymnasium einen Direktor zu finden. Es müßte ein Mann sein, der alle Unterrichtsfächer beherrschte, da er bei der Festsetzung des Unterrichtsplanes das entscheidende Wort mitsprechen müßte, es müßte aber auch ein Mann sein, der den Lehrern gegenüber, die größtenteils keine gewöhnlichen Lehrer, sondern oft durch ihre öffentliche Tätigkeit führende Persönlichkeiten des jüdischen Lebens Palästinas sind, sich die nötige Autorität zu erringen wüßte: der Direktor des Jaffaer Gymnasiums müßte ein Großer in Israel sein, eine leitende Persönlichkeit der jüdischen Kultur. Kein Wunder, daß er sich bisher noch nicht gefunden hat. Ihn zu finden tut aber dringend not. Er erst wird das Gymnasium zu einem völlig einheitlichen, geschlossenen Gebilde machen.

Und noch ein drittes wirkt störend auf die pädagogische Seite des Gymnasiums: *der Mangel an Tradition*. Das Gymnasium ist die erste Schule ihrer Art; sie stellt einen ersten Typus dar, einen Anfang, und leidet am Fehler jedes Erstlingstypus: ihm fehlt die Tradition. Das, was für europäische Schulen als Resultat einer langen Entwicklung bereits fest herausgebildet ist, muß das Gymnasium sich selbst neu schaffen. Sowohl den Unterrichtsplan wie die Schulordnung wie die Prüfungsordnung und hundert andere Dinge muß es aus sich heraus neu festlegen. Es kann in den europäischen Schulen wohl Vorbilder sehen — und tut es —, aber es kann dennoch nichts sklavisch nachmachen. Es muß alles, was es übernimmt, seinen besonderen Verhältnissen anpassen. Und es ist daher nur natürlich, wenn heute, nach kaum

[*] Dabei lasse ich die Koedukation ganz außer acht. Denn die Fragen, die sich aus derselben ergeben, sind allgemein pädagogische Fragen und nicht spezielle des Jaffaer Gymnasiums.

zehnjähriger Existenz, solche Traditionen sich noch nicht fest und klar herausgebildet haben und vieles noch im Aufbau begriffen ist. Aber all dies sind Fehler, die das Gymnasium mit allen Anfängen teilt. Sie zu beseitigen, gibt es nur ein Mittel: die Zeit wirken lassen. Mit jedem Tag wird es besser werden.

Und nun noch ein Wort über den allgemeinen Geist, der im Gymnasium herrscht. Es läßt sich über diesen Geist nicht viel schreiben, man muß im Gymnasium gewesen sein, man muß unter den Jungen gelebt haben, um diesen Geist empfinden und verstehen zu können. Man muß aber auch diese Zöglinge des Gymnasiums gekannt haben, wie sie vor ihrem Eintritt ins Gymnasium waren, um die ganze Wandlung zu erkennen, die ihre neue Erziehung in ihnen bewirkt hat. Sie werden neue Menschen im Gymnasium. Diese engbrüstigen, bleichsüchtigen, blutarmen Produkte des jüdischen Ghettos Osteuropas mit ihrer erschreckenden Frühreife, mit ihrem ungesunden Intellektualismus, mit ihrem krankhaften Ernst werden hier zu gesunden, kräftigen, rotwangigen Jungen, die aufrecht marschieren, leidenschaftlich Sport treiben und mit Begeisterung lustige Lausbubenstreiche anstellen. Und wie ihr Körper gesundet, so auch ihr Geist, ihre jüdische Psyche. Als hoffende, begeisterte Jungen wachsen sie heran, die ihre Aufgabe kennen. Sie sind sich ihres Wertes bewußt; sie wissen, was es heißt, Schüler des ersten hebräischen Gymnasiums in Palästina zu sein, und sie sind entschlossen, die Hoffnungen, die das jüdische Volk auf sie setzt, zu erfüllen. Es ist eine im besten Sinne erhebende und begeisternde Atmosphäre und Lebensstimmung, von der das Gymnasium beherrscht wird. Vielleicht wird manchem die Begeisterung, in der die Schüler leben, als zu stark, als übertrieben erscheinen. Das Hedad schwebt ihnen immer auf der Zunge. Aber es schadet nichts. Diese Jungen sollen zu Kämpfern erzogen werden, sie sollen die Garde im Kampfe um unsere Befreiung bilden; ihnen muß die Begeisterung fürs Judentum zum Inhalt ihres Lebens werden; und so sehr die Erziehung im Gymnasium nach manchen Seiten hin noch Mängel und Fehler hat, in diesem Punkte — davon sind alle, die jemals im Gymnasium waren, überzeugt —, erfüllt es seine Aufgaben voll und ganz. Die Jungen und Mädel, die aus ihm hervorgehen, werden — nehmt nur alles in allem — begeisterte Söhne und Töchter ihres Volkes werden; sie werden damit aber auch edle und gesunde Menschen sein.

*

Ich habe das Gymnasium so eingehend besprochen, weil es einen Typus darstellt, den Typus der rein hebräischen, rein nationalen Schule Palästinas; und ich kann in diesem Rahmen nur die Typen der palästinensischen Schulen charakterisieren —. In die Kategorie dieser Schulen gehören nun noch eine große Zahl anderer.

Neben dem Gymnasium in Jerusalem, dessen Existenz bereits gesichert ist, das eine vielversprechende Entwicklung nimmt und sich vom Jaffaer auch in religiöser Hinsicht unterscheidet, indem es religiös-gemäßigter ist als jenes, das aber noch nicht genügend abgeschlossen und fertig ist in seiner Tendenz und Entwicklung, als daß ich es eingehender zu beschreiben brauchte, neben diesem Jerusalemer Gymnasium sei hier vor allem die vom Odessaer Komitee unterhaltene Mädchenschule in Jaffa (beth-sefer lebanoth) genannt, an die sich seit zwei Jahren ein Lehrerinnenseminar angliedert. Man kann diese Schule als die zweifellos beste Schule Palästinas bezeichnen, als eine Schule, die in ihrer pädagogischen Vollkommenheit auch für europäische Verhältnisse einne Musterschule wäre. Diese Schule, in ihrem wissenschaftlichen Pensum etwa einer deutschen Mittelschule entsprechend, hat bereits viele der Mängel des Gymnasiums überwunden. Vor allem: sie hat einen Direktor, der schon durch seine Persönlichkeit die hervorragende Qualität der Anstalt garantiert; und um diesen Direktor gruppiert sich ein Kreis von Lehrern, die zu den ältesten und besten Pionieren des hebräischen Schulwerks in Palästina zählen; und ferner: sie hat bereits Tradition als — neben der Allianceschule — älteste Schule Jaffas. Wer die außerordentliche Sauberkeit und Präzision wahrgenommen hat, mit der die Mädchen dieser Schule sich kleiden, wer das ruhige, bescheidene, wohlerzogene Benehmen dieser Schülerinnen bemerkt hat und weiß, aus welch ärmlichen Kreisen sie stammen, wird erst den Wert und die Größe der Erziehungsarbeit bemessen können, die hier

vollbracht worden ist. Und was den palästinensischen Schulen, besonders den Volks- und Mittelschulen und ganz besonders den Mädchenschulen, nottut, ist vor allem Erziehung der Zöglinge. Auf sie ist unbedingt mehr Wert zu legen als auf das Maß des Wissens, das ihnen beigebracht wird. Denn was wir in Palästina brauchen, sind gesunde, wohlerzogene Menschen, nicht lebende Lehrbücher und Enzyklopädien. Und darum stellt die Mädchenschule in Jaffa ein Vorbild für sämtliche Schulen Palästinas dar und wird auch als solches im ganzen Lande anerkannt.

Es bleibt mir noch übrig, ein Wort über die Kolonieschulen zu sagen, die gleichfalls in diese Kategorie der reinen national-hebräischen Schulen einzureihen sind. Diese Schulen, die in ihrem Werte sehr verschieden sind, — neben sehr guten wie in Rischon le Zion und Rosch Pinah sehr mangelhafte wie in manchen untergaliläischen Kolonien — vor allem auch in ihrem Lehrprogramm ziemlich variieren, haben fast alle einen großen Mangel: sie sind keine Kolonieschulen, keine Dorfschulen. Noch haben wir in Palästina nicht den Typus der jüdischen Dorfschule geschaffen, vielleicht darum, weil wir noch nicht den Typus des jüd. Bauern herangezogen haben. Das eine Große bringen die Kolonieschulen bereits fertig: sie erziehen ihre Schüler für Palästina: die Zeit, da die Schulen zur Auswanderung erzogen, ist vorbei. Bei dem streng nationalen Geiste, von dem auch diese Schulen meist beherrscht sind, bei der Begeisterung, von der die meisten ihrer Lehrer getragen werden, haben sie das Ziel bereits erreicht, in den Kindern die Liebe für das Kolonisationswerk zu erwecken und sie zur Seßhaftigkeit in den Kolonien zu erziehen. Was fehlt, und was zu erreichen die dringendste Aufgabe dieser Schulen darstellt, ist, die Kinder nun auch zu Bauern zu erziehen, die sich nicht scheuen, selbst intensiv und schwer zu arbeiten. Die Lösung dieser Aufgabe wird Hand in Hand gehen mit der allgemeinen Entwicklung der Kolonien. In dem Maße, als die Kolonisten Palästinas immer mehr zu wahrhaften Bauern werden, werden sich auch die Kolonistenschulen zu richtigen Dorfschulen entwickeln. Und ebenso, wie man das Heranwachsen der jüd. Bauern heute bereits deutlich wahrnehmen kann, ist auch die Tendenz deutlich bemerkbar, die die Kolonieschulen immer mehr zu Dorfschulen werden läßt.

Damit ist die Uebersicht über die erste Kategorie der palästinensischen Schulen beendet. Es sind die in ihrer Art neuesten und geschlossensten Schulen, die ich hier besprochen habe. So viele Mängel sie auch besitzen, so große Aufgaben sie noch zu bewältigen haben werden, so — alles in allem — groß und imposant ist die Leistung, die in ihnen vollbracht worden ist. Wenn man aber die volle Größe des Werkes kennt, das hier geschaffen worden ist, wird man auch davon abkommen, sie immer nur zu bekritteln und anzugreifen und stets auf ihre noch vorhandenen Fehler hinzuweisen. Der Respekt und die Bewunderung vor den Männern, die unter Einsetzung ihrer gesamten Lebensarbeit dieses Werk vollbracht haben, sollte all die, die mit diesen Schulen nicht einverstanden sind, zu der Erkenntnis bringen, daß solchen Männern und solchen Leistungen gegenüber eigentlich nur eine Art der Kritik erlaubt ist: die der positiven, aufbauenden, schöpferischen Kritik. Hingehen und Besseres schaffen! das ist das einzige, was die tun können, die diese Schulen ablehnen. Der wahrhaft Tüchtige hat noch nie den Wettkampf gefürchtet. Feige aber ist es, die großen Leistungen anderer herabzusetzen und zu bekritteln, ohne selbst die Kraft zu haben, Besseres oder auch nur Gleichwertiges an ihre Stelle zu setzen.

II.

Die national-religiösen Schulen.

Tachkemoni in Jaffa; Cheder-Thora in Jerusalem; Kolonieschulen der „Freien Vereinigung für die orthodoxen Interessen des Judentums."

Neben den konsequent hebräischen rein nationalen Schulen steht eine Kategorie von Schulen, die nicht minder konsequent das Hebräische als Unterrichtssprache haben, auch von einem streng nationalen Geiste beherrscht sind, dabei aber die religiöse Seite der Erziehung stark betonen und auf streng traditionellem Boden stehen.*) Diese Kategorie von Schulen hat keine so weithin bekannten Anstalten aufzuweisen wie das Jaffaer Gymnasium, kann sich auch keiner so vortrefflich organisierten und ausgebildeten Schule wie die Jaffaer Mädchenschule rühmen; die national-religiösen Schulen wirken still und bescheiden, haben aber dabei eine große Bedeutung, eine Bedeutung, die meiner Ueberzeugung nach für die zukünftige Entwicklung des palästinensischen Schulwerks noch sehr stark zunehmen wird. Denn dem Schulwerk Palästinas steht für die Zukunft eine große Aufgabe bevor: die Gewinnung der Jugend des Chalukahjudentums.

Ich habe in meinen Briefen über Jerusalem bereits die ganze abgrundtiefe Kluft geschildert, die den alten „Jischub" von neuem trennt, und habe gezeigt, daß an diesen gefährlichen und beklagenswerten Zuständen sich seit dem Beginne unserer Tätigkeit in Palästina bis zum heutigen Tage nichts gebessert hat. Hier Wandel zu schaffen, ist eine der dringendsten Aufgaben unserer Arbeit. Denn es ist sinnlos, daran zu arbeiten, Möglichkeiten für neue Emigranten zu schaffen, während im Lande ca. 80,000 Chalukahjuden beschäftigungslos sich durchhungern. Um aber diese Chalukahjuden zur Arbeit und Aktivität und damit zur modernen Bildung zu erziehen, dazu sind neben Werkstätten und Fabriken Schulen nötig, vor allem Schulen, die unmittelbar zur Arbeit ausbilden, also Handwerkerschulen, landwirtschaftliche Erziehungsanstalten u. a. Diese Schulen müssen aber derartig sein, daß sie das Vertrauen des Chalukahjudentums gewinnen können, also streng religiös. Ihre Leiter müssen Männer sein, zu denen die Chalukahjuden Zutrauen besitzen und ihr Programm so, daß sie nicht unter den Cherem fallen. Weil aber die Gewinnung des Chalukahjudentums eine der vornehmsten Aufgaben unserer Tätigkeit ist, werden die national-religiösen Schulen für die Zukunft immer zahlreicher, stärker und bedeutsamer werden.

*

Die bekannteste der heute vorhandenen national-religiösen Schulen ist die Tachkemonischule. Diese Schule, deren Gründung vom Misrachi ausging, sollte ein Gegenstück zum Jaffaer Gymnasium werden, ein traditionelles hebräisches Gymnasium. Mit großen Absichten und stolzen Hoffnungen ist der Tachkemoni begründet worden; allmählich wurde es stiller und stiller um ihn, und heute durchfährt die verantwortlichen Männer ein unangenehmes Gefühl, wenn sie nur den Namen hören. Die bisherige Entwicklung des Tachkemoni — das darf und soll heute offen erklärt werden — hat mit einem totalen Mißerfolg geendet. Abgesehen von manchen Chedorim, die aber gar nicht den Namen Schule beanspruchen, und einigen

*) Zu dieser Kategorie zähle ich natürlich nicht die Chedorim und Jeschibahs, die wohl religiös, auch unbewußt national sind, aber nicht Hebräisch, sondern Jargon als Unterrichtssprache haben; zu dieser Kategorie zähle ich auch nicht die Hilfsvereinsschulen, die nicht streng hebräisch sind. Ich behandle diese seltsam uneinheitlich in allen Farben schillernde Schulen des Hilfsvereins als eine Kategorie für sich. (s. Artikel III.)

Allianceschulen, die auch kaum mehr als moderne Schulen zu bezeichnen sind, ist der Tachkemoni wohl die desorganisierteste Schule ganz Palästinas. Der Direktor der Schule — der sie vor kurzem allerdings bereits verlassen hat — lebte mit den Lehrern in Streit, war mit dem Schulkomitee in Jaffa verzankt, war mit den Eltern überworfen; das Schulkomitee in Jaffa lag in den Haaren mit dem Komitee in Frankfurt; kurzum: eine totale Desorganisation hatte eingerissen. Daß unter solchen Umständen keine gedeihlichen Resultate erzielt werden konnten, ist klar. Der wissenschaftliche Unterricht ist schlecht. Nicht nur steht der Tachkemoni, was sein Wissenschaftspensum betrifft, nicht auf der Höhe eines Gymnasiums — man wagt es heute auch garnicht mehr, ihn als Gymnasium zu bezeichnen —, er hat nicht einmal den Rang einer Mittelschule. Aber nicht nur die profanen Fächer, auch die jüdischen Unterrichtsgegenstände befinden sich im Argen. Nicht nur in den Chedorim des alten Jischub, auch in den Schulen der „Freien Vereinigung“, auch im „Cheder Thora“ in Jerusalem lernen die Schüler viel mehr und viel besser Talmud als im „Tachkemoni“. Und mit der pädagogischen Seite ist es noch schlimmer bestellt wie mit der wissenschaftlichen. Es ist für einen Europäer erschreckend, wenn er in die Schule tritt, und diese unsauberen, ungewaschenen, ungekämmten, in den schmutzigsten Kleidern herumlaufenden Jungen sieht. Man sage nicht: Das arme Milieu, dem sie entstammen, sei schuld daran. Eine gut geleitete Schule vermag selbst diese Jungen an Sauberkeit zu gewöhnen. Die Schwestern dieser Jungen besuchen meist die Mädchenschule des Odessaer Komitees. Man schaue die dürftig, aber doch sauber und ordentlich gekleideten, wohlgewaschenen und frisierten Mädels an und wird verstehen, was eine gute Schule hier erreichen kann. Gewiß ist es schwerer, diese den ärmlichsten Verhältnissen entstammenden Jungen zur Sauberkeit und Ordnung zu erziehen, als die Schüler eines Frankfurter Westendgymnasiums. Aber gerade weil es so schwer ist, tut es not, lieber auf manchen Wissensstoff zu verzichten und den Kindern Ordnung und Reinlichkeit anzugewöhnen. Die meisten Schulen Palästinas lassen in diesem Punkt noch zu wünschen übrig; aber überall merkt man doch den Versuch, diese dringende Erziehungsarbeit zu leisten; im Tachkemoni scheint man es noch gar nicht begriffen zu haben, daß hier überhaupt eine wichtige Erziehungsarbeit der Schulen vorliegt.

Es hat keinen Wert, viel über die inneren Verhältnisse des Tachkemoni zu sprechen, weil der schlechte Zustand, in dem er sich befindet, heute allgemein zugestanden wird. Wichtig ist es aber, nach den Ursachen dieses Mißerfolges einer jahrelangen mühevollen Arbeit zu fragen. Diese Ursachen — abgesehen von den allgemeinen Schwierigkeiten, denen jede neue Schule in Palästina begegnet — lassen sich alle auf eine einzige zurückführen: auf den Mangel geeigneter Lehrkräfte und vor allem eines geeigneten Leiters. Solche Versuche wie der Tachkemoni hängen sehr oft von einer einzigen Persönlichkeit ab: vom Direktor. Ein tüchtiger Direktor findet auch die geeigneten Lehrkräfte. Es handelt sich hier nicht darum, ob der Mann, der bis vor kurzem Leiter des Tachkemoni war, an sich tüchtig ist oder nicht. Er mag sonst der tüchtigste Mann und Lehrer sein, für seine Aufgabe war er nicht die geeignete Persönlichkeit. Und deswegen: wenn jetzt der Tachkemoni vom Misrachi übernommen worden ist, so hat der Misrachi, wenn er die Schule reorganisieren will, vor allem für eines zu sorgen: einen tüchtigen Direktor zu beschaffen. Gelingt dies, so ist fast alles gewonnen, vorausgesetzt natürlich, daß das nötige Geld da sein wird. Dann wird der Tachkemoni sich erst zu dem zu entwickeln beginnen können, was er von Anbeginn an hat werden wollen und durch verschiedene Mißgriffe leider nicht geworden ist: eine gute moderne, hebräisch-nationale Schule auf traditioneller Basis. Auf eines allerdings soll man jetzt beim Beginn der Reorganisierung verzichten: auf das hohe Ziel, ein zweites Gymnasium zu schaffen. „Tofasta merubah, lo tofastah!“ (hast Du zu viel ergriffen, so hast Du nichts ergriffen) sagen unsere Weisen. Soll einmal vorderhand der Tachkemoni eine gediegene Mittelschule werden; aus einer guten Mittelschule ein Gymnasium zu machen, ist immer möglich. Wenn man aber aus dem Wrack, das der Tachkemoni jetzt darstellt, gleich ein stolzes Gymnasium aufbauen will, so wird der [illegible] zu leicht wieder in sich [illegible] müssen.

*

Was der Tachkemoni trotz des Interesses und der Unterstützung weiter Kreise nicht vermochte, brachte eine kleine, stille Schule in Jerusalem fertig, die noch nie die Werbetrommel geschlagen, von der kein Mensch außerhalb Palästinas etwas weiß, und die doch in ihrer Art eine äußerst bedeutsame, vielleicht bahnbrechende Leistung darstellt: ich meine den Cheder-Thora in Jerusalem. Dieser Cheder-Thora unterscheidet sich schon in der Art seiner Gründung vorteilhaft von den meisten anderen Schulen Palästinas: Keine fremde Organisation hat ihn ins Leben gerufen, kein „welthistorisches Ziel" sollte durch ihn realisiert werden, und nicht einmal „den Beginn einer neuen Epoche im Leben des palästinensischen Judentums" wollte er darstellen. Eine Anzahl angesehener, streng frommer, aber mit Verständnis für die Notwendigkeit moderner Bildung begabter Baalebatim in Jerusalem trat zusammen und beschloß, aus eigenen Mitteln eine Schule zu gründen, die auf streng religiöser Basis doch ihren Kindern auch eine gute allgemeine Bildung geben soll. Diese Privatinitiative, der die Schule ihre Entstehung verdankt, beweist am besten, wie stark das Bedürfnis nach einer solchen Schule war. Das Projekt wäre wie hundert andere bald gescheitert, wenn die Gründer nicht das Glück gehabt hätten, einen Mann als Direktor zu gewinnen, den gewissermaßen die Vorsehung für diese Aufgabe vorherbestimmt und geschaffen hat. Als er die Leitung der Schule übernahm, trat man ihm von beiden Seiten mit stärkstem Mißtrauen entgegen: die modernen Lehrer erklärten seinen Versuch, eine moderne Schule auf der Basis des alten Cheder zu gründen, für verfehlt und aussichtslos; und die Frommen hielten die Schule für ein Mittel, sie zu betören: nach außen hin ein frommer Cheder, de facto aber eine moderne „apikorsische" Schule. Der Leiter der Anstalt begann sein Werk; zur Verfügung standen ihm die denkbar knappsten Geldmittel (die Schule wird zum größten Teil von den Schulgeldern der Eltern erhalten, eine in Palästina fast einzig dastehende Tatsache, die von der starken Anhänglichkeit der Eltern an die Schule zeugt). Heute, nach etwa 3 Jahren, ist er bereits so weit, daß seine Schule von allen rückhaltlos anerkannt wird. Leute vom ungarischen Kollel senden ihre Kinder in die Schule, und der „Merkas hamorim" fördert ihn durch finanzielle Zuwendungen. Die Schule stellt einen modernisierten Cheder dar (natürlich wird alles nur im Hebräischen unterrichtet); der größte Teil der Unterrichtsstunden wird für Bibel und Talmud aufwandt: trotzdem gibt sie ihren Schülern eine Profanbildung, die für eine gute Volksschule völlig ausreicht und sich mit dem Wissensstoff, den die meisten anderen palästinensischen Schulen ihren Zöglingen vermitteln, wohl messen kann. Im letzten Jahr wurde auch eine fremde Sprache — deutsch — als fakultativ eingeführt, und der Leiter der Schule hegt die feste Ueberzeugung, daß er in 3—4 Jahren seinen an Tanach und Gemarah geschulten und geistig entwickelten Jungen ebensoviel Deutsch beibringt, als es die Hilfsvereinschulen mit ihrem achtjährigen Pensum fertig bringen.

Die Bedeutung dieser Schule ist die denkbar größte. Solche Schulen können und werden die Brücke bilden, die uns mit dem alten Jischub verbinden wird. In solche Schulen und nur in solche werden wir die Kinder der Chalukahjuden hereinbekommen, und haben wir erst einmal 30 Proz. der Jugend des Chalukahjudentums in solchen streng religiösen, dabei aber durchaus nationalhebräischen Schulen herangezogen, dann ist die Kluft zwischen altem und neuem Jischub beseitigt. Darum stehe ich nicht an, dem Cheder-Thora eine bahnbrechende Bedeutung zuzusprechen. Nicht eine einzige solche Schule, sondern ein Dutzend solcher Anstalten müssen wir in Jerusalem haben. Statt dessen aber muß die einzige Schule dieser Art mit einem Budget von 9000 Mark kümmerlich ihre Existenz fristen, muß ohne eigenes Heim sich in allen zufällig leerstehenden Gebäuden Unterkunft suchen und viermal im Jahre Umzug halten. Für alle möglichen und unmöglichen Anstalten in Palästina ist Geld da; Institute, die gar nicht existieren und nie existiert haben, beziehen Tausende von Francs alljährlich; für diese vom nationalen wie religiösen Standpunkt gleich bedeutsame Schule aber stiftet kein Mensch einen Groschen. Es scheint fast in der Tat, als ob es in palästinensischen Anstalten nicht auf den inneren Wert, sondern auf die Geschicklichkeit der Reklametrommel ankäme. Vielleicht, daß sich nächstens doch noch der Mann oder die Organisation findet, die dem schwer um die Existenz seiner Schule

kämpfenden Direktor und Lehrerkollegium hilfreich beispringt und ihnen die finanziellen Mittel zur Verfügung stellt — sie brauchen keineswegs bedeutend zu sein —, die die ungehemmte, freie Entwicklung und Entfaltung dieser bahnbrechenden Schule ermöglichen werden.

*

Und nun zu der Gruppe der Schulen, die zweifellos auch in diese Kategorie der hebräischen, nationalen, streng religiösen Schulen gehört, obwohl man manchmal Zweifel hegen möchte, ob diese Klassifizierung zu recht erfolgt: zu den Schulen der „Freien Vereinigung für die orthodoxen Interessen des Judentums". Ich sage, man kann manchmal Zweifel hegen, ob diese Schulen in diese Kategorie hineingehören, denn was sie vor allem charakterisiert, ist ihre innere Uneinheitlichkeit, das Schwankende und Unklare ihrer Physiognomie. Der Geist, der diese Schulen beherrscht, stellt ein unorganisches Gemenge dreier Elemente dar.

Das erste Element trägt die „Freie Vereinigung" hinein. Als diese daran ging, ihr Schulwerk aufzurichten, tat sie es mit dem ausgesprochenen Willen und offenkundigen Anspruch, in den Kolonien Palästinas als Retter in der Not aufzutreten, als Retter der durch die rein nationalen Schulen gefährdeten Religion. Es ist eine Frage für sich, ob die Religion der Kolonistenjugend wirklich gefährdet war, eine andere Frage, ob, wenn das der Fall ist, es den Schulen der „Freien Vereinigung" gelingen wird, diese Gefahr für die Dauer abzuwenden. Genug: den Leitern der „Freien Vereinigung" erschien es so, als ob die Religion in den palästinensischen Kolonien in Gefahr sei und es ihre Pflicht sei, rettend, helfend einzuspringen. So kam es ihnen wohl vor allem darauf an, religiöse Schulen zu gründen; und religiös in ihrem Sinne, das heißt im Sinne der separatistischen Orthodoxie. Man mußte aber bald erkennen, daß für dieses spezifisch geartete Gewächs der palästinensische Boden sich schlecht eigne, daß in den Kolonien weder Raum noch Verständnis für Trennung und Trennungsgeist vorhanden war, und mußte so Konzessionen an das Nationale machen. Damit war das zweite — dem ersten wenig homogene — Element in die Schulen hineingedrungen. Hinzu kam noch ein drittes. Der größte Teil der Lehrer dieser Schulen besteht aus „Melamdim" der Jerusalemer Talmud Thoras. Modern gebildete Lehrer, die den religiösen Ansprüchen der „Freien Vereinigung" genügen, findet sie nicht in Palästina, und so muß sie ihr Lehrmaterial aus diesen Jerusalemer „Melamdim" nehmen, die oft zwar gute Melamdim, immer aber schlechte Lehrer sind. So setzt sich der Geist dieser Schulen aus drei Elementen zusammen: separatistische Orthodoxie, nationaler Hebraismus und Jerusalemer Chalukahjudentum.

Daß die Verbindung, die dabei herauskommt, nichts Einheitliches sein kann, ist klar. Man merkt dies den meisten Schulen schon äußerlich an. Man weiß meist, wenn man sie betritt, nicht recht: Sind sie Schulen oder Chedorim? Der Lehrer ist meist ein typischer Jerusalemer „Melamed", der sich denn auch ganz so geriert, wie er es von seinem „Cheder" her gewohnt ist. Vor ihm liegt aber stets ein modernes Klassenbuch, von dem man aber den Eindruck hat, daß es zu diesem keifenden, sich heftig schüttelnden, oft ohne Rock und Kragen unterrichtenden „Melamed" schlecht paßt. Die Schüler werden zwar von dem aus Deutschland stammenden Direktor der Schulen zu Ordnung und Präzision zu erziehen versucht, ist aber der Direktor weit weg, dann schütteln sie sich, schreien und kreischen und verfallen wieder in ihre Unmanieren, ganz wie im Cheder. Dieselbe Uneinheitlichkeit gilt auch in Bezug auf die Grundlagen dieser Schulen. Man unterrichtet zwar hebräisch, aber in aschkenasischer Aussprache; ohne jeglichen logischen Grund, lediglich, weil die Lehrer fast alle Jerusalemer Chalukahjuden sind, und man sich scheut, in der Sprache ganz und gar den anderen „apikorsischen" Schulen zu gleichen. Und ebenso steht es mit der Tendenz der Erziehung: Man kann sich zwar nicht ganz dem Einfluß des nationalen, solidarischen neupalästinensischen Judentums entziehen, aber man bemüht sich, doch hie und da Tropfen des Trennungsgeistes in die Seelen der Kinder zu träufeln; man deutet ihnen an, daß sie mit den anderen, die Jcaschule besuchenden Kindern nicht spielen sollen. Natürlich tun sie es doch; genau so, wie sie draußen auch, größtenteils schon während der Schulzeit, später aber alle die sephardische Aussprache akzeptieren.

Die Prinzipien des Trennungsgeistes lassen sich eben nicht nach Palästina verpflanzen. Die Kraft des Nationalen ist stärker als alles. Deshalb täte man gut daran, alle — ja nutzlosen — Versuche, Frankfurter Geist nach dem gesunden Palästina zu importieren, zu unterlassen. Denn was praktisch dabei herauskommt, ist nur das: man verscherzt sich die Sympathie der öffentlichen Meinung in Palästina. Die Schulen der „Freien Vereinigung" sind sehr unbeliebt, ja teils verhaßt, in Palästina; und nicht etwa nur in Tel-Awiw, auch in den Kolonien, auch in Jerusalem. Und der Grund ist nicht etwa der, daß sie orthodox sind. Auch der Tachkemoni ist orthodox: trotzdem feindet ihn niemand an; im Gegenteil: alle Welt wünscht aufrichtig, daß er eine gesunde Entwicklung nehme. Auch der Cheder-Thora ist orthodox; trotzdem ist er allgemein geschätzt und beliebt, und der „Merkas hamorim" fördert ihn. Der Grund für die Unbeliebtheit der Schulen der „Freien Vereinigung" ist der separatistische Geist, der noch teilweise an ihnen klebt. Wäre dieser nicht da, diese gut organisierten, ihrem Unterrichtsplane nach recht zweckmäßig ausgestalteten Schulen wären geachtet und beliebt. Allerdings müßte noch in einem anderen Punkte eine Aenderung erfolgen; aber diese würde mit der Ueberwindung der separatistischen Traditionen von selbst kommen: die Schulen dürften nicht nur den Charakter von Konkurrenzanstalten tragen, die nur dazu gegründet zu sein scheinen, den anderen bestehenden zu schaden. Denn wenn dem nicht so wäre, ist es nicht zu begreifen, warum die „Freie Vereinigung" ihre Schulen in allen Kolonien gründet, auch da, wo keinerlei Bedürfnis nach ihnen besteht, dagegen in den Städten, vor allem in Jerusalem, Tiberias, Safed, wo solche Schulen dringend nottun, keine einzige bisher eröffnet hat. Hier, in diesen Städten zu wirken, das Chalukahjudentum zu modernisieren, das wäre die eigentliche Aufgabe der „Freien Vereinigung". Allerdings müßte man dann die Geste des rettenden Engels ablegen, die letzten Reste von Separationsgeist tilgen und sich dazu verstehen, wie alle anderen Organisationen schlicht und bescheiden positive Arbeit zu leisten. Ob die „Freie Vereinigung" allerdings so bald zu dieser Erkenntnis gelangen wird, möchte ich bezweifeln. Einmal wird sie dazu, unter dem Zwang der Verhältnisse, kommen müssen. Wer weiß aber, ob es dann nicht zu spät und sie von anderen Organisationen bereits überholt und verdrängt sein wird?

*

Es ist vorderhand noch keine große Zahl von Schulen, die ich in dieser religiös-nationalen Kategorie aufzählen konnte. Ich bin aber überzeugt, daß diese Zahl stark wachsen wird. Denn — trotz allem Gezeter über die antireligiöse Entwicklung Palästinas — der national-religiösen Schule gehört die Zukunft in Palästina. Noch sind die meisten der bestehenden Schulen Intelligenzschulen. Sollen erst einmal die Massen des Chalukahjudentums erwachen, soll erst einmal eine Generation von gesunden, wahren Bauern herangewachsen sein, und man wird sehen, wie die national-religiöse Schule die eigentliche Volksschule Palästinas werden wird. Denn wie immer auch eine dünne Oberschicht der Intelligenz religiös gesonnen sein wird, die Masse des Judentums auch in Palästina wird national-religiös sein. Auch in Palästina? höre ich die ängstlichen orthodoxen Sorgenpropheten fragen. Gerade in Palästina! antworte ich. Denn darüber dürfen wir uns heute schon klar sein: Neben allem anderen, neben dem jüdischen Volkstum, neben der jüdischen Sprache, neben der jüdischen Kultur wird auch die jüdische Religion in Palästina zu neuem, schöpferischem Leben erwachen.

III.

Die Schulen des „Hilfsvereins der deutschen Juden“.[*]

Als ich zur Lämelschule kam, sah ich über dem Hauptportale zwei Aufschriften: rechts „beth sefer lämel“ und links Lämelschule. Als ich in die Schule hineinging und ins Direktorzimmer trat, wurde mir mein „Schalom“ mit einem lauten „Guten Tag“ beantwortet. Ich besuchte verschiedene Unterrichtsstunden und wußte nie: bin ich nun in einer deutschen oder einer hebräischen Schule? Meist wurde der Unterricht deutsch erteilt, zuweilen aber auch hebräisch und alles ohne bestimmten Plan. Die Klassenbücher waren doppelt angelegt: jede Seite war rechts hebräisch, links deutsch; die Stundenpläne ebenso; desgleichen waren alle offiziellen Mitteilungen und Formulare zweispaltig abgefaßt. Die Lehrer sprachen zu den Schülern deutsch, die Schüler antworteten — gezwungen und gequält — auch deutsch; wandte der Lehrer aber für einen Augenblick seine Blicke ab, so schwärten sie froh und heiter unter sich hebräisch. In der Pause trat ich im Schulhofe auf eine Gruppe zu, in der der Direktor, ein angesehener Lehrer von der „hebräischen Richtung“ und ein Seminarist standen. Die Unterhaltung zwischen diesen dreien ging nun folgendermaßen vor sich: Der Direktor sprach zum Lehrer wie zum Schüler deutsch; der Schüler antwortete dem Direktor wie dem Lehrer hebräisch; der Lehrer unterhielt sich mit dem Direktor — deutsch, mit dem Schüler — hebräisch. Ich trat heran und grüßte: natürlich mit einem hebräischen Schalom. Der Lehrer wie der Schüler erwiderten: Schalom, der Direktor aber sagte: Guten Morgen. Da war ich denn bereits am ersten Morgen meines Besuches in der Lämelschule über das „System“ der Hilfsvereinsschulen und über das Verhältnis von Deutsch und Hebräisch, das in ihnen herrscht, im klaren.

Ueber das System? Alles andere eher als System ist's zu nennen. Die absolute Systemlosigkeit, die höchste Uneinheitlichkeit, ein an einen Chaos grenzendes Durcheinander beider Sprachen ist es, was das Hilfsvereinsschulwerk charakterisiert. So absolut jeder Logik bar, so lächerlich planlos ist das Verhältnis von Hebräisch und Deutsch in diesen Schulen, daß man es zunächst gar nicht begreifen kann, wie solches sich entwickeln konnte: erst wenn man sich in das Wesen und in die Ziele der Arbeit des „Hilfsvereins der deutschen Juden“ vertieft und zugleich die taktischen Prinzipien seiner Politik — d. h. der Politik des Direktors der Schulen — erfaßt, kann man dieses sinnlose Durcheinander verstehen.

Was ist der „Hilfsverein der deutschen Juden“? Zunächst ist er ein Hilfsverein, d. h. eine philantropische Organisation, ein Verein, der anderen helfen will. Daraus ergibt sich schon von selbst, daß er wohl für sehr viele Gebiete der jüdischen Gegenwartsarbeit geeignet ist, daß ihm aber nichts fremder ist als die Gründung und Unterhaltung eines wahrhaft den Verhältnissen Palästinas angepaßten Schulwerks. Philantropische Organisationen können mit großem Erfolg die jüdische Emigration regulieren, die ökonomische Lage der osteuropäischen Juden heben, können auch mit günstigen Resultaten in Palästina Land erwerben und Kolonien gründen — dies allerdings ist schon für sie weit schwieriger —, aber wahrhaft palästinensische Kulturarbeit können sie für die Dauer in ersprießlicher Weise nicht leisten. Denn ihnen fehlt eines, das wichtigste für diese Arbeit: das volle Verständnis für die Aufgaben und Ziele der nationalen Entwicklung in Palästina. Für sie ist Palästina auch ein Judenland, dem

[*] Ich behandle hier nur die Hauptschulen des Hilfsvereins, also die in Jerusalem bestehenden: Lehrerseminar, Lämelschule und Mädchenschule. Denn sie sind die eigentlichen typischen Hilfsvereinsschulen. Die Schulen in Hebron und Rehoboth sowie die Kindergärten, die alle rein hebräisch sind, lasse ich in dieser kritischen Betrachtung außer acht.

sie helfen wollen wie allen anderen Judenländern. Die Kulturarbeit in Palästina können aber nur die leisten, für die Palästina das Judenland ist, die Lösung der Judenfrage.

Der „Hilfsverein der deutschen Juden" ist aber mehr als eine nur philanthropische jüdische Organisation. Er ist noch dazu eben der „Hilfsverein der deutschen Juden", der deutschen zweimal unterstrichen, d. h. er will — bewußt oder unbewußt — auch deutsche Arbeit leisten und weithin dokumentieren, daß er eine deutsch-jüdische Organisation ist.

So ergibt es sich aus der Logik der Tatsachen von selbst, daß der Hilfsverein in seiner kulturellen Arbeit in Palästina zwei Ziele verfolgen muß: jüdisch-philanthropische und deutsche Ziele. Hätte er dies von Anbeginn an klipp und klar gesagt und getan, so wäre er niemals zu jener Halbheit und Inkonsequenz gelangt, die heute die Eigenart seiner Arbeit in Palästina ausmacht. Er hätte dann Schulen gegründet in der Art der „Alliance", die Schulen, die pädagogisch vielleicht besser, national aber ebenso zu bewerten wären wie jene. Dies tat er aber nicht. Sei es aus politisch-taktischen Gründen, um die öffentliche Meinung Palästinas für sich zu gewinnen, sei es auch aus einem minimalen Verständnis für die nationalen Aufgaben Palästinas heraus, sei es aus eigener Initiative der Berliner Leiter des Hilfsvereins, oder sei es auf den guten, klugen Rat seines Vertrauensmannes in Palästina hin, welches auch die Gründe seien, genug: der Hilfsverein arbeitete von Anbeginn an auch im Sinne der hebräischen Entwicklung und ging sogar soweit, nach außen hin hebräisch als die Unterrichtssprache seiner Schulen zu proklamieren. Das Deutsche allerdings sollte in ausgiebigster Weise gelehrt werden.

Hätte der Hilfsverein dieses Prinzip wirklich durchgeführt, niemand hätte jemals etwas gegen seine Arbeit einzuwenden gehabt, und es wäre nie zu jenem heftigen Kampfe gekommen, der jetzt in Palästina gegen ihn geführt wird. Denn — dies soll hier gleich gesagt werden — gegen das Deutsche als fremde Sprache im Programm des Hilfsvereins hat niemand in Palästina etwas einzuwenden. Im Gegenteil, mir ist von verschiedenen führenden Persönlichkeiten Palästinas oftmals versichert worden, daß sie aus jüdisch-nationalen Gründen das Deutsche in den Schulen dem Französischen vorziehen, weil das Französische im Orient eine assimilierende Kraft darstelle, das Deutsche aber nicht. Und darum: wenn auch aus praktischen Gründen die Kenntnis des Französischen in Palästina notwendiger sei als die des Deutschen, so sei dieses als die harmlosere fremde Kultursprache aus nationalen Gründen zu bevorzugen.

Also: gegen das Deutsche hatte niemand etwas einzuwenden, wohlverstanden: gegen das Deutsche als fremde Sprache. Der Hilfsverein begnügte sich aber nicht damit; er wollte etwas anderes, etwas pädagogisch völlig Unmögliches und Sinnloses. Das Deutsche sollte den Kindern nicht nur als fremde Sprache gelehrt werden, nein, es sollte ihre zweite Muttersprache werden. Der Direktor der Hilfsvereinsschulen hat es mir oftmals lang und breit auseinandergesetzt, und der ganze Aufbau der Schulen beweist es, daß das Ziel, das man erreichen wollte, dies war: den Kindern das Deutsche als ihre zweite Muttersprache einzuimpfen. „Sie sollen das Deutsche ebenso beherrschen wie das Hebräische", erklärte mir der Direktor immer wieder auf meine Fragen, warum dieses Teil deutsch unterrichtet wird und warum jenes.

Wie völlig sinnlos und unmöglich zu realisieren dieses Ziel ist, versteht aber jeder, dessen Blick nicht durch diese deutschen Aspirationen getrübt ist. Wo in der Welt haben die Kinder zwei Muttersprachen? Und wenn es Gegenden in der Schweiz gibt, wo die Bevölkerung deutsch und französisch spricht, so sind es doch Gegenden, in denen das Deutsche wie das Französische eben Umgangssprachen sind.

In diesem hebräischen Milieu Palästinas aber, wo kein Mensch Deutsch als Umgangssprache spricht, woher sollen es da die achtjährigen Kinder als Muttersprache erlernen? Ferner aber: Wenn es selbst zu erreichen wäre, wer versteht nicht, wie gefährlich dies vom nationalen Standpunkt wäre? In Palästina, in dem wir endlich einmal der Zweiheit und Halbheit des Galuth entrinnen sollen, in dem unsere Schulen keine heiligere Aufgabe haben als die, Menschen heranzuziehen, die ganz und einheitlich sind, Menschen mit einer Muttersprache, mit einem Vaterland und einer nationa-

len Kultur, in diesem Palästina will man den Kindern zwei Muttersprachen einimpfen. Heißt das nicht, die eigentliche Bedeutung Palästinas für uns Juden negieren, heißt das nicht den Galuth nach Palästina verpflanzen? Nur Menschen mit völliger Verständnislosigkeit für die nationalen Aufgaben Palästinas, Repräsentanten der Philantropie, konnten auf eine solche Idee verfallen.

An diesem Ziel ist der Hilfsverein gescheitert. Denn es ist klar, was sich daraus im Laufe der Jahre ergeben mußte: da man bald erkannte, daß die Kinder das Deutsche wohl als fremde Sprache beherrschten — etwa wie man in deutschen Schulen Französisch erlernt —, es aber weder als Muttersprache empfanden noch wie eine Muttersprache sprechen konnten, ging man dazu über, neben dem deutschen Unterricht auch ein allgemeines Fach in deutscher Sprache zu unterrichten. Und als man sah, daß der deutsche Unterricht in einem Fache nicht genüge, nahm man zwei, drei Fächer, und so ging es fort, bis de facto fast alle Fächer deutsch unterrichtet wurden.

Aber auch dies nutzte nichts. Nach wie vor sprechen die Kinder unter sich hebräisch, und bewirkt wurde nur das Gegenteil: vor allem litt der Unterricht in allen anderen Fächern in der denkbar schlimmsten Weise. Es war genau so, wie wenn man in einer deutschen Schule beginnen würde, Mathematik in französischer Sprache zu lehren. Die Schüler hatten sich während des Unterrichts mit der deutschen Sprache derartig zu quälen, daß sie den eigentlichen Unterrichtsstoff selbst nur schwer erfassen konnten. Ein Beispiel, das ich daselbst erlebt hatte, hat mir dies in drastischer Weise bewiesen. Ich wohnte dem mathematischen Unterrichte in einer höheren Klasse der Lämelschule bei. Es war eine Aufgabe gestellt, die keiner von den aufgerufenen Schülern lösen konnte. Ich merkte es ihnen aber an, daß die Schwierigkeiten, die sie damit hatten, alles deutsch zu erklären, ihre Gedankenarbeit so sehr in Anspruch nahm, daß sie die eigentliche Lösung der Aufgabe gar nicht klar durchdenken konnten. Da wurde der Lehrer vom Direktor für einige Minuten herausgerufen. Sofort begannen die Schüler untereinander die Aufgabe nachzurechnen, nun natürlich hebräisch, und im Nu war sie gelöst.

Aber neben diesem Schaden, den alle übrigen Gegenstände litten, wurde noch ein zweiter bemerkt: das Deutsche wurde den Schülern verhaßt. Weil man ihnen das Deutsche als Unterrichtssprache aufzwingen wollte, sie sich aber gegen diesen Versuch sowohl aus psychologisch-natürlichen, wie — die älteren Schüler besonders — aus nationalen Gründen wehrten, wurde ihnen mit der Zeit das Deutsche zur Qual, zum Gegenstand ihres Hasses. Während sonst der Jude überall, auch in Palästina, willig und gern fremde Sprachen lernt — die Schüler des Jaffaer Gymnasiums lernen mit großer Lust Französisch, Deutsch und Latein —, während die Juden Osteuropas — und die meisten Schüler des Lehrerseminars stammen aus Osteuropa — stets von einer lebhaften Sympathie für das Deutsche, dem sie durch ihr Jüdisch-Deutsch ja so nahe stehen, beseelt sind, sind es gerade die Schüler der „deutschen" Hilfsvereinsschulen, die gegen das Deutsche eine lebhafte Antipathie besitzen, und dies nur einzig und allein dank der sinnlosen Methode, ihnen Deutsch als Muttersprache aufzudrängen. Daß dies aber wieder das Verhältnis von Lehrern und Schülern in höchst ungünstiger Weise beeinflussen mußte, ist klar. Die Schüler unterschieden unter den Lehrern zwischen der „deutschen" und der „hebräischen" Richtung, stellten sich zur ersten — vor allem zum Direktor — in ausgesprochenen Gegensatz, die hebräisch gesinnten Lehrer — die weitaus größere Zahl — kämpfte einen stillen, aber erfolglosen Kampf gegen die „Deutschtümler", die von Berlin unterstützt wurden, und so herrschten in den Hilfsvereinsschulen tatsächlich die unerquicklichsten Zustände: Gegenseitiges Mißtrauen zwischen den Schülern und einem Teil der Lehrer, scharfe Gegensätze unter den Lehrern selbst; all dies steigerte noch die Systemlosigkeit und Uneinheitlichkeit, die von vornherein in den Schulen gelegen war, und so waren sie in letzter Zeit — pädagogisch gesehen — in einer recht ungünstigen und kritischen Lage. Alle, die die Verhältnisse kannten, erkannten, daß die Lage mit der Zeit unhaltbar wurde und sahen eine Krise mit Notwendigkeit kommen. Die Seminaristen und der größte Teil der Lehrer, vor allem die jüngeren, lebten in ständiger höchster Unzufriedenheit, und es kam öfters zu offenen Konflikten zwischen ihnen und der Leitung, und nur

der besonderen Geschicklichkeit und Diplomatie des Direktors gelang es immer wieder, eine Krise abzuwenden und die Berliner Leitung im Glauben zu halten, daß alles in bester Ordnung sei, die öffentliche Meinung aber glauben zu lassen, die Hilfsvereinsschulen seien noch immer hebräische Schulen, was sie schon lange nicht mehr waren.

So war denn der Kampf, der im Anschluß an den Streit um das Haifaer Technikum in Palästina gegen die Hilfsvereinsschulen geführt wurde, keineswegs ein unerwarteter Ueberfall radikaler Heißsporne, wie es den Berliner – über die wahren Verhältnisse meist falsch unterrichteten – Leitern des Hilfsvereins scheinen wollte. Der Kampf war vielmehr ein Ereignis, das alle Kenner der Verhältnisse schon seit geraumer Zeit mit Notwendigkeit kommen sahen, und er wirkte daher lediglich reinigend und klärend. Durch ihn ward die verworrene, alle Welt irreführende Situation beseitigt, daß Schulen existieren, die ihrem Programme nach hebräisch sein sollen, und es in Wirklichkeit nicht sind, durch diesen Kampf wird aber auch der Hilfsverein endlich zu der Erkenntnis gelangen, wie unsinnig und utopisch sein Ziel, den Kindern Deutsch und Hebräisch als gleichberechtigte Muttersprachen einzuimpfen, war.

An diesem Ziel, und nur an ihm, ist das große, imposante Werk des Hilfsvereins gescheitert. Wäre er seinem proklamierten Prinzipe treu geblieben, hätte er — ohne alle Einschränkungen und Ausnahmen — das Hebräische als wirkliche Unterrichtssprache eingeführt und Deutsch als fremde Sprache unterrichtet, in noch so ausgiebiger Weise unterrichtet — die hebräisch gesinnten Lehrer und Schüler haben stets die Leitung ersucht, lieber mehr Stunden für das Deutsche einzuführen, aber alle allgemeinen Fächer hebräisch zu unterrichten —, er hätte sich die Sympathie des palästinensischen Judentums bewahrt und hätte das mächtigste und beste Schulwerk in Palästina zu errichten vermocht.

Wie freudig man ursprünglich von Seiten des nationalen Judentums in Palästina das Wirken des Hilfsvereins begrüßte, wie tatkräftig man ihn unterstützte, ist in aller Erinnerung und beweisen all die Anstalten des Hilfsvereins, die konsequent hebräisch sind: die Schulen in Rechoboth und Hebron, vor allem aber seine Kindergärten. Niemals hat jemand gegen diese Anstalten ein Wort der Kritik gerichtet, und überall begegneten sie nur freudiger Anerkennung und tatkräftiger Unterstützung. Wie sehr man dem Hilfsverein entgegenkam, beweist auch die große Zahl der nationalen Lehrer, die an seinen Schulen wirkte. Es waren zum Teil die besten Männer der Lehrerschaft Palästinas, über die er verfügte, und die Tatsache, daß diese ihm so lange die Treue gewahrt haben, und trotz der immer stärker werdenden deutschen Tendenz doch auf ihrem Posten verharrten, in der Hoffnung auf Besserung, zeigt, welch schweren Herzens das nationale Judentum Palästinas den Kampf gegen den Hilfsverein aufnahm, der bei allen Grundfehlern sich doch große Verdienste um das Schulwerk Palästinas erworben hat. Aber bei der Verblendung der Berliner Leitung mußte es einmal zur Krise kommen. Und als der Beschluß des Kuratoriums des Haifaer Technikums, der — wie alle Welt weiß – einzig und allein durch James Simon und Paul Nathan herbeigeführt wurde, vorlag, erkannte man in Palästina, daß auf eine Besserung der Lage nicht zu hoffen sei, daß im Gegenteil die deutsche Tendenz in Zukunft noch wachsen werde, und so verließen denn die national gesinnten Lehrer die Schulen, an denen sie die besten Jahre ihres Lebens gewirkt und gearbeitet hatten.

An seinen verkehrten, übertriebenen deutschen Aspirationen, an seinem sinnlosen, antinationalen Programme der zwei Muttersprachen ist der Hilfsverein in Palästina gescheitert. Und mit diesem Scheitern hat Palästina aller Welt bewiesen, daß Palästina eben nicht der Galuth ist, sondern die Ueberwindung desselben bedeutet. Es geht eben nicht an, dorthin die Zweiheit und Halbheit des Galuthjudentums zu verpflanzen. In Palästina wollen wir den neuen Juden heranziehen, den ganzen, geschlossenen, einheitlichen Juden, der ein Vaterland, eine Muttersprache und eine Volkskultur kennt. Und — dies hat der Kampf gegen den Hilfsverein und die rasche, totale Niederlage desselben bewiesen —, Palästina hat bereits die Kraft, alle diejenigen, die — wenn auch in der besten Absicht — es in der Erfüllung dieser seiner heiligsten Aufgabe hindern und stören wollen, aus seinem Bereiche zu verdrängen.

IV.

Die Galuthschulen.

Allianceschulen; Evelyne de Rothschild-Schule; die Schulen des „alten Jischub."

Wer die Ueberschrift dieses letzten Kapitels liest, wird verwundert fragen, wie man wohl diese so grundverschiedenen Schulen in eine Kategorie einstellen kann; gibt es Schultypen von größeren Gegensätzlichkeiten als eine Allianceschule und eine Talmud-Thora? Und dennoch fasse ich sie in einer Kategorie zusammen. Denn sie haben ein Gemeinsames, und wenn auch dieses Gemeinsame lediglich etwas Negatives darstellt, so ist es von unserem Gesichtspunkte doch so entscheidend, daß es die Zusammenstellung beider vollauf rechtfertigt: beide Schultypen haben nichts Palästinensisches an sich. Sie sind Galuthschulen. Diese Chedorim könnten in derselben Form ebenso in Berditschew oder Krakau existieren, und die Evelyne de Rothschild-Schule könnte auch ganz gut in London gegründet sein. Es sind dies alles Schulen, die nichts oder nur sehr wenig vom Geiste Neupalästinas in sich aufgenommen haben und aus dem Rahmen des neupalästinensischen Lebens eigentlich herausfallen.

*

Zu dieser Kategorie gehört zunächst und vor allem die Gruppe der Allianceschulen. Es tut einem weh, das sagen zu müssen, denn damit spricht man der ältesten Schulgruppe Palästinas das Urteil. Die Alliance Israélite Universelle war bekanntlich die erste aller jüdischen Organisationen, die auf dem Gebiete des Schulwesens in Palästina zu arbeiten begann. Aber so groß das Verdienst der Alliance als der Iniatorin der kulturellen Arbeit in Palästina auch ist, so tief auch die Pietät vor den großen Juden, die sie gegründet haben, sein mag, man muß es heute doch ohne alle Umschreife sagen, daß das Schulwerk der Alliance sich in einer starken Krise befindet, daß es seit Jahren in starkem Niedergang begriffen ist, daß von allen Schulen Palästinas die Allianceschulen die minderwertigsten sind.

Dies gilt zunächst, rein pädagogisch beurteilt, von allen jüdischen Maßstäben abgesehen. Schon die Zusammensetzung des Lehrermaterials bedingt diesen Niederstand der Schulen. Als Direktor jeder Schule fungiert ein Zögling der Ecole Normale in Paris, der, als orientalischer Jude in der Pariser Boulevardkultur ausgebildet, oft allen inneren Halt verloren hat und ohne jede Liebe zu seinem Berufe, ohne jedes Verständnis für die Größe und Heiligkeit seiner Aufgaben seinen Posten antritt. In größeren Schulen hat er dann einen zweiten Schüler der Ecole Normale als Subdirektor; in kleineren Schulen fehlt auch dieser. Das gesamte übrige Lehrerpersonal setzt sich aus Jünglingen zusammen, die die Schule beendet haben, also eine mangelhafte Volksschulbildung besitzen, und aus sephardischen Chachamim, die ohne die geringste Profanbildung auch über recht mäßige jüdische Kenntnisse verfügen. Es ist klar, daß solche Lehrer ohne jegliche pädagogische Schulung mit äußerst niedriger Bildung keine guten modernen Schulen schaffen und erhalten können. So kommt es, daß die Allianceschulen die rückschrittlichsten und pädagogisch mangelhaftesten in ganz Palästina sind, daß der Unterricht in einer Art und Weise erteilt wird, die in Europa seit Jahrzehnten überwunden ist, daß Prügel das einzige pädagogische Erziehungsmittel darstellen, daß von irgend welchem Geiste, der die Schule beseelte, von irgend welchem Bildungsstreben bei den Schülern, von irgend welchem Eifer bei den Lehrern keine Spur vorhanden ist. Diese Minderwertigkeit der Schulen dokumentiert sich am besten in der Tatsache, daß kein aschkenasischer Jude jemals seine Kinder in eine Allianceschule schicken

würde, daß alle Schüler lediglich den ärmsten, ungebildetesten sephardischen Massen entstammen, die ihre Kinder großenteils hinschicken, weil sie Mittagessen und Kleider erhalten.

Und in jüdischer Hinsicht läßt sich überhaupt kaum über die Schulen reden. Die Direktoren, die aus der Ecole Normale kommen, sind jüdisch ebenso ungebildet wie uninteressiert, die jungen sephardischen Lehrer, die eben noch auf der Schulbank saßen, haben überhaupt keinerlei geistigen Interessen, und so bleibt die jüdische Erziehung den Chachamim überlassen. Man muß aber den Typus eines solchen Chacham kennen, diesen Typus eines innerlich hohlen, uninteressierten, faulen und schwerfälligen Menschen, oft noch habgierig und geizig, eines Menschen ohne Ideale und ohne jeglichen Elan, um verstehen zu können, wie die jüdische Erziehung dieser Kinder werden muß. So wachsen die Zöglinge der Allianceschulen heran; ungebildet, geistig interesselos, jüdisch stumpf und verständnislos, moralisch unerzogen, verlassen sie die Schule, die sie 8—10 Jahre besucht haben, mit einem einzigen Gewinn: sie plappern Französisch, ein Französisch allerdings, das zu hören ich keinem Franzosen wünschen würde. Da sie in ihren Berufen als Schuster, Schneider, Kutscher oder Bettler keinerlei Verwendung für ihr Französisch haben, vergessen sie es sehr rasch, und für ihr weiteres Leben zeugen nur noch die im Gedächtnis aufbewahrten armseligen Brocken mancher französischer Worte davon, daß sie in ihrer Jugend eine Allianceschule besucht haben.

Man braucht heute nicht mehr viel über die Zustände der Allianceschulen zu sprechen; ihre allgemeine wie jüdische Minderwertigkeit ist aller Welt bekannt und wird — zwar nicht offen, aber de facto — von den Leitern der Schulen selbst zugegeben. Die Schwierigkeiten und Hemmnisse für eine Reform lagen bisher einzig und allein in der Pariser Leitung der Alliance. In letzter Zeit scheint man aber auch in Paris sich zu der Erkenntnis durchgerungen zu haben, daß etwas faul sein muß in den Allianceschulen, und so kann man eine Tendenz zur Besserung und Reformierung konstatieren. Diese Tendenz kam vor allem in einem Zirkular zum Ausdruck, das das Pariser Zentralkomitee vor einem Jahre an alle Schuldirektoren richtete und in dem dieselben angewiesen wurden, das Hebräische in den Schulen intensiver zu pflegen als bisher. Außerdem aber beginnt die Alliance modern gebildete, national gesinnte junge aschkenasische Lehrer in ihren Schulen anzustellen. Daß diese Reformbestrebung bereits Erfolg gehabt hat, zeigte mir mein Besuch der Jerusalemer Allianceschule, in der ich hebräische Schulaufsätze las, die sprachlich ganz gut waren und inhaltlich einen für Allianceschulen oft überraschenden nationalen Geist atmeten. Diese verstärkte Betonung des Hebräischen zeigt, daß man in Paris auch das letzte und eigentliche Grundübel, die Ursache aller Mißstände der Allianceschulen, erkannt zu haben scheint: ihr völliges Abseitsstehen von allen modernen nationalen Tendenzen des neupalästinensischen Lebens. An den Allianceschulen scheint all das Gewaltige, was sich in Palästina in den letzten drei Jahrzehnten ereignet hat, spurlos vorbeigegangen zu sein. Und nicht eher werden diese Schulen wirklich reformiert werden können, nicht eher werden sie in der Lage sein, auch nur den minimalsten pädagogischen und jüdischen Anforderungen zu entsprechen, als bis sie sich in den Rahmen des neupalästinensischen Lebens hineingestellt haben und beginnen werden, sich als Teile und Glieder des jungen Palästina zu fühlen.

*

Ich brauche nicht viel Worte über die Evelyne de Rothschild-Schule zu verlieren. Denn die absolute Sinnlosigkeit, die dieser Mädchenschule zur Grundlage dient, springt jedem Unbefangenen, selbst wenn er die Schule aus persönlicher Anschauung nicht kennt, in die Augen. Ich glaube, bei keinem anderen Volke der Welt als bei uns Juden, und in keinem anderen Lande der Erde als in Palästina wäre diese Absurdität denkbar, daß man in einem Lande, in dem kein Mensch englisch spricht oder nur versteht, eine Volksschule für Mädchen gründet, deren Unterrichtssprache englisch ist. Weil zufällig Miß Evelyne de Rothschild die Laune — das englische „spleen" drückt es viel treffender aus — gehabt hat, eine englische Mädchenschule in Jerusalem zu gründen, müssen 600 Mädchen im Alter von 7—15 Jahren, die meist den ärmsten Kreisen der sephardischen Juden entstammen, täglich einige Stunden englisch plappern, um ein Jahr, nachdem sie die

Schule verlassen haben, alles wieder zu vergessen. Man kann noch dem Programm der Allianceschulen mit ihrem Französisch als Unterrichtssprache für den Orient einigen Sinn zugestehen: den Sinn und den Zweck der englischen Erziehung der Evelyne de Rothschild-Schule kann kein vernünftiger Mensch begreifen. Wie lächerlich, einfach farcenhaft lächerlich die Schule sich ausnimmt, weiß jeder, der auch nur kurze Zeit in ihr geweilt hat. Gleich beim Eintritt findet er im Vestibül die 10 Gebote in englischer Sprache vor; tritt er in eine Klasse, so hört er kleine sephardische, yemenitische, mesopotamische Judenmädchen sich am englischen „th" ihre Zunge zerbrechen, und empfindet tiefes Mitleid mit diesen armen Kindern, die entrechtet und schutzlos, den Launen jeder Miß als Versuchsobjekt dienen müssen. In der Pause sieht er diese lustigen, wilden Kinder die steifen Zeremonien englischer Pensionatssitten ausführen und in militärischem Drill gravitätisch und „züchtiglich" im Gänsemarsch um den Hof schreiten: kurzum: etwas Widersinnigeres als diese Evelyne de Rothschild-Schule mit ihrer englischen Unterrichtssprache, mit ihren englischen Erziehungsmethoden, zurechtgestutzt für Jerusalemer sephardische Mädchen, mit ihrem orthodoxen Geist, der aber in diesen Rahmen und in die Formen englischer Manieren gesteckt, unnatürlich und unwahr wirkt, — etwas Widersinnigeres habe ich selten gesehen. Würde nicht die Schule den Mädchen doch einige Ordnung und Disziplin beibringen, würde nicht ein vorzüglicher hebräischer Lehrer dafür sorgen, daß die Mädchen auch ordentlich hebräisch lernen, diese ganze große, vorzüglich organisierte Schule mit ihrem sehr hohen Budget wäre ein totaler Nonsens ohne Sinn und Wert. Infolge dieser wenigen Vorzüge aber leistet sie dennoch manches Ersprießliche, und gewinnt so ein Minimum von Existenzberechtigung.

*

Und nunmehr zu der letzten Kategorie palästinensischer Schulen, zu der größten und verbreitesten Kategorie: zu den Schulen des alten Jischub, den Chedorim, Talmud-Thoras und Jeschibahs. Ich kann hier in diesem Zusammenhang nicht auf diese Schulen ausführlich eingehen, kann nicht die verschiedenen Typen und Variationen von Schulen, die vorhanden sind, einzeln darstellen, sondern muß mich darauf beschränken, einiges Grundsätzliche über Wesen und Bedeutung dieser Schulen zu sagen.

Diese Schulen des „alten Jischub" haben nichts spezifisch Palästinensisches an sich. Sie gleichen in ihrem Wesen und ihrer Struktur den Chedorim und Jeschibahs, wie sie das Ghettojudentum in all seinen Zentren ausgebildet hat; und so gilt von ihnen dasselbe, was von den Chedorim und Jeschibahs überall gilt. Welche ungeheure suggestive Erziehungskraft diese Schulen besitzen, habe ich in meinem Briefe über das Chalukahjudentum kurz gezeigt; wie sehr aber auch diese Schulen unserem modernen Leben widersprechen, wie unrettbar sie daher dem Untergang preisgegeben sind, weiß jeder Kenner des osteuropäischen Judentums. Dieser Verfallprozeß des Cheders, der in Osteuropa bereits in voller Stärke vor sich geht und heute eines der schwersten Probleme des osteuropäischen innerjüdischen Lebens bildet, ist im Chalukahjudentum noch nicht zu konstatieren. Der Grund ist der, daß dieses Chalukahjudentum eben noch außerhalb jedes wirklichen Wirtschaftslebens steht, und es vor allem die ökonomischen Verhältnisse, die Bedürfnisse des wirtschaftlichen Lebenskampfes sind, die den alten Cheder untergraben und auflösen. Zu der Schnorrerexistenz der Chalukahjuden paßt der Cheder und die Jeschibah noch recht gut. Dieses Schnorrermilieu aber, dem der Cheder und die Jeschibah Palästinas entwachsen sind, verleiht ihm auch manche seiner Eigenarten, die einzigen, die ihn von den gleichartigen Schulen des außerpalästinensischen Ghettojudentums unterscheiden. Natürlich im ungünstigen Sinne unterscheiden. Denn dieselbe moralische Minderwertigkeit, dieselbe Passivität und Energielosigkeit, die das Schnorrerleben beim Chalukahjuden ausgebildet hat, zeigt sich auch in seinen Schulen. Bei den Talmud-Thoras macht sich dies noch nicht so sehr bemerkbar, weil der strenge Melamed die Kinder zum Lernen zwingt, obwohl auch diese Talmud-Thoras von vielen Chedorims Osteuropas an Qualität übertroffen werden. Stark bemerkbar macht sich aber diese Inferiorität der Chelukahschulen an den Jeschibahs. Es ist eine alte, oft ausgesprochene Wahrnehmung, daß aus den Jeschiwohs Palästinas noch kein einziger wahrhaft überragender Gaon hervorgegangen ist, daß

die osteuropäischen Jeschibahs weitaus bedeutendere Resultate zu verzeichnen haben als die palästinensischen. Dies zeigt sich ja schon darin, daß stets, wenn in Palästina ein Rabbinerposten besetzt werden muß — und sei es auch nur in einer Kolonie — man einen Raw aus Osteuropa bringen muß. Nicht einmal Palästina selbst können die Jeschibahs des Chalukahjudentums mit Rabbinern versorgen. Dasselbe zeigt sich aber an der rabbinischen, halachischen Literatur. Im Verhältnis zu der großen Zahl seiner Jeschibahs und der Zahl von Leuten, die ihre ganze Zeit dem Talmudstudium widmen, hat Palästina nur eine recht minimale halachische Literatur aufzuweisen. Auch an der inneren Organisation der Jeschibahs zeigt sich diese Inferiorität. Keine „Schiurim" (Talmudkurse) werden dort abgehalten, kein systematischer Lernbetrieb ist dort vorhanden. In einigen Sälen sitzen eine Anzahl von Leuten über Folianten gebeugt und lernen oder — schlummern, je nach Neigung und Temperament; dies ist das Bild einer palästinensischen Jeschibah. Es ist selbstverständlich, daß bei einer solchen Einrichtung der Jeschibahs nichts Großes erzielt werden kann. Hinzu kommt dann noch das Schnorrertum, das all diesen Jeschibahs als Grundlage dient. Jede ‚Jeschibah' bedarf eines im Schnorren und Handeln geschulten kaufmännischen Leiters dringender als eines Talmudgelehrten. Die größten dieser Jeschibahs haben sich ja zu reinen Handelsinstituten herausentwickelt, die Wechsel ausgeben, Anleihen aufnehmen und Geschäfte treiben. Der Zusammenbruch einer der größten Jeschibahs vor wenigen Jahren und die hieran sich anschließenden Bankerotte einiger anderer Wohltätigkeitsinstitute Jerusalems hat ja dieses ungesunde korrupte System vor aller Welt aufgedeckt. Seitdem ist eine kleine Besserung erfolgt, in dem Sinne, daß nun vorsichtiger gehandelt und spekuliert wird, im Wesen aber ist alles beim alten geblieben.

Daß dieses gesamte Schulsystem der Chalukah einmal früher oder später untergehen muß, ist ebenso klar, wie die andere Gewißheit, daß die Tage dieses Chalukahjudentums selbst gezählt sind. Es kann lediglich eine Frage der Zeit sein, wann der Zersetzungsprozeß in starkem Maße einsetzen wird. Und für diesen Moment gilt es Vorsorge zu treffen: Vorsorge dafür, daß mit der Zersetzung auch eine Umwandlung, mit dem Zerfall eine Reform beginnt. Daß der Tag, da dies beginnen wird, nicht mehr so fern ist, wie allgemein geglaubt wird, erkannte ich an einem schönen Sommerabend, da ich dem Feste einer Anzahl von Jeschibohbachurim beiwohnte, die insgeheim dem Turnverein Makkabi angehören. Es war ein erhebendes und rührendes Bild, das dieses Fest bot: hier sah man eine beträchtliche Zahl der besten Söhne der Chalukah, die von selbst, aus innerer Erkenntnis, nach einem Herauskommen aus den entwürdigenden Fesseln ihres Milieus strebten. Von selbst waren diese Jünglinge zu dieser inneren Ueberwindung der Chalukah gelangt. Denn noch hat keinerlei systematische Arbeit innerhalb des Chalukahjudentums eingesetzt. Alle bisherige kulturelle Arbeit in Palästina war von vornherein ungeeignet, das Chalukahjudentum zu beeinflussen und umzugestalten. Sie ging stets außerhalb des Rahmens des Chalukahjudentums vor, und war auf eine Basis gestellt, die ihre Leistungen für den „alten Jischub" völlig unakzeptabel machten. Jetzt gilt es, das System zu ändern; gilt es vor allem, Bildungs- und Arbeitsstätten zu gründen, die dem Chalukahjuden zugänglich sind. Denn — und mit diesem Gedanken soll diese Betrachtung über die Schulen Palästinas beschlossen werden — es gibt heute in Palästina keine dringendere Aufgabe, als den alten Jischub für die nationalen Ideale zu gewinnen. Nicht eher wird das jüdische Leben in Palästina auf eine völlig gesunde Basis gestellt sein, als bis der Gegensatz vom ‚alten' und neuen Jischub in dem Sinne, den er heute besitzt, verschwunden sein wird. Es kann und wird stets religiöse und areligiöse Juden in Palästina geben. Aber alle müssen sie auf dem Boden unserer nationalen Ideale geeint sein; erst dann wird Palästina all seine potentiell bereits heute in ihm ruhenden Energien wirken lassen und die Entwicklung Erez-Israels wird mit jenem Tempo einsetzen können, das allein die Verwirklichung unserer Ideale herbeizuführen imstande sein wird.

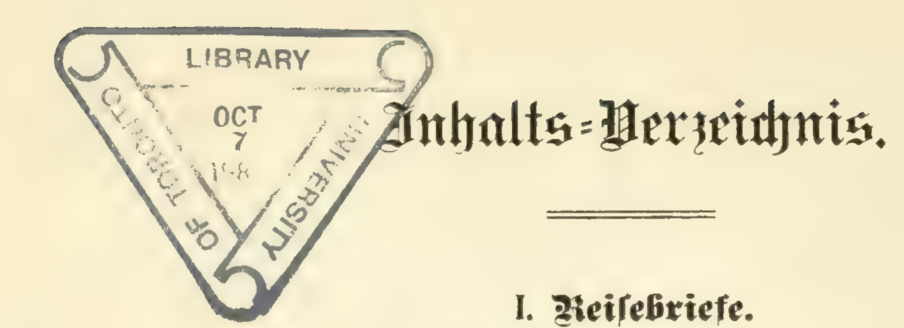


Nachwort.

Dieses Buch ist die Frucht einer Reise durch Palästina, die ich im Sommerhalbjahr 1913 (März-Juli) unternommen habe. Die Reisebriefe stellen lediglich einen Niederschlag der Empfindungen dar, die die einzelnen Etappen meiner Reise in mir ausgelöst haben. Sie erheben daher keineswegs etwa den Anspruch, ein abgerundetes, umfassendes Bild des neujüdischen Lebens in Palästina zu geben. Nicht nur, daß einer, der zum ersten Male Palästina bereist hat, nicht imstande ist, das dortige jüdische Leben erschöpfend darzustellen, ist das neujüdische Palästina noch überhaupt zu unfertig, zu sehr noch im Stadium des Werdens und Entstehens, als daß ein scharf umrissenes, klares Bild von ihm schon gezeichnet werden könnte. Was ich in diesen anspruchslosen Briefen wollte, war nur dies: etwas von tiefen Gefühlen wiederzugeben, die der nationale Jude empfindet, wenn er zum ersten Male diesem Neuen und Herrlichen, das da im Entstehen begriffen ist, gegenübertritt. So wird man es mir denn nicht verübeln, wenn manchmal die Flamme der Begeisterung zu hoch emporschlägt, wird mir aber auch nicht zürnen, wenn hie und da die Worte der Kritik und der Unzufriedenheit zu herb geworden sind. Die Frucht subjektiven Erlebens, haben diese Briefe ihren subjektiven Charakter auch im Buche beibehalten. Sie wollen deshalb weniger urteilen als schildern; sie sollen nicht werten, sondern anregen; sollen — und dies vor allem — in der Seele des Lesers die Sehnsucht erwecken, selbst hinüberzugehen und all das Wunderbare, das in unseren Tagen in Palästina emporblüht, anzuschauen und so wenigstens für eine kurze Weile lebendiger Zeuge der Wiederverjüngung unseres Volkes in seinem Erez Israel zu sein.

Frankfurt a. M., im März 1914.

Nachum Goldmann.



Inhalts-Verzeichnis.

I. Reisebriefe.

II. Die Schulen Palästinas.





